Gall. rev. 1035 2 (2

<366185091300017

<366185091300017

Bayer. Staatsbibliothek

Memoiren

der

Frau von Campan.

Zweiter Band.

Fg/91/40.024

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Memoiren

über

das Privatleben

der

Königin Maria Antoinette

von Frankreich.

Nebst

Erinnerungen und historischen Anekdoten aus der Regierungszeit Ludwigs des Vierzehnten, des Funfzehnten und des Sechszehnten.

Aus dem Französischen

der

Frau von Campan.

Zweiter Band.

Breslau,

im Verlage von Josef Max und Komp.

1824.

B S B
MÜNCHEN

Neuntes Kapitel.

Worte der Königin an die neugeborne Prinzessin. — Wohlwollende Sorge der Königin für die in ihrem Dienst stehenden Personen. — Oeffentliche Lustbarkeiten. — Der Vermählungsring der Königin, welcher gestohlen worden, wird ihr unter dem Beichtsiegel wieder zurückerstattet. — Die Zuneigung der Königin für die Frau von Polignac wächst mit jedem Tage. — Unzeitige Niederkunft der Königin, welche niemand erfährt. — Tod Maria Theresia's; Betrübniß der Königin. — Ludwig der Sechzehnte spricht zum erstenmal mit dem Abbé von Vermond. — Anekdoten über Maria Theresia. — Geburt des Dauphin. — Freude Ludwigs des Sechzehnten. — Glänzende und sinnreiche Festlichkeiten. — Reden und Komplimente der Frauen von der Halle. — Bankerutt des Prinzen von Guemenée. — Die Herzogin von Polignac wird zur Gouvernante der königlichen Kinder ernannt. — Neid der Hofleute. — Merkwürdige Details über die Reisen des Hofes nach Marly. — Aufenthalt zu Trianon. — Lebensweise daselbst. — Die Königin spielt daselbst mit den Personen ihres vertrauten Cirkels Komödie. — Den König belustigen diese Vorstellungen. — Ansprüche des Herzogs von Fronsac. — Zudrang zu diesen Schauspielvorstellungen; Kritteleien darüber. — Der Krieg mit Nordamerika. — Franklin. — Sein Aufenthalt am Hofe. — Feste, die man ihm zu Ehren giebt. — Medaillon auf Franklin. — Herr von La Fayette; Verse, zu seinem Lobe

gedichtet und von der Königin abgeschrieben. — Königliche Verfügung, welche blos Adeligen die Beförderung zu Offizierstellen gestattet. — Geist des Bürgerstandes. — Der Hof will blos adeligen Familien zum Besitz geistlicher Würden verhelfen. — Anekdote. —

Endlich wurde die Königin unserer Anhänglichkeit wiedergeschenkt. Jener Augenblick des Schreckens hinderte uns sogar an das Bedauern darüber zu denken, daß wir keinen Thronerben erhalten hatten. Der König selber war nur mit der Sorge für die Erhaltung einer angebeteten Gemahlin beschäftigt. Man überreichte die neugeborne Prinzessin der Königin. Sie drückte sie an ihr wahrhaft mütterliches Herz. »Arme Kleine, sagte sie zu ihr, du kommst uns eben nicht erwünscht, aber du wirst mir deshalb nicht minder lieb seyn. Ein Sohn würde mehr dem Staate insbesondere angehört haben. Du hingegen wirst mir angehören, dir wird meine ganze Sorgfalt zu Theil werden, du wirst an meinem Glück theilnehmen und meinen Kummer lindern.«

Der König ließ einen Courier nach Paris abgehen, und schrieb selbst neben dem Bette der Königin die Briefe nach Wien. In Paris fanden eine Menge Lustbarkeiten statt, und da das Alter des Königs und der Königin noch eine große Zahl von Kindern von ihnen erwarten ließ, so richtete man seine Hoffnungen auf eine neue Schwangerschaft.

Ein sehr zahlreiches Dienerschaftspersonale wachte die ersten Nächte nach der Niederkunft bei der Königin. Dies bekümmerte sie, und sie ließ daher für die Kammerfrauen große Armstühle machen, deren Rücken umgelegt werden konnte, und die also völlig die Stelle eines Bettes vertraten.

Herr von Lassone, als erster Hofarzt, ferner, der erste Wundarzt, der erste Apotheker, die Vorsteher des Schenken- und Obstamts u. s. w. blieben gleichfalls neun Nächte hindurch auf. Ebenso wachte man bei den königlichen Kindern sehr lange Zeit, und während der ersten drei Jahre nach ihrer Geburt blieb alle Nächte eine Wachfrau bei ihnen auf und völlig angekleidet.

Die Königin hielt ihren ersten Einzug in Paris erst bei ihrem Kirchgange. Hundert Mädchen wurden bei dieser Gelegenheit ausgestattet und in Notre Dame getraut. Das Volk äußerte dabei wenig laute Freudensbezeugungen; desto glänzender wurde die Königin in der Oper empfangen. *)

---

*) Die vielen wohlthätigen Handlungen von Seiten der Stadtbehörde hinderten gleichwohl nicht, daß man das Volk auch noch durch rauschende Feste unterhielt; es gab da Illuminationen, Freudenfeuer, Feuerwerke, Weinfontänen, Vertheilungen von Brod und Wurst. In allen Pariser Schauspielhäusern war freier Zutritt, und dies gab eine neue Art von Volksfest. Jeder Schauspielsaal füllte sich schon Vormittags, und der Anfang war erst um zwei Uhr. Im französischen Theater gab man Zaire und noch ein kleines Stück: der Florentiner. Welche Vorkehrungen man auch immer getroffen hatte, um den Kohlenträgern freien Platz in der Loge des Königs zu erhalten, die sie einem alten Brauch zufolge bei solchen Gelegenheiten einzunehmen pflegten, so wie die Fischfrauen oder Damen von der Halle die Loge der Königin, — so waren doch bei ihrer Ankunft die Plätze bereits besetzt. Man benachrichtigte sie davon. Sie fanden dieses Verfahren sehr sonderbar. Diese beiden bedeutendsten Innungen der untern Volksklasse sah man damals fast eben so lebhaft sich über die Etikette streiten, wie große Herren oder Fürstenhöfe es wohl zu thun pflegen. Sie wollten

Wenige Tage darauf, als sie aus dem Wochenbette heraus war, schrieb der Pfarrer von Sanct Magdalena in der Altstadt von Paris an Herrn von Campan, daß er ihn insgeheim zu sprechen wünsche. Es geschah dies blos, um ihn zu bitten, daß er der Königin eine kleine Kapsel, welche ihren Trauring enthielt, nebst folgendem Schreiben von der Hand des Pfarrers einhändigen möchte: »Unter dem Siegel der Beichtverschwiegenheit habe ich den Ring, welchen ich Ew. Majestät beifolgend übersende, nebst dem Geständniß erhalten, daß er Ihnen im Jahr 1771 in der strafbaren Absicht entwendet worden sey, um Kindergeburten zu hintertreiben.« Die Königin sagte, als sie ihren Ring wiederfand, sie habe ihn wirklich vor etwa sieben Jahren beim Händewaschen verloren, habe indeß keine Nachforschungen über die abergläubische Person anstellen wollen, die ihr einen so boshaften Streich gespielt habe.

Die Anhänglichkeit der Königin für die Gräfin Jules nahm immer mehr zu. Sie begab sich mehrere male zu ihr nach Paris, und bezog sogar das Jagdschloß, blos

---

wissen, warum man die ihnen durch das Herkommen zugesicherten Logen habe in Besitz nehmen lassen. Man mußte den Regisseur herbeirufen, und nachdem sich der Bühnensenat zur Berathschlagung versammlet hatte, schlug man die Bücher nach und erkannte die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche an. Man machte nun den Kohlenträgern den Antrag, sich auf das Theater zu begeben, und sie nahmen da immer an der Seite des Königs auf den Bänken Platz, die man für sie hingesetzt hatte. Die Fischweiber folgten ihnen und setzten sich auf der gegenüber liegenden Seite nieder.

(Der franz. Herausgeber.)

um sie während ihres Wochenbettes bequem besuchen zu können. *) Sie hatte das Fräulein von Polignac in einem Alter von kaum dreizehn Jahren an Herrn von Grammont verheirathet, der in Folge dieser Vermählung zum Herzog von Guiche und zum Kapitän der königli-

*) Die Herzogin von Polignac — erzählt Montjoie in dem Leben Mariens Antoinettens — erlag den Beschwerden der Lebensweise, welche ihre Ergebenheit für die Königin ihr auferlegt hatte und die gleichwohl so wenig nach ihrem Geschmack war. Ihre Gesundheitsumstände verschlimmerten sich auf eine beunruhigende Weise; die Aerzte verordneten ihr die Bäder von Bath. Da der Hofsitte zufolge die Gouvernante der königlichen Kinder nie abwesend seyn durfte, so sah die Königin durch diese Verordnung der Aerzte sich in dem Falle, entweder ihren Posten zu behalten, dessen Pflichten sie wegen ihrer Körperschmerzen nicht mehr erfüllen konnte, oder ihre Entlassung zu nehmen. Sie stellte dies der Königin vor, die sie stillschweigend anhörte, und ihr dann mit Thränen in den Augen antwortete: "Sie dürfen, Sie können mich unmöglich verlassen; Ihr Herz würde sich dagegen sträuben. In meinem Range ist es so selten, eine Freundin anzutreffen, und doch etwas so heilsames, ein solches Glück, sein Vertrauen einer achtungswerthen Person schenken zu können. Sie beurtheilen mich nicht wie der große Haufe, Sie wissen, daß der Glanz, der mich umgiebt, nichts zum Glück beiträgt; auch ist Ihnen nicht unbekannt, daß meine Seele, voll Bitterkeit und Bekümmerniß, die ich verheimlichen muß, das Bedürfniß fühlt, ein Herz zu finden, welches das meinige versteht. Muß ich nun nicht dem Himmel danken, daß er mir eine wahre, gefühlvolle Freundin gegeben hat, die nicht meinem Range, sondern meiner Person ergeben ist? Dies Glück ist unschätzbar; berauben Sie mich um Gottes willen desselben nicht."

(Der franz. Herausgeber.)

chen Leibgarde in Anwartschaft des Herzogs von Villeroi ernannt wurde. Die Herzogin von Civrac, Ehrendame der Prinzessin Victorie, hatte für ihren Sohn, den Herzog von Lorges, die Zusicherung dieser Stelle schon früher erhalten. So vermehrte sich denn die Zahl der unzufriedenen Familien am Hofe.

Der Titel einer Favoritin war der Gräfin Jules von ihren Freunden zu laut gegeben worden. Das Loos der Favoritinnen der Königin ist in Frankreich eben nicht beneidenswerth; aus Galanterie werden die Favoritinnen der Könige mit weit mehr Nachsicht behandelt.

Kurze Zeit nach der Geburt der ältesten Prinzessin wurde die Königin wieder schwanger. Sie hatte von ihrem Zustande blos erst mit dem Könige, ihrem Arzte und einigen vertrauten Personen gesprochen, als sie einst ein Spiegelglas aus ihrem Wagen mit aller Kraft aushob; sie fühlte sogleich, daß sie sich Schaden gethan, und acht Tage darauf hatte sie eine unzeitige Niederkunft. Der König brachte den ganzen Morgen an ihrem Bette zu; er tröstete sie und gab ihr Beweise der zärtlichsten Theilnahme. Die Königin weinte viel; der König schloß sie mit Zärtlichkeit in seine Arme, und vermischte seine Thränen mit den ihrigen. Die Königin wiederholte mehrere male, sie preise sich glücklich, daß sie von ihrer Schwangerschaft sogar gegen ihre Familie nichts geäußert habe, weil man nicht ermangelt haben würde, ihren Unfall irgend einer Vernachläßigung zuzuschreiben, während er doch durch etwas höchst einfaches veranlaßt worden sey. Der König gebot den wenigen Personen, die um dies unangenehme Ereigniß wußten, das tiefste Stillschweigen, und so blieb es denn durchaus unbekannt. Die Königin be-

durfte einige Zeit, um ihre Gesundheit wieder herzustellen; der König war sehr darum bekümmert und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo man neue Hoffnungen fassen konnte. Diese wahrhaft treuen Details geben den richtigsten Begriff von der Art und Weise, wie das königliche Ehepaar lebte.

Die Kaiserin Maria Theresia erlebte nicht mehr das Glück, daß ihre geliebte Tochter der Krone Frankreichs einen Erben schenkte. Diese berühmte Fürstin endigte ihr Leben am Schluß des Jahres 1781, nachdem sie durch ihr Beispiel bewiesen hatte, daß man wie die Königin Blanka die Talente eines Monarchen mit den Tugenden einer religiösen Fürstin verbinden könne. Der König war über diese Todesnachricht sehr gerührt und sagte bei der Ankunft des Couriers von Wien, er fühle sich nicht stark genug, um die Königin durch die Mittheilung einer Nachricht zu betrüben, von der er selber so heftig ergriffen sey. Er glaubte, der Abbé von Vermond, der während seines Aufenthalts in Wien das Vertrauen Mariens Theresiens besessen, würde die passendste Person seyn, um sich dieser peinlichen Pflicht bei der Königin zu entledigen. Er schickte daher an dem Abend des Tages, wo er die Depeschen von Wien erhalten hatte, den Herrn von Chamilly, seinen ersten Kammerdiener, zu dem Abbé von Vermond mit dem Befehl, den folgenden Morgen noch vor dem Frühstück bei der Königin zu erscheinen, um sich des ihm ertheilten traurigen Auftrags auf eine kluge Weise zu entledigen, und ihn den Augenblick, wo er in das Zimmer der Königin eintreten würde, wissen zu lassen, weil der König die Absicht hatte, gerade eine Viertelstunde nach ihm einzutreffen. Der König kam pünktlich zur bezeichneten Stunde; man meldete ihn an;

der Abbé trat heraus, und der König sagte zu ihm, als er in der Thür Front machte, um ihn vorbei zu lassen: »Ich danke Ihnen, mein Herr Abbé, für den Dienst, den Sie mir so eben erwiesen haben.« Dies war das einzigemal in neunzehn Jahren, wo der König ihn angeredet hat.

Die Betrübniß der Königin war von der Art, wie man es voraus erwartet und befürchtet hatte. Eine Stunde drauf, als sie dieses Ereigniß erfahren, legte sie die Familientrauer an, schloß sich mehrere Tage lang in ihre Zimmer ein und verließ sie blos, um die Messe zu hören, sah und sprach niemanden außer der königlichen Familie, und nahm keinen Besuch an, als den der Prinzessin von Lamballe und der Herzogin von Polignac. Sie hörte nicht auf, von dem Muth, den Unglücksfällen, den glücklichen Erfolgen und der Religiosität ihrer Mutter zu sprechen. Die Gesinnungen christlicher Demuth hatten diese Fürstin nie verlassen; ihr Leichentuch und ihr Sterbekleid fand man, von ihrer eigenen Hand verfertigt, in ihrem Kabinet vorräthig. Die Königin fand in ihrer Betrübniß keine andere Erleichterung, als die Unterhaltung von der geliebten Verstorbenen. Sie war von den verschiedenen Begebnissen, welche die Regierung Mariens Theresiens berühmt gemacht hatten, vollkommen unterrichtet. Sie bedauerte oft, daß die vielfachen Pflichten ihre kaiserliche Mutter verhindert hätten, auf die Erziehung ihrer Kinder ein wachsames Auge zu haben, und setzte dann bescheiden hinzu, daß es weit besser gewesen wäre, wenn sie das Glück gehabt hätte, von einer so weisen und bewunderungswürdigen Monarchin unmittelbar unterrichtet zu werden.

Ich schreibe diese Zeilen nach jener Zeit, wo ich Augen- und Ohrenzeuge so vieler Dinge war, die in dieser Schrift

eine Stelle verdient haben würden, und bedauere es, von so manchen Anekdoten über den Hof Mariens Theresiens blos eine dunkle Erinnerung übrig behalten zu haben; gleichwohl glaube ich noch eine mittheilen zu müssen, die mich vielleicht mehr als die übrigen anzog und daher in meinem Gedächtniß sich erhalten hat. Die Königin erzählte mir einst, ihre Mutter sey in einem Alter Wittwe geworden, wo sie noch in der Blüthe ihrer Schönheit stand. Sie habe auf einem geheimen Wege den Plan erfahren, welchen ihre drei ersten Minister, um ihr zu gefallen, entworfen hatten, und zugleich den unter ihnen abgeschlossenen Vertrag, daß sie gegen den, der das Herz ihrer Monarchin zu erobern glücklich genug seyn würde, nie ein Gefühl der Eifersucht hegen, sondern sich gegenseitig zuschwören wollten, daß der Glücklichste stets der Freund und die Stütze der beiden andern seyn wolle. Die Kaiserin habe demnach, als sie einst in ihrem Ministerrath präsidirt hatte, das Gespräch auf die Frauen, auf die regierenden Fürstinnen, auf die Pflichten ihres Geschlechts und ihres Ranges geleitet, und nachdem sie diese allgemeinen Betrachtungen auf ihre eigene Person bezogen, habe sie gegen dieselben geäußert: sie hoffe sich ihr ganzes Leben hindurch vor allen Schwachheiten des Herzens sicher zu stellen, sollte indeß jemals ein gebieterisches Gefühl sie ihren Grundsätzen untreu zu machen im Stande seyn, so würde dies nur zu Gunsten eines Mannes geschehen können, der frei von Ehrsucht und fern von Staatsgeschäften blos die Annehmlichkeiten des Privatlebens kenne und liebe; sollte dagegen ihr Herz sich je so weit verirren, sich in einen bedeutenden Staatsbeamten zu verlieben, so würde er in dem Augenblick, wo er ihre Neigung bemerkte, seine Stelle und sein Ansehn verlieren. Es bedurfte keines Wortes

weiter. Die drei Minister, deren Ehrgeiz größer als ihre Verliebtheit war, gaben ihren Plan für immer auf.

Die zweite Schwangerschaft der Königin wurde im Monat April bekannt. Ihre Gesundheit war vortreflich bis zum Augenblick ihrer Entbindung. Endlich brachte sie am 22. October 1781 den Dauphin zur Welt. In dem Augenblick, wo das Kind geboren wurde, herrschte eine so tiefe Stille im Zimmer, daß die Königin wieder eine Tochter zu haben glaubte. Aber nachdem der Großsiegelbewahrer das Geschlecht des Neugebornen bestätigt hatte, näherte sich der König dem Bette der Königin und sagte zu ihr: »Sie haben meine und Frankreichs Wünsche in reichem Maaße erfüllt, Sie sind Mutter eines Dauphins.« Die Freude des Königs war außerordentlich, Thränen rollten aus seinen Augen; er reichte jedem ohne Unterschied die Hand, und sein Glück ließ ihn ganz aus seinem sonstigen Character heraustreten. Heiter und leutselig erneuerte er unaufhörlich die Anlässe, um die Worte: »mein Sohn« oder »der Dauphin« anbringen zu können. Die Königin, sobald sie einmal in ihrem Bette war, wollte dies so ersehnte Kind mit Augen sehen. Die Prinzessin von Guemenée brachte es ihr. Die Königin sagte zu ihr, daß sie wohl nicht erst nöthig habe, ihr dies anvertraute kostbare Gut anzuempfehlen, daß sie indeß zu ihrer Erleichterung wenigstens die Sorge für die Erziehung ihrer Tochter mit ihr theilen wolle. Der Dauphin wurde in sein Zimmer gebracht und empfieng daselbst in seiner Wiege die herkömmlichen Huldigungen und Besuche. Der Herzog von Angouleme, als er seinem Vater beim Heraustreten aus den Zimmern des Dauphins begegnete, sagte zu ihm: »Mein Gott, Papa, wie klein ist doch mein Cousin!« — »Es wird ein Tag kommen, wo du ihn

groß genug finden wirst;" erwiederte ihm fast unwillkührlich der Prinz.

Die Geburt des Dauphins schien allen Wünschen die Krone aufgesetzt zu haben; die Freude war allgemein. Das Volk, die Großen, alle schienen bei dieser Gelegenheit nur eine einzige Familie auszumachen. Man blieb in den Straßen bei einander stehen, man redete sich an, ohne sich zu kennen, man umarmte alle Personen, die man kannte. Ach, das persönliche Interesse flößt weit eher ein Entzücken der Art ein, als es eine aufrichtige Anhänglichkeit für diejenigen erweckt, die der Gegenstand desselben zu seyn scheinen; jeder sieht in der Geburt eines rechtmäßigen Erben der königlichen Gewalt ein Unterpfand der öffentlichen Ruhe und Wohlfahrt.

Die Feste waren eben so glänzend als sinnreich. Die Zünfte und Gewerke der Stadt Paris wandten bedeutende Summen daran, um sich in Masse und mit ihren verschiedenen Sinnbildern nach Versailles begeben zu können. Die neuen und eleganten Kleider gewährten den angenehmsten Anblick. Fast alle hatten Musik an der Spitze ihres Zuges. Als sie im königlichen Schloßhofe angelangt waren, vertheilten sie sich da mit vieler Umsicht, und gaben das anziehende Schauspiel eines beweglichen Gemäldes. Schornsteinfeger, so gut gekleidet, wie die auf dem Theater auftretenden, trugen einen ausgeschmückten Schornstein, auf dessen Spitze einer ihrer kleinsten Mitgesellen saß; die Sänftenträger hatten eine ganz vergoldete Sänfte, worin man eine schöne Amme und einen kleinen Dauphin sitzen sah; die Fleischer erschienen mit ihrem fetten Ochsen; die Pastetenbäcker, die Maurer, die Schlosser, alle Gewerbe waren in Bewegung; die Schlosser hämmerten auf einem Amboß, die Schuhmacher

vollendeten ein kleines Paar Stiefeln für den Dauphin, die Schneider eine kleine Uniform seines Regiments, u. s. w. Der König blieb lange auf seinem Balcon, um dies Schauspiel zu genießen, welches den ganzen Hof interessirte. Der Enthusiasmus war so allgemein, daß, da die Polizei auf das Ganze dieser Zusammenkunft kein wachsames Auge hatte, sogar die Todtengräber die Unverschämtheit hatten, gleichfalls ihre Abgeordneten und die stellvertretenden Sinnbilder ihres traurigen Gewerbes hinzuschicken. Ihnen begegnete die Prinzessin Sophie, die Tante des Königs, die sich davor entsetzte und den König sogleich bat, daß diese Unverschämten augenblicklich aus dem Zuge der Körperschaften und Innungen, welche über die Terrasse zogen, weggejagt wurden.

Die Damen von der Halle kämen, um der Königin die Aufwartung zu machen, und wurden mit dem für diese Klasse von Händlerinnen festgesetzten Ceremoniell empfangen. Sie erschienen, funfzig an der Zahl, in schwarzseidenen Kleidern, was damals der größte Staat für Frauen ihres Standes war; fast alle hatten Diamanten. Die Prinzessin von Chimay mußte an der Thür des Zimmers der Königin drei dieser Frauen empfangen, welche bis in die Nähe des Bettes geführt wurden. Die eine derselben redete Seine Majestät an. Die Rede war von Herrn von Laharpe verfaßt und in einen Fächer geschrieben, auf welchen sie mehreremale die Augen warf, obwohl ohne die mindeste Verlegenheit; sie war übrigens recht hübsch und hatte ein sehr schönes Sprachorgan. Die Königin war von dieser Rede gerührt und antwortete darauf mit vieler Leutseligkeit, indem sie diese Händlerinnen von den Fischweibern zu unterscheiden suchte, welche ihr stets einen unange-

nehmen Eindruck machten. Der König ließ allen diesen Frauen ein großes Mahl geben. Einer von den Haushofmeistern der Königin saß mit dem Hut auf dem Kopfe ganz allein an der Mitte der Tafel, um den Wirth zu machen. Das Publikum wurde dabei zugelassen, und viele Leute sahen sich es aus Neugierde mit an.

Die Lieder der Fischweiber waren unzählig, und einige derselben wirklich nicht übel. Folgendes Liedchen machte dem König und der Königin viel Vergnügen, und sie sangen es mehrere male während der Sechswochen:

Ne craignez pas, cher papa,
De voir augmenter vot' famille,
Le bon Dieu z'y pourvoira:
Fait's-en tant qu' Versaille en fourmille;
'Y eût-il cent Bourbons cheu nous,
'Y a du pain, du laurier pour tous.

Die Leibgarden wirkten sich beim Könige die Erlaubniß aus, der Königin einen glänzenden Ball im großen Opernsaal von Versailles geben zu dürfen. Die Königin eröfnete diesen Ball mit einem Menuett, den sie mit einem gemeinen Gardisten tanzte, der von dem ganzen Korps dazu gewählt worden war und dem der König den Kommandostab eines Gefreiten bewilligte. Das Fest war übrigens eines der glänzendsten; alles lief damals in Ruhe und Fröhlichkeit ab.

Der Dauphin war gerade ein Jahr, als der Bankerutt des Prinzen von Guemenée seine Gemahlin, die Gouvernante der königlichen Kinder, sich vom Hofe zu entfernen nöthigte.

Die Königin hielt sich wegen der Blatternimpfung ihrer Tochter eben auf dem Jagdschlosse auf. Sie ließ mich dahin rufen und geruhte mir zu sagen, daß sie sich mit mir über einen Plan zu unterhalten wünsche, der ihr sehr am Herzen liege, wobei sie indeß einige Inconvenienzen entdecke. Dieser Plan bestand darin, die Herzogin von Polignac an die Stelle der Frau von Guemenée zu ernennen. Mit großem Vergnügen sah sie in dieser Ernennung eine bequeme Gelegenheit, einerseits auf die Erziehung ihrer Kinder ein wachsames Auge zu haben, ohne Gefahr zu laufen, die Eitelkeit der Gouvernante zu verletzen, anderseits an einem und demselben Orte die Gegenstände ihrer zärtlichsten Neigung, ihre Freundin und ihre Kinder, beisammen zu haben. »Die Freunde der Herzogin von Polignac, fuhr die Königin fort, werden sich über den Glanz und die Bedeutung freuen, die ein solcher Posten giebt. Was die Herzogin betrift, so kenne ich sie; dieser Posten paßt durchaus nicht zu ihrem Geschmack für das Ruhige und Einfache und zu der Art von Sorglosigkeit, die in ihrem Character liegt. Es wird der größte Beweis von Ergebenheit seyn, den sie mir zu geben im Stande ist, wenn sie sich in meine Wünsche fügt.« Die Königin sprach mit mir auch von der Prinzessin von Chimay und von der Herzogin von Duras, welche man im Publikum als würdig bezeichnete, um die Stelle einer Gouvernante zu bekleiden; aber sie fand die Religiosität der Prinzessin von Chimay zu streng, und was die Herzogin von Duras betraf, so flößten ihr Verstand und ihre Kenntnisse ihr Furcht ein. Was die Königin bei der Wahl der Herzogin von Polignac fürchtete, war hauptsächlich die Eifersucht der Hofleute, die nicht aufhören würden, ihr in Bezug auf diese Standeserhöhung Verdruß zu machen. Die

Königin zeigte ein so lebhaftes Verlangen, ihren Plan ausgeführt zu sehen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, sie würde alle dabei sich darbietenden Schwierigkeiten zuletzt doch für nichts achten. Ich täuschte mich auch nicht; wenige Tage nachher wurde die Herzogin mit der Gouvernantenstelle bekleidet.

Die Absicht der Königin, als sie mich rufen ließ, um sich mit mir über ihren Plan zu unterhalten, war ohne Zweifel die, mich in den Stand zu setzen, über die Ansichten Aufschluß geben zu können, die sie bestimmten, eine Gouvernante vorzuziehen, die ihr aus Freundschaft den Genuß aller mütterlichen Rechte überlassen würde. Sie wußte, daß ich viel Gesellschaft bei mir sah.

Die Königin speiste sehr oft bei der Herzogin zu Mittag, nachdem sie der Privatmittagstafel des Königs beigewohnt hatte. Man gab ihr daher zu ihrer Besoldung als Gouvernante noch 61,000 Franks Zulage, gleichsam als Entschädigung für diesen Zuwachs an Ausgaben.

Die Königin hatte sich auf den Reisen nach Marly gelangweilt, und hatte ohne viel Mühe den König dagegen einzunehmen gewußt, der ohnehin die damit verknüpften Ausgaben scheute, da man das ganze Personale dort beköstigen mußte. Ludwig der Vierzehnte hatte für seine Reisen eine gewisse äußere Darstellung eingeführt, die von der zu Versailles verschieden, aber noch beengender war.

Spiel und Abendtafel fanden alle Tage statt und erforderten viel Toilette. Des Sonntags und an Festtagen sprangen die Fontänen, das Volk hatte zu den Gärten Zutritt, und es gab da immer eben soviel Menschengewühl als bei den Festen zu Saint Cloud.

Jedes Jahrhundert hat seine eigene, und zwar sehr bestimmte Farbe; Marly erinnerte mehr noch als Versailles an die Zeiten Ludwigs des Vierzehnten, alles schien da durch den Zauberstab einer Fee erbaut zu seyn.

Die Paläste, die Gärten dieses Lustsitzes konnte man mit den Theaterdekorazionen des fünften Actes in der Oper vergleichen. Von aller der Herrlichkeit existirt auch nicht eine Spur mehr. Die revolutionären Zerstörer haben sogar die gegossenen Röhren, welche zur Wasserleitung dienten, aus dem Schooß der Erde gewühlt. Vielleicht wird man mit einigem Interesse eine kurze Beschreibung dieses Schlosses und des von Ludwig dem Vierzehnten dort eingeführten Brauches lesen.

Der Garten von Marly, welcher lang und sehr breit war, erhob sich in einer unmerklichen Abdachung bis zum Pavillon der Sonne, welcher blos von dem Könige und seiner Familie bewohnt wurde. Die Pavillons der zwölf Zeichen des Thierkreises begrenzten die beiden Seiten des Erdgeschosses, und waren durch zierliche Bogengänge mit einander verbunden, durch welche die Sonnenstralen nicht zu dringen vermochten. Die dem Sonnenpavillon zunächst liegenden Pavillons waren für die Prinzen von Geblüt und für die Minister; die andern waren von den höchsten Hofbeamten oder von Personen, die nach Marly eingeladen waren, bewohnt. Alle Pavillons waren nach den Alfreskogemälden benannt, die ihre Wände bedeckten, und die von den berühmtesten Künstlern der Zeit Ludwigs des Vierzehnten gearbeitet waren.

Auf derselben Linie und in gleicher Höhe mit dem Pavillon befand sich links die Kapelle, rechts ein Pavillon, die Perspective genannt, welcher ein langes Gesindehaus

verdeckte, worin sich hundert Gemächer für die zur Hof- und Küchenbedienung gehörigen Personen und geräumige Säle mit mehr als dreißig wohl versehenen Tafeln befanden.

Während der ersten Hälfte der Regierung Ludwigs des Funfzehnten trugen die Damen noch die Hoftracht von Marly, die von Ludwig dem Vierzehnten selber bestimmt worden war und sich wenig von der zu Versailles eingeführten unterschied. Das französische Kleid mit Rückenfalten und großen Reifröcken trat an die Stelle dieser Tracht und wurde bis zu Ende der Regierung Ludwigs des Sechzehnten beibehalten.

Die Diamanten, die Federhüte, die Schminke, die mit Goldlahn durchwirkten oder gestickten Seidenstoffe ließen jeden Anschein von ländlichem Aufenthalt schwinden; aber das Volk sah gern den Prunk seiner Fürsten und eines glänzenden Hofes unter diesen Schatten vorüber ziehen.

Nach dem Mittagessen und vor der Stunde des Spiels ließen sich die Königin, die Prinzessinnen und ihre Damen in Cariols, über denen reich mit Gold besetzte Baldachine schwebten, von den Leuten aus der Dienerschaft des Königs herumziehen, und durchstreiften so die Lustwäldchen von Marly, deren Bäume, noch von Ludwig dem Vierzehnten gepflanzt, eine erstaunliche Höhe erreicht hatten. In mehreren dieser Boskets wurden diese hohen Bäume dennoch von den klaren Wasserstralen der Springbrunnen noch überstiegen, während in anderen weißmarmorne Cascaden, deren Gewässer von der Sonne bestralt wie Tücher von Silbergaze erschienen, mit dem Ehrfurcht gebietenden Dunkel des Hains kontrastirten.

Um des Abends bei dem Spiel der Königin zugelassen zu werden, bedurfte es für jeden wohlgekleideten Mann

nichts weiter, als durch einen Hofbeamten dem Aufwärter des Spielsaales genannt und vorgestellt zu werden. Der sehr geräumige und achteckige Saal reichte oben bis unter das italienische Dach und endigte da in eine Kuppel, die mit Balconen geschmückt war, auf welchen Frauen, die nicht vorgestellt waren, leicht einen Platz erhalten konnten, um den Anblick dieser glänzenden Versammlung zu genießen.

Ohne mit den Hofleuten Parthie zu machen, konnten die in den Saal eingelassenen Männer eine der beim Landsknecht- oder Pharaospiel der Königin sitzenden Damen bitten, das Gold oder die Bankzettel, welche sie ihnen überreichten, auf ihre Karten zu setzen.

Die Reichen und die großen Spieler von Paris fehlten auch nicht einen Abend in dem Spielsaal von Marly, und die verlornen oder gewonnenen Summen waren immer sehr beträchtlich.

Ludwig der Sechzehnte verabscheute das hohe Spiel und äußerte oft Unmuth, wenn man von bedeutenden Verlusten sprach. Man hatte damals noch nicht den Brauch aufgebracht, ein schwarzes Kleid zu tragen ohne in Trauer zu seyn, und der König versetzte einigen so gekleideten Ludwigsrittern, welche eben zwei bis drei Louisdor in der Hofnung dran gewagt hatten, das Glück würde die hübschen Herzoginnen, die es auf ihre Karten genommen hatten, begünstigen, einige seiner Seitenhiebe.

Man sieht oft mitten unter der Größe des Hofes sonderbare Kontraste. Um beim Pharao der Königin so hoch spielen zu können, war ein Bankier erforderlich, der mit bedeutenden Geldsummen versehen war; und diese Nothwendigkeit verschaffte nicht blos dem Herrn von Chalabre die Ehre, als Bankier mit an der Spieltafel zu sitzen, wo die Etikette

sonst nur Personen vom höchsten Range zuließ, sondern sogar einem bloßen verabschiedeten Infanteriekapitän, der jenem als Secundant diente. Diejenigen vorgestellten Personen, welche nicht zum Aufenthalt in Marly eingeladen waren, kamen gleichwohl dahin wie nach Versailles, und kehrten dann immer wieder nach Paris zurück. Es war damals Sitte zu sagen, man sey zu Marly blos en polisson; und nichts schien mir sonderbarer, als da ich einst einen sehr liebenswürdigen Markis auf die Frage eines vertrauten Feundes, ob er mit bei der Reise nach Marly wäre? antworten hörte: Nein, ich bin da blos en polisson. Dies sollte blos heißen: Ich bin da blos so, wie alle die, deren Adel nicht bis 1400 hinaufreicht. Wie viele ausgezeichnete Köpfe, wie viele Männer von hohen Verdiensten, die leider nur zu bald die alte Monarchie erschüttern helfen sollten, befanden sich unter dieser Klasse von Polissons!

Die Reisen nach Marly kosteten den König sehr viel. Nächst der Ehrentafel, der Almosenier-, der Stallmeister-, Haushofmeister-Tafel u. s. w. waren alle so glänzend bedient, daß man es für gut fand, Fremde dazu einzuladen; überhaupt speiste fast alles, was von Paris kam, auf Kosten des Hofes.

Die persönliche Sparsamkeit des unglücklichen Fürsten, welcher unter der Last der Staatsschulden erlag, begünstigte also den Vorzug, welchen die Königin ihrem Klein Trianon gab, und fünf bis sechs Jahre vor dem Anfang der Revolution fanden die Reisen nach Marly nur noch sehr selten statt.

Der König, der sich sehr mit dem Glück seiner Familie beschäftigte, hatte seinen Tanten den Genuß des Schlosses von Belle Vue überlassen; in der Folge kaufte

er noch das Haus der Prinzessin von Guemenée in der Allee nach Paris für die Prinzessin Elisabeth *). Die Gräfin von Provence hatte ein kleines Haus zu Montreuil gekauft; der Bruder des Königs besaß Brunoy; die Gräfin von Artois ließ Bagatelle bauen; Versailles wurde für alle Glieder der königlichen Familie der am mindesten angenehme Aufenthaltsort. Man dünkte sich nirgends zu Hause als in den einfachsten Wohnungen, die durch einen englischen Garten verschönert waren; man genoß da besser die Schönheiten der Natur; der Geschmack für Cascaden und Bildsäulen war völlig vorüber.

Die Königin hielt sich bisweilen einen Monat lang ununterbrochen zu Klein Trianon auf, und hatte da ganz die Sitte des gewöhnlichen Schloßlebens eingeführt. Sie trat in ihren Saal, ohne daß die Damen vom Pianoforte oder Stickrahmen aufstanden, und ohne daß die Männer ihre Parthie Billard oder Trictrac unterbrachen. Es gab im kleinen Schlosse von Trianon wenig Gelaß zu Wohnungen. Die Prinzessin Elisabeth begleitete zwar die Königin dahin, aber die Ehren- und Palastdamen bekamen kein Quartier daselbst; je nach den Einladungen der Königin fand man sich von Versailles aus um die Stunde des Mittagessens da ein. Der König und die Prinzen kamen regelmäßig zur Abendtafel hin. Der ganze Putz der Prinzessinnen bestand in einem Kleide von weißem

*) Die Prinzessin Elisabeth hatte mehrere Jahre hindurch den Genuß dieses Hauses; aber der König hatte erklärt, sie sollte vor ihrem fünfundzwanzigsten Jahre nicht daselbst wohnen. Die Revolution brach aus, ehe sie noch dies Alter erreicht hatte. (Die Verfasserin.)

Perkal, einem Halstuch von Gaze und einem Strohhut *); das Vergnügen der Königin war, die Werkstätten des Dörfchens zu besehen, im See zu fischen, die Kühe melken zu sehen, und jedes Jahr zeigte sie eine größere Abneigung gegen die prunkvollen Reisen nach Marly.

Auf die Idee der Königin, in Trianon frei von aller Förmlichkeit zu leben, folgte bald der Einfall, Comödie zu spielen, was man damals fast auf allen Landschlössern that. Man einigte sich dahin, daß außer dem Grafen von Artois kein junger Mann in die Gesellschaft aufgenommen werden sollte, und daß man blos den König, dessen Bruder und die Prinzessinnen, welche nicht mitspielten, als Zuschauer haben wolle. Um indeß die Spieler etwas aufzumuntern, wollte man die ersten Logen den Vorleserinnen, den Kammerfrauen der Königin, und deren Schwestern und Töchtern einräumen. Dies machte zusammen eine Zahl von etwa vierzig Personen aus.

Die Königin lachte sehr über die Stimme des Herrn von Adhemar, die ehemals sehr schön gewesen, jetzt aber sehr meckernd war. Die Schäfertracht, die er als Claus im »Dorfwahrsager« trug, machte sich in seinen Jahren höchst lächerlich, und die Königin sagte scherzend, die Bosheit selber würde schwerlich an der Wahl eines solchen Geliebten etwas zu kritteln finden. Dem Könige machten diese Comödieen viel Spaß.

Ludwig der Sechzehnte wohnte allen Proben bei, und man wartete oft mit dem Anfange auf ihn. Der berühmte Schauspieler Caillot, der sich seit langer Zeit

*) Man sehe die Beilage A.

bereits vom Theater zurückgezogen hatte, und Dazincourt, beide durch ihren achtungswerthen Lebenswandel bekannt, wurden gewählt, um Unterricht zu geben, der erste für die komische Oper, die als die leichtere Gattung vorgezogen wurde, der andere für die Comödie. Der Posten eines Repententen, Souffleurs und Anordners für alle die einzelnen Details der Bühne wurde meinem Schwiegervater übertragen. Der erste Kammerjunker der Königin, der Herzog von Fronsac, nahm dies sehr übel. Er glaubte hierüber ernstliche Vorstellungen machen zu dürfen, und schrieb deshalb Briefe an die Königin, die sich indeß immer auf folgende Antwort beschränkte: »Sie können unmöglich erster Kammerjunker seyn, während wir Schauspieler sind. Ueberdies habe ich Ihnen meinen Willen in Hinsicht auf Trianon bereits zu wissen gethan. Ich halte hier keinen Hof, ich lebe hier blos als Privatperson; und Herr von Campan wird hier fortwährend die Befehle in Empfang nehmen, die ich ihm für die häuslichen Feste zu ertheilen für gut finden werde.« Da die Vorstellungen des Herzogs gar kein Ende nahmen, so war der König genöthigt, sich hinein zu mischen. Der Herzog blieb hartnäckig und behauptete, seine Rechte als erster Kammerjunker gestatteten keinen Stellvertreter, er müsse eben so wohl in die häuslichen, wie in die öffentlichen Vergnügungen sich mischen. Man mußte diesem Streit endlich durch eine Derbheit ein Ende machen.

Der kleine Herzog von Fronsac unterließ nie bei der Toilette der Königin, wenn er ihr seine Aufwartung gemacht hatte, ein Gespräch über Trianon anzuknüpfen, um irgend eine ironische Wendung auf meinen Schwiegervater zu machen, den er seitdem immer: Mein College

Campan, nannte. Die Königin zuckte die Achseln und sagte, als er sich entfernt hatte: »Es ist doch recht traurig, in dem Sohne des Marschalls von Richelieu einen so kleinen Mann zu finden.«

Unter der Zahl der in Trianon aufgeführten Stücke war auch die »unerwartete Wette«. Die Königin spielte die Rolle der Gotte, die Gräfin Diane die der Frau von Clinville, Prinzessin Elisabeth die des jungen Mädchens, und der Graf von Artois eine der Männerrollen. Die Rolle der Colette im Dorfwahrsager wurde von der Königin wirklich sehr gut gespielt. Man führte in den folgenden Jahren ferner noch auf: der König und der Pächter, Rosa und Niclas, der Hexenmeister, der Engländer zu Bordeaux. *)

So lange man zu diesen Vorstellungen Niemanden den Zutritt gestattete, wurden sie eben nicht getadelt; aber die übertriebenen Komplimente erhöhten die Idee, welche die Spieler von ihren Talenten hatten, und erweckten den Wunsch, noch mehr Beifall zu erhalten.

Die Königin erlaubte den Offizieren der Leibgarde und den Stallmeistern des Königs und seiner Brüder, zum Schauspiel zu kommen; man räumte den Hofleuten vergitterte Logen ein, man ladete überdies noch einige Damen dazu. Von allen Seiten machte man nun Ansprüche auf die Vergünstigung, dabei zugelassen zu werden.

Die Königin weigerte sich indeß, den Gardeoffizieren der Prinzen, denen von der königlichen Schweizergarde, und vielen andern Personen den Zutritt zu gestatten, die sich denn darüber sehr kränkten.

---

*) Man vergleiche die Beilage B.

Die Schauspielertruppe war für eine bloße Gesellschaftstruppe gut genug, und man applaudirte bis zur Uebertreibung. Beim Herausgehen indeß krittelte man laut, und manche Leute äußerten, das heiße königlich schlecht gespielt.

Während das selige Gefühl, dem Thron der Bourbons einen Erben geschenkt zu haben, und Festlichkeiten und Vergnügungen die glücklichen Tage Mariens Antoinettens ausfüllten, beschäftigte sich das Publikum blos mit dem nordamerikanischen Kriege. Zwei Könige, oder vielmehr ihre Minister, verbreiteten in der neuen Welt die Liebe zur Freiheit: der König von England nemlich dadurch, daß er den langen und ehrerbietigen Vorstellungen derjenigen seiner Unterthanen, die vom Mutterlande entfernt und durch die Ergiebigkeit des von ihnen angebauten Bodens zahlreich, mächtig und wohlhabend geworden waren, sein Herz und sein Ohr verschloß; der König von Frankreich, indem er diesem Volke, das sich gegen seinen vormaligen Beherrscher empörte, Beistand leistete. Junge Militärs aus den ersten Familien des Reichs folgten dem Beispiel des Herrn von La Fayette und entzogen sich dem blendenden Schimmer der Größe, den Annehmlichkeiten des Wohllebens, der Vergnügungen und der Liebe, um ihren Kopf und ihren Arm den empörten Amerikanern anzubieten. Beaumarchais, der von den Herren von Maurepas und von Vergennes heimlich unterstützt wurde, bewirkte es, daß man den Amerikanern Kleider und Waffen zukommen ließ. Franklin war am Hofe in der Tracht eines amerikanischen Pflanzers erschienen. Sein flach herabhängendes ungepudertes Haar, sein runder Hut, sein brauntuchener Rock, kontrastirte sonderbar mit den goldgeflitterten und gestickten Kleidern und den ge-

puderten und parfumirten Lockenköpfen der Hofleute von Versailles. Diese neue Erscheinung setzte alle lebhaften Köpfe unter den französischen Frauen in Bewegung. Man gab die glänzendsten Feste dem Doctor Franklin zu Ehren, der den Ruf eines geschickten Naturforschers mit jenen patriotischen Tugenden verband, die ihn die hohe Rolle eines Freiheitsapostels zu übernehmen bewogen. Ich war bei einem dieser Feste zugegen, wo die schönste unter dreihundert Frauen auserwählt wurde, um auf das silberweiße Haar des amerikanischen Philosophen einen Lorbeerkranz und auf die Wangen dieses Greises zwei Küsse zu drücken *). Sogar im Palast von Versailles, bei der Ausstellung des Porzelan's von Sevre, verkaufte man unter den Augen des Königs das Medaillon Franklin's mit der Umschrift:

Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis.

Der König äußerte sich nie über einen solchen Enthusiasmus, den sein richtiger Sinn ohne Zweifel tadelnswerth fand; indeß, da die Gräfin Diane, als geistreiche Frau, mit zu viel Wärme an der allgemeinen Vorliebe für den amerikanischen Abgeordneten theilgenommen hatte, so kann man aus einem Scherz, den Ludwig der Sechzehnte sich machte, leicht auf seine geheimen Gesinnungen schließen. Er ließ nemlich in der Porzelanmanufactur zu Sevre eine Nachtvase verfertigen, auf deren Boden das Medaillon mit der so beliebten Umschrift sich befand, und schickte es der Gräfin Diane zum Neujahrsgeschenk. Die Königin äußerte sich offener über den Antheil, den Frankreich an der Unabhängigkeit der amerikanischen Colonieen nahm, fand aber hierin beständigen

*) Man sehe die Beilage C.

Widerspruch. Sie war weit entfernt zu ahnen, daß eine von Frankreich so weit entfernte Revolution jemals eine andere erregen könnte, wo ein irre geleitetes Volk sie einst aus ihrem Palaste reißen und sie zu dem ungerechtesten und grausamsten Tode führen würde. Sie fand blos in den Mitteln, welche Frankreich wählte, um der englischen Macht Abbruch zu thun, zu wenig Edelsinn.

Indeß als Königin von Frankreich fand sie einen Genuß darin, zu sehen, wie ein ganzes Volk der Klugheit, Tapferkeit und den Tugenden eines jungen Franzosen huldigte, und sie theilte den Enthusiasmus, welchen das Verfahren und das Kriegsglück des Markis von La Fayette einflößten. Die Königin bewilligte ihm bei seiner ersten Rückkehr aus Amerika mehrere Audienzen, und noch bis zum 10. August, wo mein Haus geplündert wurde, besaß ich einige von ihr eigenhändig abgeschriebene Verse aus Gaston und Bayard, worin die Freunde La Fayette's eine treue Schilderung seines Characters fanden. *)

---

*) Der Vater des Markis von La Fayette fiel in der Schlacht bei Roßbach, und der Sohn wurde erst nach dem Tode des Vaters, am 1. September 1757, geboren. Der junge Markis von La Fayette heirathete in einem Alter von zwanzig Jahren die Tochter des Herzogs von Ayen, des ältesten Sohnes des Marschalls von Noailles, und da gerade der Freiheitskrieg in Nordamerika ausgebrochen war, schlug er sich zu der Sache der Insurgenten, im Jahr 1777.

Die Nordamerikaner hatten damals in Frankreich und in Europa so wenig Credit, daß die Bevollmächtigten des Congresses in Paris sich nicht einmal ein Schiff verschaffen konnten, um die Hinreise des Herrn von La Fayette und mehrerer französischen Offiziere, die ihm folgten, zu erleichtern.

Diese Verse waren im französischen Theater mit Beifallgeklatsch aufgenommen und ihre Wiederholung verlangt worden; alle Köpfe waren in Ueberspannung; es gab keinen Gesellschaftscirkel, wo man nicht mit lautem Beifall von der Unterstützung sprach, welche die französische Regierung ganz öffentlich der nordamerikanischen Freiheitssache bewilligt hatte. Die für die neue Nation zu entwerfende Constitution wurde in Paris abgefaßt. Während nun hier ein Condorcet, Bailly, Mirabeau u. a. die Freiheit, die Gleichheit, die Menschenrechte, zum Gegenstand ihrer Berathungen machten, ließ der Minister Segur das königliche Edict erscheinen, welches das vom 1. November 1750 widerrief, und jeden Offizier, der nicht wenigstens vier Ahnen hatte, für unfähig erklärte, um Kapitän zu werden, und zugleich die bürgerlichen Offiziere, mit Ausnahme der Söhne von Ludwigsrittern, von allen militärischen Graden ausschloß. Die Ungerechtigkeit und Ungereimtheit dieses Gesetzes *), war ohne

---

Er kaufte daher für seine Kosten ein Schiff, welches er la Victoire nannte; aber der englische Gesandte, Lord Stormont, hatte seinen Plan erfahren, und nöthigte das französische Ministerium, denselben zu hintertreiben. Als er nach vielen Hindernissen endlich nach Amerika kam, wurde er von Washington bewillkommt. "Ich komme, um mir eine doppelte Gnade von Ihnen zu erbitten, sagte er zu ihm; erstens, unter Ihren Befehlen als bloßer Freiwilliger dienen zu dürfen, und zweitens, keine Besoldung zu empfangen." S. Anekdoten aus der Regierungszeit Ludwigs des Sechzehnten. (Der franz. Herausg.)

*) Chamfort erzählt hierüber folgende Anekdote. "Als Herr von Segur eine Verfügung erlassen hatte, welche blos Adeligen die Aufnahme in das Artilleriecorps gestattete, und

Zweifel eine von den Nebenursachen der Revolution. Man mußte zu dieser achtbaren Klasse des dritten Standes gehören, um die Verzweiflung oder vielmehr die Erbitterung zu kennen, welche dieses Gesetz unter demselben verbreitete. Die Provinzen Frankreichs waren voll von bürgerlichen Familien, welche seit mehreren Jahrhunderten als Grundbesitzer auf ihren Gütern lebten und die Steuern zahlten. Hatten diese Privatleute mehrere Söhne, so brachten sie den einen im königlichen Dienst, einen im geistlichen Stande, einen im Malteserritterorden, einen endlich bei den Landesbehörden unter, während der ältere das väterliche Haus behauptete. Lag dieses in einem berühmten Weinlande, so verband er mit dem Absatz seiner eigenen Ernten wohl auch noch den Commissionshandel für die Weine seiner Umgegend. Ich habe es in dieser wahrhaft achtbaren Bürgerklasse erlebt, daß ein Privatmann, der lange im diplomatischen Fach angestellt gewesen und sogar bevollmächtigter Minister gewesen war, welcher Schwiegersohn und Neffe von Obersten und Platzmajors, ja von mütterlicher Seite Neffe eines Generallieutenants und Ludwigsritters war, für seine Söhne nicht einmal eine Unterlieutenantsstelle in einem Infanterieregiment erhalten konnte.

Eine andere Entschließung des Hofes, die freilich durch kein Edict angekündigt werden konnte, war die, daß künftig

---

da andrerseits dieses Fach doch auch Leute von Kenntniß erfordert, so kam der lustige Fall vor, daß der Abbé Bossut, als Examinator der Zöglinge, blos bürgerlichen ein Zeugniß gab, Cherin dagegen blos adeligen. Unter hundert Zöglingen gab es immer kaum vier bis fünf, die beiden Anforderungen genügten." (Der franz. Herausg.)

alle geistlichen Güter, von der einfachsten Priorei bis zu den reichsten Abteien, ein Leibgedinge des Adels seyn sollten. Der Sohn eines Dorfbarbiers, Abbé von Vermond, der auf alles, was die Pfründenliste betraf, großen Einfluß hatte, war von der Gerechtigkeit dieser Entschließung des Königs völlig durchdrungen.

Während einer Reise, die er ins Bad machte, bewirkte ich bei der Königin eine eigenhändige Randglosse für die Bittschrift eines Pfarrers, der mein Freund war, und der um eine seiner Pfarre benachbarte Priorei anhielt, wohin er sich zurückzuziehen gedachte. Ich bewirkte diese Gnade für ihn. Der Abbé erfuhr dies sogleich bei der Rückkehr aus dem Bade, eilte zu mir und sagte mir in einem sehr strengen Tone, daß ich den Wünschen des Königs ganz entgegen handeln würde, wenn ich sofort Gnadensbezeigungen der Art bewirken würde; die Güter der Kirche sollten künftighin einzig nur zur Unterstützung des verarmten Adels dienen, es erfordere dies das Interesse des Staats, und ein bürgerlicher Geistlicher, der so glücklich sey, eine gute Pfarre zu haben, müsse Pfarrer bleiben.

Darf man sich nun wohl über den Entschluß wundern, den die Deputirten des Bürgerstandes bald nachher faßten, als sie zur Reichsstände-Versammlung zusammenberufen wurden?

Zehntes Kapitel.

Reise des Grafen und der Gräfin von Norden nach Frankreich. — Ihre Aufnahme zu Versailles. — Gefühl der Schüchternheit von Seiten der Königin. — Sonderbare Antwort des Grafen von Norden auf eine Frage Ludwigs des Sechzehnten. — Fest und Abendtafel zu Trianon. — Der Kardinal von Rohan dringt während der Festlichkeit ohne die Erlaubniß der Königin in die Schloßgärten. — Sie ist sehr böse darüber. — Kalter Empfang des Grafen von Haga (Gastav's des Dritten, Königs von Schweden.) — Anekdoten. — Friede mit England. — Abreise des zu Dünkirchen sich aufhaltenden englischen Kommissars. — Allgemeine Freude. — Die Engländer strömen nach Frankreich. — Interessante Details. — Leichtes Gewölk, was zwischen dem Könige und der Königin aufsteigt, aber schnell wieder verschwindet. — Welches Betragen am Hofe nöthig ist. — Anekdote. — Sendung des Chevalier von Bressac in die Nähe der Königin. — Der Hof von Neapel. — Maria Antoinette kennt keinen Hof, der mit dem französischen zu vergleichen wäre. — Die Königin Karoline; der Minister Acton. — Streitigkeiten des Hofes von Neapel mit dem zu Madrid. — Uebermüthige Antwort des Spanischen Gesandten an die Königin Karoline. — Frankreichs Dazwischenkunft. — Zug der Herzensgüte von Maria Antoinette. — Ein Mann wird aus Liebe zu ihr wahnsinnig. — Anekdote. — Maria Antoinette bewirkt eine Revision der gerichtlichen Urtheilssprüche, die über den Herzog von Guines und die Herren von Bellegarde und von Moutier gefällt waren. — Nähere Details über die Letzteren. — Die Familie derselben wirft sich aus Dankbarkeit zu den Füßen der Königin. — Gewandtheit der Königin, ihre Gedanken öffentlich auszudrücken. — Sie handelt darin dem herkömmlichen Brauch entgegen. — Die Herren von Segur und von Castries werden durch den Einfluß der Königin

zu Ministern ernannt. — Herr von Maurepas spielt dem Herrn von Necker einen treulosen Streich. — Herr von Calonne wird gegen den Wunsch der Königin zum Minister ernannt. — Sie fängt an, die Inconvenienzen eines vertraulichen Umgangscirkels zu fühlen. — Richtige Bemerkungen der Königin. —

Mehrere Monarchen des Nordens bekamen zu Ende des verflossenen Jahrhunderts Geschmack am Reisen. Der König von Dänemark, Christian der Dritte, war unter der Regierung Ludwigs des Funfzehnten im Jahr 1763 an den französischen Hof gekommen; wir hatten zu Versailles den König von Schweden und Joseph den Zweiten gesehn. Der Großfürst von Rußland (nachmals Paul der Erste) und seine Gemahlin, eine Prinzessin von Würtenberg, wollten ebenfalls Frankreich besuchen. Sie reisten unter dem Titel eines Grafen und einer Gräfin von Norden. Am 20. May 1782 wurden sie bei Hofe vorgestellt; die Königin empfieng sie mit unendlich viel Würde und Anmuth. Am Tage ihrer Ankunft zu Versailles speisten sie mit dem Könige und der Königin in ihren Gemächern zu Mittag.

Das einfache und bescheidene Aeußere Pauls des Ersten hatte Ludwig dem Sechzehnten sehr zugesagt. Er unterhielt sich mit ihm weit zutraulicher und munterer, als mit Joseph dem Zweiten. Die Gräfin von Norden, welche einen schönen Wuchs hatte, aber für ihr Alter etwas zu voll und stark war, übrigens die steife Haltung einer Deutschen und dabei gute Kenntnisse hatte, die sie nur mit etwas zu viel Selbstvertrauen an den Tag legte, hatte in den ersten Tagen nicht gleiches Glück bei der Königin. In dem Augenblick, wo der Graf und die

Gräfin von Norden bei Hofe vorgestellt wurden, war die Königin sehr eingeschüchtert. Sie zog sich, ehe sie sich mit den hohen Reisenden zur Mittagstafel setzte, in ihr Kabinet zurück und verlangte ein Glas Wasser, wobei sie gestand, sie habe jetzt so eben empfunden, daß die Rolle einer Königin in Gegenwart anderer regierenden Fürsten oder zur Regierung bestimmter Prinzen weit schwieriger auszufüllen sey, als im Beiseyn von Hofleuten. Indeß erholte sie sich doch bald von dieser ersten Verwirrung, und erschien gleich darauf wieder mit vieler Liebenswürdigkeit und mit Selbstvertrauen. Auch war das Mittagsmahl sehr heiter und die Unterhaltung sehr lebhaft.

Für den König von Schweden und den Grafen von Norden wurden bei Hofe sehr glänzende Feste gegeben. Sie wurden in den innern Zimmern des Königs und der Königin empfangen; aber man beobachtete gegen sie weit mehr das Ceremoniell, als gegen den Kaiser, und Ihre Majestäten schienen sich sehr in Gegenwart der fremden Fürsten in Acht zu nehmen. Indeß fragte der König einst den Großfürsten, ob es wahr sey, daß er auf die Treue keiner Person seines Gefolges rechnen könne. Der Prinz erwiederte ohne zu stocken vor der sehr zahlreichen Gesellschaft, es würde ihm sehr unangenehm seyn, wenn er einen sehr treuen Pudel bei sich hätte, weil er dann gewiß Paris nicht verlassen würde, ohne daß seine Mutter ihn mit einem Stein am Halse in die Seine werfen lassen würde. Diese Antwort, welche ich selbst mit anhörte, erschreckte mich; sey es nun, daß sich darin der Character Katharinens oder die Vorurtheile des Großfürsten aussprachen *).

*) Dieser Prinz, der nachmals in Rußland unter dem Namen Paul der Erste regierte und dessen Ende so tragisch war,

Die Königin gab dem Großfürsten zu Trianon eine Abendmahlzeit und ließ dabei den Schloßgarten eben so illuminiren, wie es früher für den Kaiser geschehen war. Der Kardinal von Rohan war so unbescheiden, ohne Vor-

---

wird von Grimm in der "Correspondenz" mit den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen überhäuft; aber man darf nicht vergessen, daß unter der Zahl der Fürsten, an welche diese Correspondenz gerichtet war, sich auch die Kaiserin von Rußland, die Mutter des Grafen von Norden, befand. Wie dem auch sey, Grimm spricht darin von diesem Prinzen:

"Zu Versailles hatte er ganz das Ansehn, als kenne er den französischen Hof so gut wie den seinigen; in den Werkstätten unserer Künstler zeigte er alle die Kunstkenntniß, die seinen beifälligen Urtheilen einen höheren Werth verleihen konnte; in unsern Lyceen und Akademieen bewies er durch seine Fragen und durch seine Lobsprüche, daß ihn jede Art von Talent und Studium interessire, und daß er seit langer Zeit alle die Männer kenne, deren Einsichten oder Tugenden ihrem Jahrhundert und ihrem Vaterlande zur Ehre gereichten.

Seine Unterhaltung und alle Bemerkungen, die man noch von ihm weiß, kündigen nicht blos einen feinen und gebildeten Verstand, sondern auch ein seltnes Gefühl für alle Feinheiten unserer Sprache an. Unter den verbindlichen Aeußerungen, die er gegen mehrere Mitglieder der französischen Akademie bei einer Privatsitzung dieser Gesellschaft, die er mit seiner Gegenwart beehrte, zu sagen geruhte, darf man nicht vergessen, was er zu Herrn von Malesherbes sagte. Als Herr von Alembert ihm diesen ehemaligen Minister des Königs vorgestellt hatte, sagte der Großfürst zu ihm: "Vermuthlich hat sich dieser Herr hier an diesen Ort zurückgezogen." Der beredte Redner war voll Erstaunen über eine so schmeichelhafte Anrede und wußte nichts darauf zu antworten.

wissen der Königin in den Garten einzutreten. Da er seit seiner Rückkehr von Wien immer mit der größten Kälte behandelt worden war, hatte er es nicht gewagt, sich an sie mit der Bitte um die Erlaubniß, die Illumi=

Diderot, der ihn nicht in seiner Wohnung hatte sprechen können, wartete auf ihn in der Messe. Als er ihn beim Herausgehen bemerkte, rief er ihm zu: Ey, sieh da, Sie in der Messe? — Ja, mein Herr Graf, man hat wohl auch den Epikur bisweilen am Fuß der Altäre gesehn.

Der König sprach von den Genfer Unruhen: Sire, sprach jener, das ist für Sie ein Meersturm in einem Glase Wasser.

Die Feste, welche dem Grafen und der Gräfin von Norden zu Chantilly gegeben wurden, waren eben so prächtig, als geschmackvoll. Die Volksliederbelustigung, womit das Schauspiel schloß, schien sehr zu gefallen, wenigstens für den Augenblick.

Der Verfasser derselben, Herr Laujon, wünschte sehr, dem Großfürsten vorgestellt zu werden. Man machte den Grafen darauf aufmerksam, der ihm sofort mit der herablassendsten Güte dankte, und dann hinzufügte: Herr Laujon, Ihre Verse sind vortrefflich; Sie lassen mich darin sehr artige Sachen sagen (die hohen Reisenden erschienen nemlich in diesem Spiel selber unter verblümten Namen), aber Sie haben dabei doch etwas wesentliches vergessen, etwas recht wesentliches, und ich kann mich darüber gar nicht beruhigen. — — Man sah, wie bei jedem Worte die Verlegenheit des Dichters sichtbar stieg. Nachdem er ihn so einige Augenblicke in einer höchst peinlichen Verwirrung gelassen hatte, fuhr er fort: Sie haben offenbar vergessen, von meiner Dankbarkeit zu sprechen, und gerade dies beschäftigt mich in diesem Augenblicke ganz.

Da der Graf von Norden dem Herrn von Alembert die Ehre erzeigt hatte, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, so

nation ansehn zu dürfen, zu wenden. Dagegen hatte er von dem Kastellan zu Trianon das Versprechen erhalten, daß er ihn hineinlassen wolle, sobald die Königin wieder nach Versailles zurückgereist seyn würde, und Seine Eminenz hatte sich verbindlich gemacht, so lange in der Wohnung dieses Kastellans zu verweilen, bis daß alle Wagen aus dem Schlosse abgefahren seyn würden. Er hielt indeß sein Wort nicht, und während der Kastellan mit seinen Dienstgeschäften im Innern des Schlosses beschäftigt war, gieng der Kardinal, der nicht einmal seine rothen Strümpfe abgelegt, sondern blos einen langen weiten Ueberrock übergeworfen hatte, in den Garten hinunter, und stellte sich mit einer geheimnißvollen Miene an zwei verschiedenen Orten auf, um die königliche Familie und ihr Gefolge vorüberziehen zu sehn.

Die Königin fand sich durch diese Kühnheit sehr beleidigt und befahl den folgenden Tag die Entlassung des Kastellans. Man war allgemein über die Treulosigkeit des Kardinals gegen diesen unglücklichen Mann empört und wegen des Verlustes seiner Stelle bekümmert. Gerührt von dem Unglück eines Familienvaters bewirkte ich endlich seine Begnadigung. Nachmals habe ich mir freilich die Anwandlung von Empfindsamkeit, die mich da-

---

erinnert man sich, daß dieser Philosoph nach Petersburg berufen worden war, um seine Erziehung zu leiten. Auf eine sehr liebenswürdige Weise sagte der Großfürst am Schluß der Unterredung zu ihm: Sie können sich leicht das Bedauern denken, das ich heute darüber empfinde, daß ich Sie nicht früher kennen gelernt habe." S. Grimm's Correspondenz, Th. I. S. 454. (Der franz. Herausgeber.)

mals zu handeln bewog, zum Vorwurf gemacht. Wäre der Kastellan von Trianon auf eine Aufsehn erregende Weise entlassen worden, so hätte die Kränkung, die daraus für den Kardinal hervorgieng, die Vorurtheile der Königin gegen ihn nur noch öffentlicher zu Tage gelegt, und sonach wahrscheinlicher Weise jene schändliche und nur zu berüchtigte Halsbandgeschichte verhindert. Ohne jene arglistige Art und Weise, womit sich der Kardinal in den Garten von Trianon eingeschlichen hatte, ohne jenes geheimnißvolle Wesen, das er jedesmal annahm, so oft er der Königin darin begegnete, hätte er nicht sagen können, daß er durch eine zwischen ihm und der Königin stehende Mittelsperson getäuscht worden sey.

Die Königin, welche gegen den König von Schweden sehr eingenommen war, empfieng diesen mit vieler Kälte *). Alles, was man über das Privatleben dieses Monarchen, über seine Beziehungen zum Grafen von Vergennes seit der Revolution in Schweden vom Jahre 1772, über den Character seines Günstlings Armsfeld, über die Vorurtheile des Königs gegen die Schweden, die am Versailler Hofe gern gesehen waren, sich erzählte, bildete die Grundlage dieser Abneigung. Einst kam er, um sich bei der Königin zum Mittagessen einzuladen, ohne

*) Gustav der Dritte reiste in Frankreich unter dem Namen eines Grafen von Haga. Bei seiner Thronbesteigung leitete er mit eben so viel Geschicklichkeit als Kaltblütigkeit und Entschlossenheit die Revolution, welche das Ansehn des Senats demüthigte. Er starb bekanntlich im Jahr 1792, auf einem Maskenball von Ankarström meuchlerisch ermordet.
(Der franz. Herausgeber.)

daß er gebeten war oder sich vorher dazu hatte anmelden lassen. Die Königin empfieng ihn in dem kleinen Kabinet und ließ mich sogleich zu sich fordern. Dann befahl sie mir augenblicklich, ihren Ober-Küchenmeister rufen zu lassen, um zu erfahren, ob ihre Mittagstafel heute hinreichend versehen sey, um sie dem Herrn Grafen von Haga anbieten und im Nothfall sie vervollständigen lassen zu können. Der König von Schweden versicherte sie, daß für ihn immer noch genug seyn würde, und ich, die ich an den Umfang des Küchenzettels für die königliche Mittagstafel dachte, wovon mehr als die Hälfte gar nicht erst zum Vorschein kam, sobald der König und die Königin in ihren Kabinetten speisten, ich mußte unwillkührlich lächeln. Die Königin gab mir indeß mit den Augen einen bedeutenden Wink, und ich gieng. Des Abends fragte mich die Königin, warum ich so erstaunt geschienen, als sie mir befohlen, ihre Mittagstafel vervollständigen zu lassen, ich hätte ja doch diesen Befehl sogleich für einen Verweis nehmen sollen, den sie dem Könige von Schweden über seine zu große Dreistigkeit gegeben. Ich gestand ihr, die ganze Scene sey mir so ganz bürgerlich erschienen, daß ich unwillkührlich an geröstete Coteletten und an Eierkuchen gedacht hätte, womit man in kleinen Haushaltungen die gewöhnliche Hauskost zu erhöhen und zu erweitern pflege. Meine Antwort machte ihr viel Spaß, und sie theilte sie dem Könige mit, der gleichfalls darüber lachte.

Der mit England geschlossene Friede hatte alle Klassen der Gesellschaft, die für die Nationalehre interessirt waren, befriedigt. Die Abreise des englischen Kommissars, der seit dem schimpflichen Frieden von 1763 als Aufseher

unserer Marine nach Dünkirchen gesetzt war, verursachte die lauteste Freude. Die Regierung hatte die Klugheit gehabt, diesem Engländer den Befehl zu seiner Abreise früher mitzutheilen, ehe noch der Friedensschluß öffentlich bekannt gemacht wurde. Ohne diese Vorsichtsmaßregel würde das Volk sich Ausschweifungen erlaubt haben, um den englischen Agenten die Wirkung einer langverhaltenen Erbitterung über seinen Aufenthalt in diesem Hafenplatze empfinden zu lassen. Blos der Handelsstand war mit dem Friedensschluß von 1783 unzufrieden. Der Artikel, welcher den englischen Waaren freie Einfuhr gestattete, vernichtete auf einmal den Handel der Stadt Rouen und anderer Manufacturstädte des Königreichs. Die französische Industrie hat sich nachher für diese Superiorität gerächt, welche den Engländern den Handel der ganzen Welt ausschließlich zusicherte. Paris wimmelte bald vom Engländern; eine große Anzahl derselben ließ sich am Hofe vorstellen. Die Königin suchte sie mit besonderer Auszeichnung zu behandeln. Ohne Zweifel wollte sie dadurch ihre persönliche Achtung gegen diese edle Nation von den politischen Ansichten unterscheiden, welche die Regierung durch Unterstützung der Amerikaner an den Tag gelegt hatte. Am Hofe äußerte sich bald sehr laut einiges Misvergnügen über das Interesse, welches die Königin für die englischen Lords blicken ließ; man betrachtete diese Aufmerksamkeiten ganz wie eine blinde Vorliebe. Man war hierin ungerecht, und die Königin beklagte sich mit Recht über diese lächerliche Eifersucht.

Die Reise nach Fontainebleau und der Winter in Paris und am Hofe waren glänzend. Der Frühling führte endlich jene Vergnügungen wieder herbei, welche die Königin allmählig dem Glanz der Festlichkeiten vorzuziehen anfieng.

Zwischen dem Könige und der Königin herrschte die innigste Einheit und ich habe zwischen diesem hohen Ehepaar nur ein einzigesmal ein Wölkchen aufsteigen gesehn, welches schnell wieder verschwand, und dessen Ursache mir völlig unbekannt geblieben ist.

Mein Schwiegervater, dessen Verstand und Erfahrung ich achten mußte, hatte mir gleich damals, als er mich im Dienst der jungen Königin angestellt sah, anempfohlen, jede Art von Vertraulichkeit zu vermeiden. "Dergleichen, meinte er, verschafft blos eine vorübergehende und gefährliche Gunst. Versehen Sie Ihren Dienst mit Eifer und nach Ihrer besten Einsicht, und thun Sie nie etwas anders als gehorchen. Anstatt Ihre Geschicklichkeit darein zu setzen, es herauszubringen, warum ein Befehl, ein Auftrag, der Ihnen wichtig scheint, Ihnen ertheilt worden sey, setzen Sie dieselbe vielmehr darein, sich von diesem Auftrage vollständig und genau zu unterrichten." Ich kam in den Fall, diese eben so weise als nützliche Regel in Anwendung zu bringen. Einst trat ich früh Morgens zu Trianon in das Zimmer der Königin. Sie lag noch, hatte Briefe auf ihrem Bette, und weinte sehr. Ihre Thränen wurden durch Schluchzen und durch die Worte unterbrochen: "Ach, könnte ich sterben!"— "Ach, die bösen Menschen, die Ungeheuer!" — "Was habe ich Ihnen gethan?" — Ich reichte ihr Orangenblütenöl und Aether. — "Lassen Sie mich nur, sagte sie, wenn Sie mir gut sind; es wäre für mich besser, Sie reichten mir Gift." Sie warf in diesem Augenblick ihren Arm auf meine Schulter, und fieng an, neue Thränen zu vergießen. Ich sah, daß ein großer und geheimer Kummer ihr Herz zerriß, daß sie einer Vertrauten bedurfte und daß dies ihre Freundin seyn müßte. Ich sagte es ihr und schlug ihr vor,

nach der Herzogin von Polignac zu schicken; sie sträubte sich indeß heftig dagegen. Ich erneuerte meine Beweggründe und dringende Bitten, um ihr den Trost einer Herzenserleichterung zu verschaffen, deren sie so sehr bedurfte; ihr Sträuben war minder heftig. Ich machte mich aus ihren Armen los und eilte in die Vorzimmer, in denen, wie ich wußte, immer ein Jäger bereit stand, um jeden Augenblick sich zu Pferde zu setzen und nach Versailles fortsprengen zu können. Ich befahl ihm, im stärksten Galopp zur Herzogin von Polignac zu eilen und ihr zu melden, die Königin befände sich sehr unwohl, und wünschte, daß sie auf der Stelle zu ihr kommen möchte. Die Herzogin hatte beständig einen Wagen bereit stehen, und war daher binnen weniger als zehn Minuten bei der Königin. Ich befand mich bei dieser ganz allein, und hatte bis dahin es zu hintertreiben versucht, daß man nicht andere Kammerfrauen herbeirief. Frau von Polignac trat herein; die Königin streckte die Arme nach ihr aus, und diese flog auf sie zu. Ich hörte sie schluchzen und entfernte mich.

Eine Viertelstunde drauf, als die Königin etwas ruhiger geworden war, klingelte sie, um die Toilette zu machen. Ich ließ ihre Kammerfrauen zu ihr hineingehen; sie warf sich ein Kleid über und zog sich mit der Herzogin in ihr einsames Kabinet zurück. Bald nachher traf der Graf von Artois von Compiegne, wo er sich mit dem Könige befand, im Schlosse an. Er eilte durch das Vorzimmer und dann durch das Zimmer selber, und fragte hastig nach der Königin. Er blieb eine halbe Stunde mit ihr und der Herzogin zusammen, und sagte mir beim Heraustreten, daß die Königin mich sprechen wolle. Ich fand sie an der Seite ihrer Freundin auf dem Sopha sitzend; ihre Gesichtszüge hat-

ten sich wieder aufgeklärt, ihre Miene war lächelnd und freundlich. Sie reichte mir die Hand und sagte zu der Herzogin: "Ich habe ihr diesen Morgen so viel Kummer gemacht, daß ich eilen muß, ihr gutes Herz wieder aufzurichten." Dann fügte sie hinzu: "Sie haben gewiß in den schönsten Sommertagen bisweilen ein dunkles Gewölk gesehn, welches plötzlich auf die Felder herabzubrechen und sie zu verwüsten drohte, aber schnell durch den leichtesten Wind verjagt, dem blauen Himmel und dem heitersten Wetter wieder Platz machte; da haben Sie ein treues Bild von dem, was mir diesen Morgen begegnete." Darauf sagte sie mir, der König werde, sobald die Jagd geendet sey, von Compiegne zurückkehren und bei ihr zu Abend speisen, ich möchte daher ihren Küchenaufseher kommen lassen, um mit ihm auf seinem Speisenverzeichniß alle die Gerichte auszuwählen, die dem König am meisten behagten, und keine andere als diese sollten des Abends auf die Tafel kommen; es sey dies eine Aufmerksamkeit, die sie dem Könige gern recht bemerklich zu machen wünsche. Die Herzogin von Polignac nahm mich ebenfalls bei der Hand und sagte mir, wie glücklich sie sich fühle, bei der Königin in einem Augenblick gegenwärtig gewesen zu seyn, wo sie so sehr einer Freundin bedurft habe. Ich wußte immer noch nicht, was denn wohl die Ursache dieser eben so heftigen als kurzen Bekümmerniß der Königin gewesen sey, aber aus der besonderen Aufmerksamkeit, welche sie für den König bewies, schloß ich, daß man versucht hatte, ihn gegen sie aufzureizen, daß indeß die schwarze Bosheit ihrer Feinde durch den gesunden Verstand und die Liebe des Königs schnell erkannt und vereitelt worden war, und daß der Graf von Artois ihr zuerst diese Nachricht eiligst gebracht hatte.

Es war, wo ich nicht irre, im Sommer des Jahres 1787 während einer Reise nach Trianon, daß die Königin von Neapel den Chevalier von Bressac zu Ihrer Majestät mit einer geheimen Sendung schickte, welche ein Heirathsproject zwischen ihrem Erbprinzen und der Tochter des Königs betraf. In Abwesenheit der Ehrendame wandte er sich an mich. Wieviel er mir auch von der engen Vertraulichkeit, womit die Königin von Neapel ihn beehre, und von seinen Beglaubigungsschreiben vorredete, so fand ich doch an ihm ganz das Wesen eines Abentheurers. Indeß hatte er wirklich Privatbriefe an die Königin bei sich, und seine Sendung war ächt. Er sprach mit mir davon höchst unbedachtsam, selbst ehe er noch Zutritt erhalten hatte, und bat mich, meinen ganzen Einfluß anzuwenden, um die Königin für den Wunsch seiner Monarchin zu stimmen; was ich denn durch die Versicherung ablehnte, daß es mir nicht zieme, mich in Staatsangelegenheiten zu mischen. Ganz unnützer Weise suchte er mir begreiflich zu machen, daß die von der Königin von Neapel gewünschte Verbindung nicht aus diesem Gesichtspunct betrachtet werden müsse.

Ich verschaffte dem Herrn von Bressac die gewünschte Audienz, aber ohne zu verrathen, daß ich von dem Gegenstand seiner Sendung das geringste wisse. Die Königin sprach selber mit mir davon. Sie tadelte die Wahl der Person, und mochte gleichwohl bei sich denken, daß ihre Schwester, die Königin, sehr wohl daran gethan habe, dazu keinen passenderen Mann gewählt zu haben, da ihr Wunsch doch nicht in Erfüllung gehen konnte. Ich hatte bei diesem Vorfall, wie bei vielen andern, Gelegenheit zu beobachten, wie sehr die Königin Frankreich und den Glanz unseres Hofes liebte und schätzte. Sie sagte mir damals, daß wenn ihre

Prinzessin Tochter ihren Cousin, den Herzog von Angoulême, heirathete, sie ihren Rang als Königstochter dadurch nicht einbüßen könne, und daß ihre Lage bei weitem derjenigen einer Königin in andern Ländern vorzuziehen seyn würde; es gebe in ganz Europa nichts, was dem französischen Hofe gleich käme, und um eine französische Prinzessin im Fall einer Vermählung an einen auswärtigen Fürsten nicht dem schmerzlichsten Heimweh auszusetzen, müßte man sie durchaus schon mit dem siebenten Jahre von Versailles entfernen und sie von diesem Zeitpunct an nach dem Hofe senden, wo sie einst leben solle; mit zwölf Jahren würde es bereits zu spät seyn, weil die Erinnerungen und Vergleichungen dem Glück ihres ganzen Lebens schaden würden. Die Königin betrachtete das Loos ihrer Schwester als tief unter dem ihrigen, und unterhielt mich mehrmals von den Bekümmernissen, welche der spanische Hof ihrer Schwester, der Königin von Neapel, verursachte*), und von der Noth-

---

*) Die Ursache davon findet man in der folgenden Stelle aus Soulavie's Historischen Memoiren über die Regierung Ludwigs des Sechzehnten.

"Unter der glücklichen Regierung des Hauses Bourbon hatte Frankreich einen seiner Zweige nach Spanien verpflanzt, der bis nach Italien Schößlinge getrieben hatte. Maria Theresia war darüber eifersüchtig. Als Erbin des Ehrgeizes des Hauses Oesterreich und seiner Pläne auf Italien, hatte sie sich Hofnung gemacht, während des tiefsten Friedens durch Hinterlist dies schöne Land wiederzugewinnen, indem sie dem Hofe von Neapel eine Erzherzogin gab, die, zu Wien erzogen, niemals vergessen konnte, daß sie zu Neapel blos das Interesse ihrer Familie wahrzunehmen habe. Die Königin Karoline diente sehr geschickt den Absichten ih-

wendigkeit, worin sie sich befunden habe, die Vermittelung des Königs von Frankreich anzusprechen. Sie zeigte mir mehrere Briefe der Königin von Neapel über die Streitigkeiten, die sie mit dem Madriter Hofe wegen des Ministers Acton gehabt hatte. Sie hielt denselben um seiner Einsicht und Thätigkeit willen für ihr Volk sehr heilbringend. In ihren Briefen gab sie der Königin von Frankreich einen sehr

---

rer Mutter, da sie in der Stadt Neapel blos ein ehemaliges österreichisches, in den Händen Ferdinands noch nicht genug gesichertes Besitzthum erblickte. Höchst gewandt, um Minister nach ihrem Gefallen zu erwählen, sie zu halten, zu beschützen und von dem Madriter Hofe, wo der Stamm der neapolitanischen Bourbons regierte, abwendig zu machen, wußte sie am Ende sogar das Herz ihres Gemahls den Familienverträgen, dieser Hauptstärke des Hauses Bourbon, untreu zu machen; so sehr war sie ihrem Bruder Joseph, ihrem einzigen Abgott, ergeben.

Dieses Betragen der Königin Karoline von Neapel und die Vorsichtsmaßregeln, welche das Haus Oesterreich in allen Friedensschlüssen mit Frankreich auwendete, um sich Anrechte auf Italien zu sichern, enthüllen die Absichten Oesterreichs auf dieses ehemalige Erbe, welches die Tapferkeit und die Politik der Bourbons ihm entrissen hatten. Ohne die Festigkeit des Königs von Neapel, Don Carlos, bei seiner Thronbesteigung in Spanien, würde Oesterreich dieses ehemalige Eigenthum in Besitz genommen haben, vermöge der Klauseln des Heimfalls, welche Maria Theresia sehr geschickt in den Aachener Tractat eingeschoben und dann wiederum in dem Friedensschluß von 1788 hatte erneuern lassen, — ein augenscheinlicher Beweis, daß Oesterreich den Plan, sich im Herzen Italiens festzusetzen, noch nicht aus den Augen verloren hat."

(Der franz. Herausgeber.)

treuen Bericht über die Beleidigungen, die sie empfangen, und stellte den Herrn Acton als einen Mann dar, von welchem selbst der Neid gestehen müßte, daß er nur durch seine Dienstleistungen ihr ein Interesse einzuflößen im Stande sey. Sie hatte unter andern von einem Spanier, Namens Las Casas, den der König, ihr Schwiegervater, an sie abgeschickt hatte, um sie zur Entfernung Actons von den Staatsangelegenheiten und von ihrer Person zu vermögen, Beleidigungen ertragen müssen, und sie beklagte sich daher gegen die Königin, ihre Schwester, sehr bitter über das empörende Verfahren dieses Geschäftsträgers, dem sie unter andern, um ihm von dem wahren Grunde ihrer Vorliebe für Herrn Acton zu überzeugen, gesagt hatte, sie würde ihn durch die berühmtesten Künstler Italiens malen und abformen lassen, und seine Büste nebst seinem Bildniß an den König von Spanien senden, um ihm zu beweisen, daß blos der Wunsch, einen Mann von so überwiegender Fähigkeit in ihrer Nähe behalten zu können, sie bewegen könne, ihm fortwährend ihre Gunst zu schenken. Dieser Herr Las Casas war so kühn, ihr zu antworten, ihre Mühe würde fruchtlos seyn, da die Häßlichkeit eines Mannes nicht immer für ihn ein Hinderniß sey, um den Frauen zu gefallen, und da der König von Spanien zu viel Erfahrung habe, um nicht einzusehen, daß man den Eigensinn einer Frau sich nicht immer erklären könne.

Eine so kecke Antwort hatte die Königin von Neapel mit Unwillen erfüllt, und der schmerzliche Eindruck, den sie davon empfand, hatte ihr noch an demselben Tage eine unglückliche Niederkunft zugezogen. Da Ludwig der Sechzehnte seine Vermittelung anbot, so erhielt die Königin von Neapel in dieser Sache die vollkommenste Genugthuung,

und Herr Acton blieb in seinem Posten als Premierminister. *)

Unter die vielen Characterzüge, in denen sich die außerordentliche Herzensgüte der Königin aussprach, muß man auch ihre Achtung für persönliche Freiheit zählen. Ich habe oft gesehen, wie sie die ärgsten Zudringlichkeiten von Leuten, deren Verstand verrückt war, ertrug, ohne zu erlauben, daß man sie verhaftete. Ihre Langmuth wurde durch einen ehemaligen Parlementsrath von Bordeaux, Namens Castelnaux, auf eine sehr harte Probe gestellt. Dieser Mann hatte sich für den Liebhaber der Königin erklärt und war allgemein unter diesem Namen bekannt. Zehn Jahre lang reiste er überall dem Hofe nach. Blaß und mager, wie Wahnsinnige zu seyn pflegen, flößte er durch seinen widrigen Anblick ein peinliches Gefühl ein. Während der zwei Stunden, die das öffentliche Spiel der Königin währte, blieb er, ohne von der Stelle zu weichen, ihrem Platze gegen über; in der Schloßkapelle setzte er sich vor ihre Augen hin, und nie unterließ er, beim Mittagsmahl oder bei der öffentlichen Tafel des Königs sich einzufinden; im städtischen Schauspielhause setzte er sich so nahe als möglich an die Loge der Königin; selbst nach Fontainebleau und Saint Cloud reiste er stets dem Hofe einen Tag voraus, und sobald die Königin in einem dieser Schlösser anlangte, war die erste Person, der sie beim Aussteigen aus dem Wagen begegnete, jedesmal dieser Thor, der übrigens zu keinem Menschen sprach. Während des Aufenthalts der Königin zu Klein Trianon wurde die

*) Man vergleiche die Beilage D.

Leidenschaft dieses Unglücklichen noch zudringlicher. Er speiste in der Eil irgend einige Bissen bei einem Schweizer, und brachte dann den ganzen Tag, selbst bei Regenwetter, damit hin, um den ganzen Garten die Runde zu machen, und zwar so, daß er immer am Rande des Grabens gieng. Die Königin begegnete ihm oft, wenn sie entweder allein oder mit ihren Kindern spazieren gieng, gleichwohl wollte sie nie zugeben, daß man ihn durch irgend ein gewaltsames Mittel von dieser unerträglichen Zudringlichkeit abbrächte. Als sie eines Tags dem Herrn von Seze die Erlaubniß gab, Trianon zu besehen, ließ sie ihm sagen, er möchte sich doch zu mir begeben; mir aber befahl sie, diesen berühmten Advokaten von der Geistesverwirrung des Herrn von Castelnaux zu unterrichten und diesen letzteren sodann aufsuchen zu lassen, damit Herr von Seze sich mit ihm unterreden könnte. Er sprach mit ihm fast eine Stunde, und machte großen Eindruck auf ihn. Zuletzt bat mich Herr von Castelnaux, der Königin zu melden, daß er, da seine Gegenwart der Königin lästig sey, sich von nun an ganz gewiß in seine Heimath zurückbegeben werde. Die Königin war darüber sehr froh und befahl mir, dem Herrn von Seze ihre völlige Zufriedenheit darüber auszudrücken. Eine halbe Stunde drauf, als Herr von Seze bereits wieder abgereist war, ließ sich der unglückliche Thor bei mir melden. Er zeigte mir an, daß er sein Wort zurücknehme, indem er durch die bloße Kraft seines Willens, sich nicht enthalten könne, die Königin so oft zu sehen, als es ihm nur irgend möglich sey. Diese neue Erklärung war freilich eben nicht angenehm der Königin zu hinterbringen; aber wie sehr war ich ergriffen, als ich sie darauf blos erwiedern hörte: Nun gut, so mag er

mich denn langweilen; nur beraube man ihn seiner Freiheit nicht? *)

Man hatte während der ersten Regierungsjahre nie einen unmittelbaren Einfluß der Königin in Staatsangelegenheiten bemerkt, außer in der Güte, womit sie beim Könige die Revision zweier berühmten Prozesse bewirkte **).

---

*) Bei der traurigen Verhaftung des Königs und der Königin zu Varennes wollte dieser unglückliche Castelnaux sich durch Hunger tödten. Seine Wirthsleute, die über seine Abwesenheit bekümmert waren, ließen die Thür seines Zimmers mit Gewalt aufsprengen, und man fand ihn darin bewußtlos auf dem Fußboden ausgestreckt. Ich weiß nicht, was seit dem 10. August aus ihm geworden seyn mag.

(Die Verfasserin.)

**) Die Königin hatte sich in diese beiden Prozesse nur insofern gemischt, daß sie um eine Revision bat; denn es war durchaus gegen ihre Grundsätze, bei Justizangelegenheiten irgend ins Mittel zu treten, und nie verwendete sie sich mit ihrem Einfluß bei den Gerichtshöfen. Die Herzogin von Praslin hatte aus einem seltsamen Eigensinn ihre Feindschaft gegen ihren Mann so weit getrieben, daß sie ihre Kinder zu Gunsten der Familie des Herrn von Guemenée enterbte. Die Ungerechtigkeit veranlaßte denn natürlich einen gewaltigen Prozeß, an dem ganz Paris Theil nahm. Die Herzogin von Choiseul, die bei dieser Sache lebhaft interessirt war, flehte einst in meiner Gegenwart die Königin um die Gnade an, den ersten Präsidenten fragen zu lassen, wenn man denn ihre Sache bei Gericht vornehmen werde; die Königin erwiederte ihr, daß sie selbst diesen Schritt nicht einmal thun werde, weil sie dadurch ein Interesse verrathen würde, welches sie aus Pflichtgefühl nicht äußern dürfe.

(Die Verfasserin.)

Wenn der König auch niemals der Königin eine feurige Liebe eingeflößt hat, so ist doch wenigstens soviel gewiß, daß sie wegen seiner Herzensgüte und Billigkeit, wovon er während seiner Regierung so vielfache Beweise gab, für ihn eine Empfindung hegte, die aus Begeisterung und Rührung gemischt war. Wir sahen sie eines Abends sehr spät zurückkehren. Sie kam aus den Kabinetten des Königs und sagte zu Herrn von Mizery und mir, indem sie sich Thränen abtrocknete: »Sie sehen mich weinen, aber haben Sie darüber nur ja keine Unruhe; es sind die süßesten Thränen, die eine Frau nur irgend vergießen kann; sie rühren von dem tiefen Eindruck her, welchen die Güte und Gerechtigkeit des Königs auf mich gemacht hat. Er hat so eben auf meine Bitten die Revision des Prozesses der Herren von Bellegarde und von Monthieu bewilligt, welche ein Opfer des Hasses des Herzogs von Aiguillon gegen den Herzog von Choiseul waren. Er ist eben so gerecht gegen den Herzog von Guines in seinem Rechtshandel mit Tort gewesen. Es ist für eine Königin ein großes Glück, denjenigen, der mit ihr den Thron theilt, bewundern und achten zu können; euch aber wünsche ich Glück, daß ihr unter der Regierung eines so tugendhaften Monarchen leben könnt.« Unsere Thränen der Rührung mischten sich mit denen der Königin, und sie erlaubte uns gütigst, ihre zarten Hände zu küssen. Diese rührende Scene wird nie aus meinem Gedächtniß schwinden. Und gerade unter der Regierung so milder und gefühlvoller Herrscher mußten wir jene Ausbrüche von Wuth erdulden, welche die grausamste Tyrannei nicht zu entschuldigen vermocht hätte, und eben diese hohen, zum Glück der Völker geschaffenen Wesen mußten wir zu unserem Schmerze als Opfer dieser eben so unsinnigen als barbarischen Wuth fallen sehn!

Die Königin ließ an den König alle Eingaben des Herzogs von Guines gelangen, dessen Ehre während seiner Gesandschaft in England durch einen Sekretär blos gestellt worden war, welcher zu London auf die öffentlichen Fonds gespielt hatte, zwar für seine eigene Rechnung, aber doch so, daß einiger Verdacht davon auf den Gesandten fiel. Die Herren von Vergennes und Turgot, die dem Herzog von Guines, als dem Freunde des Herzogs von Choiseul, eben nicht wohl wollten, waren nicht geneigt, den Gesandten zu unterstützen. Die Königin brachte es endlich dahin, die besondere Aufmerksamkeit des Königs dieser Sache zuzuwenden, und die Gerechtigkeit Ludwigs des Sechzehnten ließ endlich die Unschuld des Herzogs triumphiren.

Es existirte unaufhörlich ein geheimer Krieg zwischen den Freunden und Anhängern des Herzogs von Choiseul, welche man die "Oesterreicher" nannte, und dem Anhange der Herren von Aiguillon, von Maurepas, und von Vergennes, welche am Hofe wie in Paris die Flamme der Ränke immer mehr gegen die Königin anfachten. Maria Antoinette unterstützte ihrerseits diejenigen, welche in diesem politischen Streit irgend etwas erlitten haben mochten, und dies war denn auch der Grund, warum sie eine Revision des Prozesses der Herren von Bellegarde und von Monthieu verlangte. Der erste, ein Obrist und Inspecteur der Artillerie, der zweite, Besitzer der Eisenhämmer zu Saint Etienne, waren unter dem Ministerium des Herzogs von Aiguillon zu zwanzigjähriger Festungsstrafe verurtheilt worden, weil sie einem Befehl des Herzogs von Choiseul zufolge in den Zeughäusern Frankreichs eine große Menge von Flinten für unbrauchbar erklärt und als altes Eisen abgegeben hatten, während der größte Theil dieser Flinten augenblicklich einge-

schifft und an die Nordamerikamer verkauft worden war. Es scheint, daß der Herzog von Choiseul, zum Behuf der Rechtfertigung der Verurtheilten, der Königin die politischen Absichten mittheilte, die ihn bestimmt hatten, jene zu einer Veräußerung der Art, wie sie wirklich statt gehabt hatte, zu bevollmächtigen. Was die Sache der Herren von Bellegarde und von Monthieu verschlimmerte, war der Umstand, daß der Artillerieoffizier, welcher in der Stelle des Inspecteurs diese Ausscheidung der alten Waffen veranstaltet hatte, vermöge einer heimlichen Ehe als ein Schwager des Besitzers der Eisenhämmer, der zugleich Käufer der alten Waffen gewesen war, ausgemittelt wurde. Indeß ward die Unschuld der beiden Gefangenen erwiesen, und sie kamen mit ihren Frauen und Kindern nach Versailles, um sich ihrer Wohlthäterin zu Füßen zu werfen. Diese rührende Scene fiel in der großen Gallerie beim Heraustritt aus dem Zimmer der Königin vor. Sie suchte den Fußfall der Frauen abzulehnen, indem sie erklärte: »es sey ihnen ja blos Gerechtigkeit widerfahren, man müsse vielmehr ihr selber zu ihrer Lage Glück wünschen, die sie in den Stand setze, gerechte Ansprüche bis vor den König zu bringen.«

Bei allen Gelegenheiten, wo es darauf ankam, öffentlich zu reden, fand die Königin, ungeachtet sie als Ausländerin sich dabei leicht hätte in Verlegenheit fühlen können, doch jedemal den richtigsten, edelsten und ansprechendsten Ausdruck. Sie beantwortete alle Anreden, und suchte mit einiger Beharrlichkeit an diesem Brauch festzuhalten, den sie vom Hofe Maria Theresia's entlehnt hatte. Seit langer Zeit nahmen sich die Prinzessinnen vom Hause Bourbon in solchen Fällen gar nicht mehr die Mühe, eine vernehmlich ausgesprochene Antwort zu geben. Die Prinzessin Adelaide

machte es sogar der Königin zum Vorwurf, daß sie nicht bei diesem Brauch geblieben sey, und versicherte sie, es sey hinlänglich, einige Worte als Schein einer Antwort hinzumurmeln, und die Redner, die immer nur an das dächten, was sie so eben selber gesprochen hätten, fänden dann doch stets, daß man ihnen befriedigend geantwortet habe. Die Königin meinte, blos die Faulheit habe ein solches Formular vorschreiben können, und da der angenommene Brauch des Murmelns einiger Worte die Nothwendigkeit des Antwortens darthue, so müsse man dies auf die einfachste, deutlichste und bestmöglichste Weise thun. Bisweilen, wenn sie den Gegenstand solcher Anreden im voraus erfuhr, schrieb sie sich sogar schon am Morgen die Antwort auf, nicht um sie auswendig zu lernen, sondern um die Ideen und Gefühle, die sie darin an den Tag legen wollte, sich fester einzuprägen.

Das Ansehn der Herzogin von Polignac stieg mit jedem Tage. Ihre Freunde benutzten es, um Veränderungen im Ministerium herbeizuführen. Die Ungnade, in welche Herr von Montbarrey, ein Mann ohne Talent und gute Sitten, fiel, ward allgemein gebilligt; man schrieb sie mit Grund der Königin zu. Er war durch Herrn von Maurepas ins Ministerium gekommen und durch seine alte Frau darin gehalten worden; beide waren nun auf die Königin und den Polignac'schen Gesellschaftskreis mehr als jemals erbittert.

Die Ernennung des Herrn von Segur zum Kriegsminister, und die des Herrn von Castries zum Marineminister waren ganz das Werk dieses Gesellschaftskreises. Die Königin fürchtete sich, neue Minister zu ernennen, und ihre Favoritin weinte oft, wenn die Männer ihres Cirkels sie zu handeln nöthigten. Die Männer machen oft den Frauen das Einmischen in Staatsgeschäfte zum Vorwurf, und doch

sind es an Höfen gerade die Männer, welche sich des Einflusses der Frauen in Angelegenheiten bedienen, um die sich diese nie bekümmern würden.

An dem Tage, wo Herr von Segur wegen seiner neuen Anstellung der Königin vorgestellt wurde, sagte sie mir: "Sie haben heute einen Minister von meiner Fabrik gesehen. Ich bin sehr froh darüber, in Hinsicht auf den königlichen Dienst, denn ich halte die getroffene Wahl für sehr gut; aber ich bin zugleich auch verdrießlich wegen des Antheils, den ich an dieser Ernennung habe. Ich bürde mir dadurch eine Verantwortlichkeit auf, die ich lieber nicht haben möchte, und um mich davon so viel als möglich frei zu machen, habe ich dem Herrn von Segur auf mein Ehrenwort versprochen, daß ich nie eine Bittschrift mit meinen Randglossen begleiten, noch ihn je in seiner Handlungsweise durch Forderungen für meine Günstlinge binden würde."

Die Königin hatte auf die Wiederherstellung der Finanzen unter dem ersten Ministerium des Herrn Necker gehofft, den sein Ehrgeiz damals noch nicht zu Entwürfen hingerissen hatte, die seinen Talenten fremd waren. Da sie wußte, daß Herr von Maurepas Necker'n verleiten wollte, seine Entlassung zu nehmen, so suchte sie den letzteren zu vermögen, daß er sich doch noch bis zum Tode eines Greises gedulden möchte, den der König aus Achtung für seine erste Wahl und aus Rücksicht gegen seine Jahre in seiner Nähe behalten müßte. Sie gieng so weit, ihm zu sagen, daß Herr von Maurepas beständig krank sey, und daß sein Ende nicht mehr fern seyn könne. Necker wollte indeß diesen Zeitpunct nicht abwarten. Die Vorhersagung der Königin gieng gleichwohl in Erfüllung; Herr von Maurepas en-

digte sein Leben in Folge einer Reise nach Fontainebleau im Jahre 1781. *)

Necker hatte sich bereits vom Ministerium zurückgezogen; überhaupt war er durch eine Treulosigkeit des alten Ministers beleidigt worden, die er ihm niemals verzeihen konnte. Ich erfuhr von dieser Intrigue gleich damals etwas, als sie sich ereignete; später ist mir die Sache durch die Marschallin von Beauvau bestätigt worden. Da Necker nemlich sein Ansehn am Hofe sinken sah, und befürchtete, dies werde seinen Finanzoperationen schaden, schrieb er an den König und bat ihn um eine Gnade, welche in den Augen des Publikums zu beweisen im Stande sey, daß er das Vertrauen seines Monarchen nicht verloren habe. Er schloß seinen Brief damit, daß er fünf verschiedene Dinge bezeichnete, z. B. den und den Auftrag, oder die und die Ehrenbezeigung, oder das und das Ehrenzeichen u. s. w.; worauf er das Schreiben an Herrn von Maurepas übergab. Dieser ließ das "oder" überall in "und" verändern, und so wurde der König über den Ehrgeiz Neckers und über das

---

*) "Ludwig der Sechzehnte, heißt es in der Biographie universelle, bedauerte sehr Maurepas's Tod. Während seiner letzten Krankheit kam er selber, um die Nachricht von der Geburt des Dauphins "seinem Freunde zu melden und sich mit ihm darüber zu freuen", dies waren seine eigenen Worte. Den Tag nach seinem Leichenbegängniß sagte er mit einer Miene voll tiefen Schmerzes: "Ach, so werde ich denn also nicht mehr des Morgens meinen Freund über meinem Kopfe hören!" — ein einfaches und rührendes Lob, was nur leider der Mann, auf den es sich bezog, zu wenig verdient hatte. (Der deutsche Herausgeber.)

Selbstvertrauen, womit er ihn an den Tag zu legen wagte, unzufrieden.

Die Frau Marschallin von Beauvau hat mich versichert, der Marschall von Castries habe selber das Concept dieses Schreibens bei Herrn Necker und dann auch die verfälschte Abschrift gesehn.

Das Interesse, welches die Königin für Herrn Necker gefaßt hatte, verlor sich während seiner Abwesenheit, und gieng sogar in die heftigsten Vorurtheile gegen ihn über. Er schrieb zu viel über die Finanzoperationen, welche er habe vornehmen wollen, und über die Vortheile, die daraus für den Staat erwachsen seyn würden. Die Minister, welche nach und nach an seine Stelle kamen, glaubten sich in ihrer Handlungsweise gebunden durch den Eifer, womit Necker und seine Anhänger das Publikum unaufhörlich von ihren Finanzplänen unterhielten; seine Freunde waren zu warm; die Königin sah in seinen Ansichten über bürgerliche Gesellschaft Partheigeist, und trat nun völlig zu seinen Gegnern über.

Nach der schlechten Generalcontrolle der Herren Joly von Fleury und von Ormesson sah man sich genöthigt, zu einem Manne von anerkanntem Talent seine Zuflucht zu nehmen, und die Freunde der Königin, die damals in dem Grafen von Artois und — ich weiß nicht aus welchem Grunde — in Herrn von Vergennes einen Punkt der Vereinigung fanden, bewirkten die Ernennung des Herrn von Calonne. Die Königin empfand ein außerordentliches Misvergnügen darüber, und ihre innige Freundschaft mit der Herzogin von Polignac fieng damals an zu erkalten. Damals war es, wo sie mir sagte, daß Fürsten, sobald sie Günstlinge hätten, dadurch Personen von

Einfluß in ihre Nähe bekämen, denen anfänglich blos um ihrer Gebieter willen, zuletzt um ihrer selbst willen Weihrauch gestreut würde, die im Staate eine Parthei hätten, für ihren Kopf handelten, und allen Tadel ihrer Handlungen auf die Fürsten zurückfallen ließen, denen sie ihr Ansehn verdankten.

Die Inconvenienzen, welche das Privatleben für eine Fürstin haben muß, trafen die Königin in allen Beziehungen. Sie sprach oft mit mir im Vertrauen darüber und sagte mir dann, ich sey die Einzige, die um die Verdrießlichkeiten wisse, die sie von ihrem geselligen Umgange habe; indeß müsse man die Leiden, die man sich selber zugezogen, ruhig ertragen; Wechsel in einer Freundschaft, wie die ihrige zur Herzogin sey, und ein völliger Bruch würde noch schlimmere Inconvenienzen haben und blos neue Nachtheile herbeiführen. Sie sagte dies nicht etwa, als hätte sie der Frau von Polignac irgend ein Versehn vorzuwerfen gehabt, das ihr die Wahl derselben zur Freundin hätte bedauernswerth machen können; sondern sie hatte blos die Inconvenienz nicht vorher gesehen, die daraus entspringt, wenn man die Freunde seiner Freunde mit ertragen muß, was doch beim geselligen Umgange unvermeidlich ist.

Die Königin, als sie einst fortfuhr, von den Inconvenienzen zu reden, denen sie im Privatleben begegnet sey, sagte unter andern, der verdienstlose Ehrgeiz finde Mittel und Wege, um sich durch Zudringlichkeit allerlei Vortheile zu verschaffen, und so habe sie sich denn vorzuwerfen, daß sie die Ernennung des Herrn von Adhemar zum Gesandten in London blos aus dem Grunde bewirkt habe, weil er zu sehr deshalb in die Herzogin gedrungen.

Indeß, fügte sie zu diesem Bekenntniß hinzu, stehe man ja mit England in durchaus friedlichen Verhältnissen, auch kenne der Minister so gut wie sie die Nullität des Herrn von Adhemar, und so könne er denn weder Gutes noch Böses stiften.

Oft gestand die Königin in ihren Herzensergießungen, daß sie auf ihre Kosten sich Erfahrungen gesammelt habe, die sie bewegen würden, auf das Betragen ihrer Schwiegertöchter ein sehr wachsames Auge zu haben, auch würde sie einst in der Wahl der Hofdamen derselben sehr ängstlich seyn, und es werde sie nie die mindeste Rücksicht auf Rang oder Gunst hierin bestimmen können. Mehrere Schritte, die sie in früheren Jahren gethan, gab sie einer sehr leichtsinnigen Hofdame Schuld, die sie bei ihrer Ankunft in Frankreich bereits im Schlosse vorfand. Auch nahm sie sich vor, keiner Prinzessin — so weit es irgend von ihr abhängen würde — zu gestatten, mit den Musiklehrern zu spielen oder zu singen; sie sagte dann wohl mit einer Aufrichtigkeit und einer Strenge, wie man sie nur irgend aus dem Munde ihrer Verleumder hätte erwarten können: »Ich hätte den Garat *) wohl singen hören, aber nie mit ihm selber ein Duett singen sollen.« Mit solcher Unpartheilichkeit sprach sie von ihren früheren Jahren; was durfte man nicht erst von ihrem reiferen Alter erwarten!

*) Ueber diesen berühmten Sänger vergleiche man Grimm's Correspondenz vom J. 1784.

Elftes Kapitel.

Unzufriedenheit der Königin über die Ernennung des Herrn von Calonne. — Dieser Minister bietet ihr eine Million an, um die Armen zu unterstützen. — Sie lehnt es ab; aus Gründen. — Handlungen der Wohlthätigkeit. — Ankauf von Saint Cloud; Veranlassung dazu. — Angeschlagene Verhaltungsregeln "auf Befehl der Königin". — Murren darüber. — Zustand Frankreichs. — Beaumarchais. — Die Hochzeit des Figaro. — Der König wünscht das Stück in der Handschrift kennen zu lernen. — Frau von Campan liest es beiden Majestäten allein vor. — Ludwigs des Sechzehnten Urtheil über das Stück. — Umtriebe zu Gunsten der Aufführung desselben. — Es wird das erstemal verboten. — Man spielt es im Landhause des Herrn von Vaudreuil. — Neue Umtriebe. — Es wird aufgeführt. — Ludwig der Sechzehnte und die Königin sind darüber erstaunt und unzufrieden. — Maria Antoinette behält einen Groll deshalb gegen Herrn von Vaudreuil. — Character des Herrn von Vaudreuil. — Anekdote. — Er trachtet darnach, Gouverneur des Dauphins zu werden. — Bemerkungen der Königin hierüber. —

Die Königin, welche die Ernennung des Herrn von Calonne nicht hatte verhindern können, verbarg nicht das Misvergnügen, welches sie darüber empfand. Sie äußerte sogar eines Tages im Hause der Herzogin mitten unter den Anhängern und Beschützern dieses Ministers, daß die Finanzen Frankreichs aus den Händen eines redlichen aber unfähigen Mannes in die eines gewandten Ränkemachers übergegangen wären. Herr von Calonne war also weit entfernt, während der Zeit seiner Amtsverwal-

tung in Uebereinstimmung mit der Königin zu handeln, und während in Paris schale Verse in Umlauf waren, worin die Königin und ihre Favoritin als nach Gefallen in die Geldkassen des Generalcontrolleurs greifend dargestellt wurde, vermied die Königin jede Gemeinschaft mit ihm.

Während des langen und harten Winters von 1783 auf 1784 gab der König drei Millionen zur Unterstützung der Nothleidenden. Herr von Calonne, der die Nothwendigkeit einsah, sich der Königin mehr zu nähern, benutzte fruchtlos diese Gelegenheit, um der Königin seine Hochachtung und Ergebenheit zu beweisen. Er kam nemlich und bot ihr, außer den bereits für die Unterstützung der Dürftigen angewiesenen drei Millionen, noch eine Million an, um sie unter ihrem Namen und nach ihrem Willen vertheilen zu lassen. Sein Antrag wurde indeß abgelehnt. Die Königin antwortete ihm, daß diese Wohlthat ganz allein im Namen des Königs vertheilt werden müsse, daß sie sich aber dieses Jahr einige kleinere Genüsse versagen würde, um zur Unterstützung der Nothleidenden so viel beizusteuern, als ihre Ersparnisse nur irgend gestatten würden.

In dem Augenblick, wo Herr von Calonne aus dem Kabinet sich entfernte, ließ die Königin mich rufen: »Wünschen Sie mir Glück, meine Theure, sagte sie zu mir; ich bin so eben einer Schlinge oder doch wenigstens einer Sache entgangen, die mir in der Folge hätte großen Verdruß zuziehn können.« Sie erzählte mir dann Wort für Wort die ganze Unterredung, die sie so eben gehabt hatte, indem sie hinzufügte: »Dieser Mensch wird die Finanzen des Staats vollends zu Grunde richten. Man

sagt, er sey durch mich angestellt; man hat bei dem Volke die Meinung erweckt, ich sey eine Verschwendetin; und doch habe ich nie gewollt, daß irgend eine Summe aus dem königlichen Schatze — wäre es auch für den ehrenwerthesten Gebrauch — jemals in meine Hände käme.“

Die Königin, welche monatlich etwas von den Einkünften ihrer Schatulle zurücklegte, und sogar die herkömmlichen Wochenbettsgeschenke noch nicht einmal verbraucht hatte, besaß von ihrer eigenen Ersparniß fünf- bis sechsmal hundert tausend Franks. Sie bestimmte jetzt davon eine Summe von zwei- bis dreimal hundert tausend Franks, welche ihre ersten Kammerfrauen an Herrn Lenoir, an die Pfarrer von Paris und Versailles und an die barmherzigen Hospitalschwestern einschickten, und unter höchstbedürftige Familien vertheilten.

Die Königin, welche in das Herz ihrer Prinzessin Tochter nicht blos die Neigung, Unglückliche zu unterstützen, sondern auch die zur Erfüllung dieser heiligen Pflicht erforderlichen Eigenschaften pflanzen wollte, unterhielt sie, obwohl sie noch sehr jung war, unaufhörlich von den Leiden, welche der Arme bei einer so strengen Jahrszeit zu ertragen habe. Die Prinzessin hatte schon eine Summe von acht bis zehn tausend Franks für ihre milden Gaben, und die Königin ließ sie einen Theil davon eigenhändig austheilen.

Um ihren Kindern noch eine Lehre der Wohlthätigkeit zu geben, befahl sie mir, so wie die andern Jahre, den Tag vor dem Neujahr alle die modernsten Kinderspielsachen von Paris kommen zu lassen und sie in ihrem Kabinet zur Schau auszulegen. Dann nahm sie ihre Kinder bei der Hand, zeigte ihnen alle die Puppen und

künstlichen Arbeiten, welche da aufgestellt waren, und sagte ihnen dabei, sie habe die Absicht gehabt, ihnen sehr hübsche Neujahrsgeschenke zu geben; aber die große Kälte mache den armen Leuten solche Noth, daß sie ihr ganzes Geld auf Decken und Kleidungsstücke ausgegeben habe, um sie gegen die Strenge der Jahrszeit zu schützen und ihnen Brod geben zu können, und so müßten sie sich denn dies Jahr damit begnügen, diese neuen Sachen blos besehen zu dürfen. Als sie indeß mit ihren Kindern in ihre inneren Gemächer zurückgekehrt war, meinte sie, es sei gleichwohl noch eine unvermeidliche Ausgabe zu machen übrig; da nemlich dies Jahr eine große Menge von Müttern dieselbe Rücksicht nehmen würde, wie sie, so müsse der Spielsachenhändler dabei offenbar verlieren, und sie wolle ihm daher funfzig Louisdor schenken, um ihn für die Reisekosten zu entschädigen und ihn darüber zu trösten, daß er nichts abgesetzt habe.

Eine an sich höchst einfache Sache, die indeß wegen des damals herrschenden Geistes für die Königin sehr unangenehme Folgen hatte, war der Ankauf von Saint Cloud.

Das Schloß zu Versailles, welches durch eine Menge neuer Veränderungen in seinem Innern erschüttert, und durch die Kassirung der Gesandtentreppe und des marmornen Säulenganges im Innern des Hofes sogar in seiner ganzen Anlage verstümmelt worden war, bedurfte eben so sehr für seine Dauerhaftigkeit, als für seine äußere Schönheit eine Baureparatur. Der König verlangte daher von Herrn Micque mehrere Baupläne zur Wiederherstellung desselben. Er zog zugleich mich wegen mehrerer Veränderungen zu Rathe, die sich auf den Dienst der Königin bezogen, und fragte in meiner Gegenwart Herrn Micque, wie viel Geld wohl zur Ausführung seiner Pläne erforderlich seyn

und wie viel Jahre er zu dem Unternehmen brauchen würde. Ich habe vergessen, wie viel Millionen er angab; ich erinnere mich blos noch, daß Herr Micque meinte, sechs Jahre würden zur Vollendung des ganzen Baues hinreichend seyn, wenn der königliche Schatz die Zahlungen ohne Aufschub leisten könne. »Und wie viele Jahre verlangen Sie, sagte hierauf der König, wenn die Zahlungen nicht so pünktlich erfolgen?« — »Zehn Jahre, Ew. Majestät,« erwiederte der Architect. — »Nun da müssen wir schon auf zehn Jahre rechnen, antwortete der König, und die ganze Unternehmung bis aufs Jahr 1790 verschieben; so wird dann das letzte Jahrzehend des Jahrhunderts dabei draufgehen.« Der König sprach hierauf von dem Fall des Preises der Grundstücke, der damals, als der Hof Ludwigs des Funfzehnten nach den Tuilerieen verlegt wurde, zu Versailles stattgefunden hatte, und meinte, man müsse auf Mittel denken, um dieser Unannehmlichkeit auszuweichen. Dieser Plan nun begünstigte den Ankauf von Saint Cloud. Der erste Gedanke dazu war der Königin eingekommen, als sie einst mit der Herzogin von Polignac und der Gräfin Diane dahin spazieren fuhr. Sie sprach darüber mit dem Könige, und diesem sagte die Sache sehr zu; da dieser Ankauf seinen Plan, Versailles auf zehn Jahre zu verlassen, sehr begünstigte.

Der König nahm sich vor, die Minister, die Bureau's, die Pagen und einen großen Theil seines Marstalls in Versailles zurückzulassen. Die Herren von Breteuil und von Calonne wurden sofort beauftragt, mit dem Herzog von Orleans wegen des Ankaufs von Saint Cloud zu unterhandeln, und man glaubte anfangs, daß die ganze Sache durch einen bloßen Tausch sich machen würde. Der Werth des Schlosses Choisy, des Jagdschlosses und eines Waldes dabei

machte gerade so viel aus, als die Summe betrug, welche das Haus Orleans forderte, und in diesem Tausch, womit die Königin sich schmeichelte, sah sie blos eine Ersparniß, anstatt einer Vermehrung der Ausgaben. Man konnte durch diese Einrichtung die Gouverneurstelle von Choisy, welche der Herzog von Coigny, und die des Jagdschlosses, welche der Marschall von Soubise hatte, eingehen lassen, so wie auch die beiden Kastellanstellen und das Dienerpersonale in beiden königlichen Schlössern; aber während man in dieser Sache unterhandelte, giengen Herr von Breteuil und Herr von Calonne von dem Punkt des Tausches ab, und mehrere Millionen baares Geld traten an die Stelle des Werths von Choisy und des Jagdschlosses.

Die Königin rieth dem Könige, Saint Cloud ihr zu übergeben, als das beste Mittel, um daselbst nicht erst einen Gouverneur anstellen zu dürfen; ihre Absicht war nemlich, dort blos einen Kastellan zu halten, wodurch alle die Ausgaben, welche mit den Gouverneurstellen in den Schlössern verknüpft waren, erspart würden. Der König genehmigte dies. Saint Cloud wurde für die Königin gekauft. Sie ließ die Schweizer an den Schloßgittern, die Schloßlakeien u. s. w. ihre Livrée tragen, ganz wie zu Trianon, wo der Schloßkastellan sogar einige Verhaltungsregeln für fremde Besuchende mit der Unterschrift: "auf Befehl der Königin", hatte anschlagen lassen. Alles dies wurde in Saint Cloud nachgeahmt. Indeß die Livrée der Königin an dem Thore eines Schlosses, wo man nur die des Königs erwartete, und die Worte: "auf Befehl der Königin", auf den gedruckten Anschlägen neben den Schloßgittern, machten großes Aufsehn und einen widrigen Eindruck, nicht blos auf das Volk, sondern auch auf die vornehmere Klasse. Man sah darin

einen Eingriff in die herkömmlichen Bräuche der Monarchie, und die herkömmlichen Bräuche grenzen sehr nahe an die Gesetze. Die Königin erfuhr dies, glaubte aber sich etwas von ihrer Würde zu vergeben, wenn sie die Form dieser Verhaltungsregeln irgendwie ändern ließe. "In Gärten, die mir angehören, sagte sie, steht mein Name gewiß nicht am unrechten Orte; ich kann darin wohl Befehle geben, ohne deshalb einen Eingriff in die Rechte des Staats zu thun." war die einzige Antwort, welche sie auf die Vorstellungen gab, welche einige treue Diener ihr deshalb machen zu dürfen glaubten. Die Misbilligung, welche die Pariser hiebei an den Tag legten, veranlaßte unstreitig den Herrn von Espremenil zur Zeit der ersten Parlementsunruhen zu sagen, es sey eben so unpolitsch als unmoralisch, eine Königin von Frankreich im Besitz königlicher Schlösser zu sehen. So mußte denn eine aus Gründen der Ersparniß vorgenommene Veränderung in den Augen des Publicums in einem ganz anderen Character erscheinen.

Die Königin war über die Art, wie Herr von Calonne diese Angelegenheit geleitet hatte, höchst unzufrieden. Der Abbé von Vermond, als der thätigste und beharrlichste Feind dieses Ministers, sah mit Vergnügen, wie die Mittel der Leute, von denen man neue Hülfsquellen erwarten konnte, sich nach und nach erschöpften, weil dies den Zeitpunkt näher rückte, wo der Erzbischof von Toulouse zum Finanzministerium gelangen konnte.

Die königliche Marine hatte während des nordamerikanischen Freiheitskrieges eine Ehrfurcht gebietende Stellung angenommen; ein glorreicher Friede mit England hatte zur Ehre der Franzosen die früher von unseren Feinden erlittene Schmach wieder gutgemacht; der Thron war von zahlreichen

Erben umgeben, die Finanzen allein konnten einige Unruhe erwecken; aber diese Unruhe betraf blos die Art ihrer Verwaltung. Mit einem Worte, Frankreich wär wieder zum innern Bewußtseyn seiner Kraft und seines Reichthums gekommen, als zwei Ereignisse, die in der Geschichte kaum einen Platz zu verdienen scheinen, und die dennoch in der Geschichte der französischen Revolution eine sehr ausgezeichnete Stelle einnehmen, in allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft den Geist des bittern Spottes und der Geringschätzung nicht blos gegen die vornehmsten Stände, sondern gegen die gekrönten Häupter selber erweckten; — ich spreche hier von einer Comödie und von einer Betriegerei.

Seit längerer Zeit schon hatte Beaumarchais durch seinen Witz und sein musikalisches Talent einige Pariser Cirkel und durch seine mehr oder weniger mittelmäßigen Stücke die Pariser Theater in Beschlag genommen, als sein Lustspiel »der Barbier von Sevilla« ihm einen ausgezeichneteren Beifall auf der französischen Bühne erwarb. Seine Denkschriften gegen Herrn Goesmann hatten die Pariser belustigt, wegen der Lächerlichkeit, worin sie ein geringgeachtetes Parlement erscheinen ließen, und sein Zutritt zu dem engeren Kreise des Herrn von Maurepas verschaffte ihm Einfluß in wichtige Angelegenheiten. In dieser glänzenden Lage strebte er nach dem traurigen Ruhme, den Geistern der Hauptstadt einen allgemeinen Impuls zu geben, durch ein Drama, worin die achtbarsten Sitten und Gebräuche dem Spott der Philosophen und des großen Haufens preisgegeben wurden. Nach Verlauf mehrerer glücklicher Jahre war die Neigung des französischen Geistes zum Lachen und Kritteln allgemeiner geworden, und als Beaumarchais seine monströse und lustige »Hochzeit des Figaro« vollendet hatte, trachteten alle

Leute von Bedeutung nach dem Glück, es vorlesen zu hören, da die Polizeicensoren erklärt hatten, daß dies Stück nicht aufgeführt werden könne. Die Vorlesungen des Figaro vervielfältigten sich durch die wohlberechnete Gefälligkeit des Verfassers in dem Grade, daß man täglich sagen hörte: Ich habe oder ich werde das Stück von Beaumarchais vorlesen hören. Der Wunsch, es aufführen zu sehen, wurde bald allgemein. Eine Phrase, die er geschickt in sein Werk verwebt hatte, hatte demselben den Beifall der Vornehmen oder der Mächtigen, die gern unter die Geister des höheren Ranges gezählt seyn wollten, gleichsam erzwungen. Er ließ nemlich seinen Figaro sagen: »daß blos die kleinen Geister sich vor den kleinen Schriften fürchteten.« Der Baron von Breteuil und alle Männer aus dem Gesellschaftskreise der Frau von Polignac gehörten zu den feurigsten Beschützern dieser Comödie. Man drang so lebhaft von allen Seiten in den König, daß dieser endlich selbst ein Werk zu beurtheilen wünschte, welches alle Gesellschaften so sehr beschäftigte, und daher den Polizeilieutenant, Herrn Le Noir, um das Manuscript der Hochzeit des Figaro ersuchen ließ. Ich empfieng eines Morgens ein Handbillet von der Königiu, mit dem Befehl, mich um drei Uhr auf ihrem Zimmer einzufinden, aber vorher ja noch auf den Mittag zu essen, weil sie mich diesmal sehr lange bei sich behalten würde.

Als ich in das innere Kabinet der Königin eintrat, fand ich sie mit dem König allein. Ihnen gegen über stand ein Sessel und ein kleines Tischchen, worauf ein gewaltig dickes Manuscript in mehreren Heften lag. Der König sagte zu mir: »Da ist die Comödie von Beaumarchais; Sie müssen sie uns vorlesen. Es hat darin einige Stellen, die wegen des Ausgestrichenen und an den Rand Geschriebenen schwer

zu lesen sind. Ich habe es schon durchflogen, aber ich wünschte, daß auch die Königin dies Stück kennen lernt. Sie werden gegen Niemanden etwas von diesem Vorlesen erwähnen."

Ich fieng an zu lesen. Der König unterbrach mich oft durch lobende oder tadelnde Ausrufungen, die immer sehr richtig angebracht waren. Am öftersten rief er aus: "Das zeugt von schlechtem Geschmack! Dieser Mensch bringt doch beständig die Manier der italienischen Concetti auf die Bühne!" Bei dem Monolog Figaro's, wo er die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung angreift, hauptsächlich aber bei der Tirade auf die Staatsgefängnisse, stand der König mit Lebhaftigkeit auf und sagte: "Das ist abscheulich; das soll niemals gespielt werden! Man müßte die Bastille zerstören, damit die Aufführung dieses Stücks nicht als eine gefährliche Inconsequenz erschiene. Dieser Mensch spielt mit allem, was man bei einer Regierung achten muß." In der That hatte der König hier gerade das Urtheil gefällt, auf welches alle enthusiastischen Bewunderer dieses wunderlichen Products doch endlich mit der Zeit zurückkommen mußten. "Man wird es also nicht spielen?" fragte die Königin. — "Nein, gewiß nicht, erwiederte Ludwig der Sechzehnte; Sie können sich darauf verlassen."

Unterdeß versicherte man in den Gesellschaften unaufhörlich, daß die Hochzeit des Figaro aufgeführt werden würde; man gieng sogar viele Wetten darauf ein. Ich selber hatte dergleichen nicht eingehen mögen, da ich mich in diesem Punkt für besser unterrichtet hielt als andere Leute, und doch hatte ich mich darin getäuscht. Die Beschützer des Herrn von Beaumarchais oder vielmehr seines Stücks, welche mit ihrem Plan in Hinsicht der öffentlichen Aufführung desselben

immer noch durchzudringen hoften, hatten ungeachtet des königlichen Verbots die Rollen von Figaro's Hochzeit unter die Schauspieler des Theatre français vertheilen lassen. Beaumarchais hatte ihnen die einzelnen Charactere des Stücks entwickelt, und man wollte wenigstens eine Vorstellung dieses angeblichen dramatischen Meisterwerks genießen. Der erste Kammerjunker genehmigte es, daß Herr von La Ferté den Schauspielsaal im Palast der kleineren Hofbelustigungen in Paris, der zu den Proben bei der Oper gebraucht wurde, dazu hergab; man vertheilte eine Menge von Billets an Leute aus den ersten Ständen der Gesellschaft, und Tag und Stunde der Aufführung wurde angezeigt. Der König erfuhr es erst am Morgen dieses Tages und unterzeichnete sogleich eine lettre de cachet *), welche diese Aufführung verbot. Als der Courier mit diesem Befehl eintraf, war schon ein Theil des Saals mit Zuschauern besetzt und alle Straßen, die nach dem Palast der kleineren Hofbelustigungen hinführten, mit Kutschen angefüllt. Das Stück wurde nicht gegeben. Dies Verbot des Königs erschien als Eingriff in die öffentliche Freiheit.

Alle diese getäuschten Erwartungen erregten die Unzufriedenheit bis zu einem solchen Grade, daß die Worte »Druck« und »Tyrannei« mit einer Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit ausgestoßen wurden, wie es nur immer in den letzten Tagen vor dem Umsturz der Monarchie vorgekommen seyn mag. Der Zorn verleitete Beaumarchais sogar zu rufen: »Nun gut, meine Herren, man will es hier nicht

*) Lettre de cachet hieß nicht blos jeder Verhaftungsbefehl, sondern überhaupt jeder schriftliche, von dem Willen des Königs unmittelbar ausgegangene Befehl. (Die Verf.)

aufführen lassen; aber ich schwöre Ihnen, es wird doch gespielt werden, und wäre es auch im hohen Chor der Notre Dame Kirche;" Man könnte in dieser Aeußerung etwas Prophetisches finden*). Kurze Zeit darauf verbreitete man in der Stille unter den Leuten, Beaumarchais habe sich endlich entschlossen, alle Stellen, welche der Regierung anstößig seyn könnten, aus seinem Stück wegzulassen, und unter dem Vorwand, um die vom Verfasser gebrachten Opfer besser beurtheilen zu können, erhielt Herr von Vaudreuil die Erlaubniß, diese berüchtigte Hochzeit des Figaro auf seinem Landhause aufführen zu lassen. Herr von Campan wurde dazu eingeladen. Er hatte das Stück mehrmals vorlesen hören, fand aber keine der angekündigten Aenderungen darin; er machte dies mehreren Personen des Hofes bemerklich, die indeß immer behaupteten, daß der Verfasser alle geforderten Opfer gebracht habe. Einer kam nach dem andern, um ihn davon zu unterhalten. Herr von Campan war über diese Behauptung einer offenbar ganz falschen Sache so erstaunt, daß er ihnen mit einer Phrase von Beaumarchais aus dem Barbier von Sevilla antwortete und im Tone Basils sagte: "Wahrhaftig, meine Herrn, ich weiß nicht, wen man hier zu täuschen sucht; alle Welt weiß ja um das Geheimniß." Man kam dann zur Sache selber und bat ihn dringend, der Königin ausdrücklich zu sagen, daß alles, was in dem

---

*) Der Großsiegelbewahrer hatte sich beständig der Aufführung dieser Comödie widersetzt. Einst sagte der König in seiner Gegenwart: "Sie werden sehen, daß Beaumarchais mehr Einfluß haben wird als der Herr Großsiegelbewahrer." Hätte der Monarch es wohl geglaubt, daß er so wahr prophezeie? (Der franz. Herausgeber.)

Stück anstößig befunden worden, daraus gestrichen sey. Mein Schwiegervater begnügte sich, zu antworten, daß, da seine Stellung am Hofe ihm nicht gestatte, seine Meinung über etwas auszusprechen, außer wenn die Königin zuerst davon zu reden anfienge, er seine Ansicht nur dann darüber äußern werde, wenn sie ihn darum fragen sollte. Die Königin sprach mit ihm darüber nicht weiter. Bald nachher setzte man endlich die Aufführung des Stückes durch. Die Königin glaubte, ganz Paris würde sich getäuscht fühlen, da es — nach Unterdrückung aller satirischen Stellen darin — blos ein schlecht abgefaßtes und von allem Interesse gelöstes Stück zu sehen bekommen würde *). Der Bruder des Königs, in der Ueberzeugung, daß es auch nicht eine einzige Stelle darin gebe, die einer boshaften oder gefährlichen Auslegung fähig wäre, gieng bei der ersten Vorstellung in die große Loge. Es ist bekannt, welchen tollen Enthusiasmus das Publicum für dieses Stück äußerte und welches gerechte Misfallen dagegen der Bruder des Königs äußerte. Bald darauf erfolgte die Verhaftung des Verfassers, während sein Stück bis zu den Wolken erhoben wurde und während der Hof keine Aufführung desselben mehr zu hintertreiben wagte **).

---

*) Dies war auch die Meinung Ludwigs des Sechzehnten. "Der König — erzählt Grimm — rechnete darauf, daß das Publikum diese Arbeit streng richten würde, und fragte den Markis von Montesquiou, der so eben in die erste Vorstellung gieng: "Nun, was ahnden Sie für einen Erfolg?" — "Ew. Majestät, ich denke, das Stück wird durchfallen." — "Und ich auch," erwiederte der König.

(Der franz. Herausgeber.)

**) "Es giebt etwas noch tolleres als mein Stück, sagte

Die Königin bezeigte allen den Personen, die den Verfasser der Hochzeit des Figaro unterstützt hatten, um dem Könige die Erlaubniß zur Aufführung seines Stücks zu entlocken, ihr Misfallen. Am unmittelbarsten richtete sie ihre Vorwürfe an Herrn von Vaudreuil, weil er es in seinem Hause hatte spielen lassen. Der heftige und herrische Geist dieses Freundes ihrer Favoritin mußte ihr zuletzt ganz misfallen.

Als die Königin eines Abends aus dem Hause der Herzogin zurückkehrte, sagte sie ihrem Kammerdiener, er möchte ihr doch ihr Billardqueue in ihr Kabinet bringen, zugleich befahl sie mir, das Futteral zu öfnen, worin dies Queue steckte. Ich wunderte mich, das Vorlegeschlößchen daran nicht zu finden, dessen Schlüssel die Königin an ihrer Uhrkette trug. Ich öffnete das Futteral und zog das Queue in zwei Stücke zerbrochen heraus. Es war von Elfenbein und aus einem einzigen Elephantenzahn gearbeitet, der Kolben daran war von Gold und von sehr geschmackvoller Arbeit. "Da sehen Sie, sagte mir damals die Königin, wie übel Herr von Vaudreuil diesem kostbaren Stück, worauf ich immer einen so großen Werth legte, mitgespielt hat. Ich hatte es auf das Sopha gelegt, während ich mit der Herzogin im Saal redete. Er nahm sich die Freiheit, es zu gebrauchen, und in einer Aufwallung von Unmuth über einen blokirten Ball schlug er mit dem Queue so heftig gegen das Billard, daß es in zwei Stücke zerbrach. Er war über diesen Unfall um so mehr bestürzt, da er bereits nach

---

Beaumarchais selber; nemlich der glückliche Erfolg, den es auf der Bühne hat." — Das Weitere sehe man in Grimm's Correspondenz. (Der franz. Herausgeber.)

der Gouverneurstelle beim Dauphin trachtet, und da man bei einer solchen Bewerbung einen Fehler der Art eben nicht blicken lassen sollte. Ich habe bei diesem Posten niemals an ihn gedacht. Es ist wohl genug, daß ich bei der Wahl einer Gouvernante blos nach dem Gefühl meines Herzens gehandelt habe, und ich will nicht, daß die Wahl eines Gouverneurs für den Dauphin im mindesten von dem Einfluß meiner Freunde abhänge. Ich würde der Nation dafür verantwortlich seyn." — "Der gute Mann, fügte die Königin hinzu, ahndet gewiß nicht, daß mein Entschluß bereits gefaßt ist, denn ich habe mich darüber nie gegen die Herzogin erklärt. Darum können Sie sich leicht denken, wie er die Nacht zugebracht haben mag. Uebrigens ist dies nicht der erste Vorfall, der mir gezeigt hat, daß, wenn Königinnen sich in ihrem Kabinet wohl langweilen, sie dagegen im Hause anderer Leute sich immer etwas vergeben."

Zwölftes Kapitel.

Halsbandgeschichte. — Details über den Juwelier Böhmer. — Diamantenschmuck, den er mit großen Kosten zusammengebracht hat. — Der König will der Königin ein Geschenk damit machen, die es aber ablehnt. — Böhmer wirft sich der Königin zu Füßen, die gleichwohl das Halsband nicht kaufen will. — Er meldet, daß er diesen Schmuck nach Konstantinopel verkauft habe. — Sein räthselhaftes Billet an die Königin. — Gespräch Böhmer's mit Frau von Campan. — Er ist durch eine Intrigue hintergangen. — Frau von Campan bringt es der Königin bei. — Erstaunen und Unwille derselben. — Rath des Baron von Breteuil und des Abbé von Vermond. — Der Kardinal von Rohan wird im Kabinet der Königin zur Rede gestellt, und drauf verhaftet. — Details über Frau von Lamotte und ihre Familie. — Schritte der Verwandten des Kardinals. — Details über diesen Prozeß. — Die Geistlichkeit macht deshalb Vorstellungen. — Urtheilsspruch des Parlements. — Betrübniß der Königin, — Bemerkung Ludwigs des Sechzehnten. —

Kurze Zeit nach dieser Aufregung des Volksgeistes durch die Aufführung der Hochzeit des Figaro sollte eine geheime Intrigue, die von Gaunern entworfen war und sich unter dem Schutz eines verderbten Zustandes der Gesellschaft entwickelte, den Character der Königin unmittelbar angreifen und die Majestät des Thrones und die demselben gebührende Ehrerbietung untergraben.

Ich meine hier jenen berüchtigten Betrug mit dem Halsbande, das — wie es hieß — durch den Kardinal von Rohan für die Königin gekauft worden war. Ich werde

keinen einzelnen Umstand übergehen, der nur irgend zu meiner Kenntniß gekommen ist. Die kleinsten Details werden beweisen, wie weit die Königin entfernt war, den Schlag zu fürchten, der ihr drohte, und den man einem unglücklichen Verhängniß zuschreiben muß, welches keine menschliche Klugheit voraussehen konnte, dem sie sich indeß mit mehr Geschicklichkeit hätte entwinden können *).

Ich habe bereits erzählt, daß die Königin im Jahre 1774 vom Juwelenhändler Böhmer Girandolen von 360,000 Franks an Werth gekauft, und sie aus ihrer eigenen Schatulle in mehrjährigen Terminen bezahlt hatte. Seitdem hatte ihr der König einen Schmuck von Rubinen und weißen Diamanten, ferner ein Paar Armbänder von 200,000 Franks an Werth zum Geschenk gemacht. Die Königin, nachdem sie die Form ihres Diamantenschmucks hatte umändern lassen, hatte zu Böhmer gesagt, sie fände ihr Schmuckkästchen jetzt reich genug versehn und wolle nichts mehr dazu haben; gleichwohl war Böhmer seit mehreren Jahren damit beschäftigt, einen Vorrath der schönsten Diamanten, die nur irgend im Juwelenhandel zu haben waren,

*) Unter allen, die über diese Geschichte geschrieben haben, ist keiner besser unterrichtet gewesen als der Abbé Georgel; zugleich aber war auch niemand dem Kardinal von Rohan mehr ergeben als er, niemand sinnreicher, um für ihn Vertheidigungsgründe aufzufinden, niemand gewandter, um — obwohl mit angeblicher Schonung — das tadellose Betragen einer Fürstin, welche die blinde Leichtgläubigkeit oder Verworfenheit eines geistlichen Fürsten dem schimpflichsten Verdacht preis gab, in ein falsches Licht zu stellen. Man vergleiche die Stelle aus seinen Memoiren in der Beilage E.
(Der franz. Herausgeber.)

zusammen zu bringen, um daraus ein Halsband von mehreren Schnüren zu bilden, welches er dann an die Königin zu verkaufen gedachte. Er brachte es zu Herrn Campan und bat ihn, mit der Königin darüber zu sprechen und in ihr den Wunsch, es zu sehen und zu kaufen, zu veranlassen. Herr Campan weigerte sich, ihm diese Gefälligkeit zu erzeigen, und sagte ihm, daß er aus den Schranken seiner Pflicht heraustreten würde, im Fall er sich erlauben wollte, der Königin eine Ausgabe von 1,600,000 Franks in Vorschlag zu bringen, und er glaube selbst nicht, daß die Ehrendame oder die Staatsdame einen solchen Auftrag über sich nehmen würden. Böhmer verschaffte sich vom ersten dienstthuenden Hofkavalier des Königs die Erlaubniß, diesen prächtigen Schmuck dem Könige zeigen zu dürfen, der davon so entzückt wurde, daß er die Königin damit geschmückt zu sehen wünschte, und das Juwelenkästchen daher auf ihr Zimmer bringen ließ. Die Königin versicherte ihn indeß, daß es ihr sehr leid thun würde, wenn man eine so bedeutende Ausgabe für ein Stück der Art machen sollte, sie habe sehr schöne Diamanten, die sie gleichwohl kaum vier bis fünfmal des Jahres am Hofe trüge; man möchte daher das Halsband wieder zurückschicken, der Bau eines großen Seeschiffes scheine ihr eine weit nöthigere Ausgabe als die hier in Vorschlag gebrachte *). Böhmer, der über das Schei-

*) "Die Kronjuweliere Böhmer und Bassange waren im Besitz eines prächtigen Diamantenhalsbandes, welches — wie man erzählt — für die Gräfin Du Barry bestimmt gewesen war. Gedrängt, es zu verkaufen, hatten sie es während des letzten Krieges dem Könige und der Königin zum Verkauf angeboten; aber diese hatten beiden Juwelieren die weise

tern seiner Hofnung trostlos war, machte — wie man erzählt — an mehreren Höfen Europa's Versuche, sein Halsband abzusetzen, fand aber Niemanden, der zum Ankauf eines so theuern Stückes Lust hatte. Ein Jahr nach diesen fruchtlosen Versuchen ließ Böhmer noch einmal sein Diamantenhalsband dem Könige antragen, mit dem Anerbieten, die Bezahlung dafür theils in verschiedenen Verfallzeiten, theils in Leibrenten annehmen zu wollen. Man stellte diese Anträge als höchst vortheilhaft dar, und der König sprach aufs neue mit der Königin davon, und zwar in meiner Gegenwart. Ich erinnere mich noch, daß die Königin zu ihm sagte, daß wenn wirklich der Kauf nicht zu drückend wäre, der König ihn abschließen und das Halsband für die Vermählung seiner Kinder aufheben könne; sie ihrerseits würde es nie tragen, weil sie sich nicht in den Augen der Welt den Vorwurf zuziehen wolle, sich ein Juwel von so ungeheurem Preise gewünscht zu haben. Der König erwiederte, daß seine Kinder noch zu jung wären, um für sie eine Ausgabe zu machen, die durch so viele Jahre, wo dies Stück als todtes Kapital daliegen müßte, nur noch größer werden würde, und daß er daher diesen Antrag auf das bestimmteste zurückweisen werde. Böhmer beklagte sich bei aller Welt über sein Unglück, indeß tadelten es alle vernünftigen Leute, daß er sich erst Diamanten für einen so bedeutenden Preis angeschafft habe, ohne dazu irgend beauftragt zu seyn. Die Stelle eines Kronjuweliers hatte sich der Mann nämlich blos erkauft, um bei Hofe einigen Zutritt

---

Antwort gegeben: "Wir brauchen jetzt Schiffe nöthiger als Juwelen." S. Geheime Correspondenz des Hofes Ludwigs des Sechzehnten. (Der franz. Herausgeber.)

zu haben. Nach mehrmonatlichen fruchtlosen Schritten und Klagen erlangte er endlich eine Audienz bei der Königin, welche eben ihre kleine Prinzessin Tochter bei sich hatte. Die Königin wußte nemlich nicht, zu welchem Zwecke Böhmer sich diese Audienz erbeten hatte, und glaubte nichts weniger, als daß er wieder von einem Juwelenschmuck mit ihr reden wolle, den sie und der König bereits zweimal abgelehnt hatten.

Böhmer fiel auf seine Kniee, faltete die Hände, weinte und rief: »Ew. Majestät, ich bin ruinirt, ich bin entehrt, wenn Sie mein Halsband nicht kaufen. Ich kann so viel Unglück nicht überleben. Ich gehe von hier fort, um mich ins Wasser zu stürzen.« — »Stehen Sie auf, Böhmer, sprach die Königin zu ihm, in einem Tone, der streng genug war, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen, ich habe dergleichen Ausrufungen nicht gern; und rechtschaffene Leute haben überhaupt nicht nöthig, auf den Knieen zu bitten. Sollten Sie sich das Leben nehmen, so würde ich Sie bedauern wie einen Wahnsinnigen, für den ich Mitleid fühle, aber ich würde wegen dieses Unglücks keineswegs verantwortlich seyn. Ich habe nicht nur dies Stück, welches Sie jetzt so in Verzweiflung setzt, gar nicht bei Ihnen bestellt; sondern jedesmal, wenn Sie mich von Ihrem Juwelenvorrath unterhielten, sagte ich Ihnen noch, daß ich auch nicht vier Diamanten zu denen, die ich schon besäße, hinzufügen würde. Ich habe Ihnen Ihr Halsband wieder zurückgegeben; der König wollte mir es schenken, ich habe es ebenfalls abgelehnt; sprechen Sie mir also nicht mehr davon. Suchen Sie es auseinander zu nehmen und einzeln zu verkaufen, und springen Sie ja nicht ins Wasser. Ich weiß Ihnen schlechten Dank dafür, daß Sie in meiner und dieses

Kindes Gegenwart sich diese Scene der Verzweiflung erlaubt haben. Daß bei Ihnen dergleichen nur ja nie wieder vorkommt. Jetzt können Sie gehen.“ Böhmer entfernte sich ganz trostlos, und man hörte nichts weiter von ihm.

Während die Königin mit der Prinzessin Sophie in den Wochen lag, sagte sie mir, daß Herr von Saint James *) ihr habe melden lassen, daß Böhmer sich noch immer mit dem Verkauf dieses Halsbandes beschäftige, und daß Ihre Majestät um ihrer eigenen Ruhe willen zu erfahren suchen möchte, was dieser Mann damit gemacht habe; sie empfahl mir zugleich, daß ich es doch ja nicht vergessen, und das erstemal, wo ich ihm begegnen würde, unter dem Vorwand der Theilnahme mit ihm darüber sprechen möchte. Ich sah ihn wenige Tage darauf, und nachdem ich mit ihm von seinem Halsbande geredet hatte, sagte er mir, daß er so glücklich gewesen sey, diesen Schmuck an die Favoritsultanin zu verkaufen. Ich theilte diese Antwort der Königin mit, die sich darüber freute, aber gar nicht begreifen konnte, daß man zu Paris Diamanten für den Großherrn kaufen sollte.

Lange Zeit hindurch vermied die Königin Böhmern zu sehen, dessen Geistesüberspannung sie fürchtete, und sie übertrug daher alle Reparaturen ihres Schmucks blos ihrem Kammerjuwelier. Bei Gelegenheit der Taufe des Herzogs von Angouleme, machte der König demselben ein Achselband und diamantene Schnallen zum Geschenk, und ließ Böhmer befehlen, diese Stücke der Königin einzuhändigen. Dieser überreichte sie ihr zu der Stunde, wo sie aus der Messe zurückkam, und übergab ihr zugleich einen Brief in Form

*) Ein sehr reicher Financier. (Die Verfasserin.)

einer Bittschrift. Es hieß in diesem an die Königin gerichteten Schreiben, "daß er sich glücklich fühle, sie im Besitz der schönsten Diamanten zu wissen, die man in Europa kenne, und daß er sie bitte, ihn nicht zu vergessen." Die Königin las das, was Böhmer ihr geschrieben, ganz laut vor, und sah darin blos einen Beweis von Geistesabwesenheit, da sie nicht begreifen konnte, warum er ihr ein Kompliment über ihre schönen Diamanten machte und sie zugleich bitte, ihn nicht zu vergessen. Sie verbrannte das Papier an einer Wachskerze, die so eben angezündet worden war, weil sie einige Briefe zu versiegeln hatte, und fügte hinzu: "Das ist nicht der Mühe werth, um es aufzuheben." Nachmals hätte sie gern diese räthselhafte Bittschrift noch zu besitzen gewünscht. Nach Verbrennung des Blattes sagte die Königin zu mir: "Dieser Mensch ist eine wahre Strafe für mich; er hat beständig eine Narrheit im Kopfe. Vergessen Sie nur ja nicht, sobald Sie ihn das erste mal wiedersehen, ihm zu sagen, daß ich die Diamanten gar nicht mehr gern habe und in meinem Leben keine mehr kaufen werde; daß im Gegentheil, wenn ich Geld übrig hätte, ich lieber mein Grundeigenthum zu Saint Cloud durch Ankauf der umliegenden Landgüter vergrößern würde. Gehen Sie in alle diese Details mit ihm ein, um ihn davon zu überzeugen und es ihm in seinen Kopf einzuprägen." Ich fragte sie, ob ich ihn etwa zu mir bestellen solle; sie antwortete mir indeß nein, es wäre hinlänglich, wenn ich die erste Gelegenheit, wo ich ihm begegnete, dazu benutzte; bei einem Menschen der Art würde der geringste Schritt übel angebracht seyn.

Am 1. August verließ ich Versailles, um nach meinem Landhause abzugehen. Am 3. sah ich Böhmern ankommen, der voll Unruhe darüber, daß ihm die Königin nicht geant-

wortet hatte, mich fragen kam, ob sie mir vielleicht irgend einen Auftrag an ihn gegeben. Ich erwiederte, daß sie mir nicht den mindesten gegeben und auch überhaupt an ihn gar nichts zu bestellen habe; zugleich richtete ich ihm treulich alles das aus, was die Königin mir befohlen hatte, ihm zu sagen. »Aber, fragte hierauf Böhmer, an wen habe ich mich denn wegen der Antwort auf den Brief zu wenden, den ich ihr überreicht habe?» — »An Niemanden, erwiederte ich; die Königin hat Ihre Bitschrift verbrannt, ohne auch nur begriffen zu haben, was Sie damit eigentlich wollten.» — »Ach, Madame, rief er aus, das ist nicht möglich, die Königin weiß ja, daß sie noch Geld an mich zu zahlen hat.» — »Geld, an Sie? Wir haben ja Ihre letzten Rechnungen für die Königin längst berichtigt.» — »Madame, Sie wissen also nichts darum? Man hat keinesweges mit einem Manne Richtigkeit gemacht, den man ruinirt, indem man ihn nicht bezahlt, da man ihm 1,500,000 Franks schuldig ist.» — »Sind Sie bei Sinnen? erwiederte ich hierauf; wofür könnte Ihnen denn die Königin eine so ungeheure Summe schuldig seyn?» — »Für mein Halsband, Madame;» antwortete Böhmer ganz kalt. — »Wie? fuhr ich weiter fort, das Halsband, womit Sie die Königin so viele Jahre lang fruchtlos gequält haben? Aber Sie sagten mir ja, Sie hätten es nach Konstantinopel verkauft.» — »Die Königin selber hatte mir es ja anbefehlen lassen, dies zu einem jeden zu sagen, der mit mir davon sprechen würde,» erwiederte der unglückliche Schwachkopf. Dann sagte er mir, die Königin habe das Halsband zu besitzen gewünscht und habe es daher durch den Kardinal von Rohan für sich kaufen lassen. »Sie sind hintergangen! rief ich aus; die Königin hat mit dem Kardinal, seitdem er von Wien zurück

ist, nur ein einziges mal gesprochen; es giebt Niemanden, der am Hofe mehr in Ungunst stände als er.» — »Sie sind selber hintergangen, Madame! fuhr Böhmer fort; sie sieht und spricht ihn so oft im Geheimen, daß sie ihm sogar die 30,000 Franks, die mir zuerst auf Abschlag gezahlt wurden, einhändigte und sie in seiner Gegenwart aus dem kleinen Schreibtisch von Porzelan, der in ihrem geheimen Kabinet neben dem Kamin steht, herausnahm.» — »Und das hat Ihnen der Kardinal gesagt?» — »Ja, Madame, er selber.» — »Ach, welche abscheuliche Intrigue!» rief ich aus. — »Aber wahrhaftig, Madame, ich fange an, mich zu ängsten; denn Seine Eminenz hatten mich versichert, daß die Königin ihr Halsband am Pfingsttage tragen würde, und ich habe es an ihr nicht gesehen; dies bestimmte mich denn, an Ihre Majestät zu schreiben.» Hierauf fragte er mich, was er machen sollte. Ich rieth ihm, nach Versailles zu gehen, anstatt nach Paris wieder zurückzukehren, von woher er eben kam; sich eine Audienz bei dem Baron von Breteuil zu verschaffen, der als Chef des königlichen Hofstaats sein Minister sey, sich übrigens sehr in Acht zu nehmen, da er mir sehr strafbar zu seyn schiene, nicht als Verkäufer von Diamanten, sondern weil er eine Hofstelle habe, wobei er den Eid der Treue geleistet, so sey es unverzeihlich, daß er ohne einen ausdrücklichen Befehl des Königs, der Königin oder des Ministers gehandelt habe. Er antwortete mir, daß er nicht ohne ausdrücklichen Befehl gehandelt, daß er noch alle von der Königin unterzeichneten Handbillets habe, und daß er sogar genöthigt gewesen sey, dieselben mehreren Bankiers vorzuzeigen, um eine Verlängerung der Zahlungstermine zu bewirken. Ich drang auf seine Abreise nach Versailles; er versicherte mich, daß er sich

auf der Stelle dahin begeben würde. Allein, anstatt meinem Rath zu folgen, gieng er zum Kardinal, und an diesen Besuch Böhmers hatte Seine Eminenz sich ein Denkzeichen gemacht, welches in der Schublade eines Schreibtisches wiedergefunden wurde, der vom Abbé Georgel damals, als er auf Befehl des Kardinals dessen sämmtliche Papiere zu Paris verbrannte, nicht nachgesehen worden war. Dieser Denkzettel enthielt die Worte: »Heute am 3. August ist Böhmer auf dem Landhause der Frau von Campan gewesen, die ihm gesagt hat, daß die Königin nie sein Halsband gehabt habe und daß er hintergangen sey.«

Als Böhmer abgereist war, wollte ich ihm folgen und mich zu der Königin nach Trianon begeben; mein Schwiegervater hinderte mich daran und befahl mir, eine Angelegenheit der Art den Minister in Ordnung bringen zu lassen, es sey dies eine teuflische Intrigue; übrigens hätte ich Böhmern den passendsten Rath gegeben und hätte nichts weiter dabei zu thun.

Als Böhmer den Kardinal gesprochen hatte, begab er sich nicht weiter zum Baron von Breteuil, sondern fand sich zu Trianon ein und ließ der Königin sagen, daß ich ihm gerathen hätte, mit ihr zu reden. Man richtete seine eigenen Worte der Königin aus, und diese sagte: »Er ist ein Narr, ich habe mit ihm nichts zu sprechen, und mag ihn nicht sehen.« Zwei oder drei Tage nachher ließ sie mir schreiben, ich möchte nach Trianon kommen. Ich fand sie ganz allein in ihrem kleinen Kabinet. Sie sprach mit mir über verschiedene unbedeutende Dinge, und ich dachte bei jeder Antwort immer nur an das Halsband und suchte einen Anlaß, um ihr beizubringen, was ich das letztemal darüber erfahren, als sie mir sagte: »Wissen Sie wohl, daß dieser

Dummkopf Böhmer mich zu sprechen verlangt hat, indem er behauptete, Sie hätten es ihm gerathen? Ich weigerte mich, ihn bei mir zu sehen, fuhr die Königin fort, was will er von mir? Wissen Sie es?" Ich theilte ihr nun mit, was mir der Mann gesagt hatte und was ich ihr nicht glaubte verschweigen zu dürfen, wie schmerzlich mir es auch war, sie von so schändlichen Dingen zu unterhalten. Ich mußte ihr die ganze Unterredung, die ich mit Böhmer gehabt, mehrmals wiederholen. Sie schrie über den unendlichen Verdruß, den ihr die beiden unter ihrem Namen in Umlauf gesetzten, verfälschten Handbillette machten, laut auf, konnte aber nicht begreifen, wie der Kardinal in diese Sache verwickelt seyn könne; — dies war für sie ein Labyrinth; hier stand ihr Verstand still. Sie schickte augenblicklich nach dem Abbé von Vermond und dem Baron von Breteuil. Böhmer hatte mir kein Wort von der Frau von Lamotte gesagt, und ihr Name wurde zuerst vom Kardinal in dem Verhör genannt, dem er sich auf dem Zimmer des Königs unterziehen mußte.

Die Königin besprach sich mehrere Tage lang mit dem Baron und dem Abbé darüber, was unter diesen Umständen zu thun das angemessenste sey. Unglücklicherweise machte ein alter und unversöhnlicher Groll gegen den Kardinal beide Männer am wenigsten dazu geeignet, um die Königin in den zu ergreifenden Maßregeln richtig zu leiten. Sie sahen blos ihren Feind am Hofe gestürzt und in den Augen von ganz Europa gebrandmarkt, und bedachten gar nicht, mit welcher Behutsamkeit eine so delikate Sache behandelt werden müsse. Hätte die Königin den Grafen von Vergennes zu sich gerufen und ihm die Sache mitgetheilt, so würde er vermöge seiner Erfah-

rung und Menschenkenntniß auf der Stelle geurtheilt haben, daß eine solche Gaunerintrigue, wobei der königliche Name Mariens Antoinettens blosgestellt war, unterdrückt werden müsse.

Am 15. August wurde der Kardinal, als er bereits seinen geistlichen Ornat angelegt hatte, um Mittagszeit in das Kabinet des Königs gerufen, wo sich auch die Königin befand. Der König fragte ihn: »Haben Sie von Böhmer Diamanten gekauft?« — »Ja, Ew. Majestät.« — »Was haben Sie damit gemacht?« — »Ich glaubte, daß sie der Königin eingehändigt worden wären.« — »Wer hatte Ihnen den Auftrag dazu gegeben?« — »Eine Dame, die Frau Gräfin von Lamotte-Valois, die mir einen Brief von der Königin vorzeigte; und ich glaubte Ihrer Majestät mich dadurch zu empfehlen, wenn ich diesen Auftrag übernähme.« — Die Königin unterbrach ihn und sagte: »Aber, wie konnten Sie glauben, Herr Kardinal, Sie, mit dem ich seit acht Jahren kein Wort gesprochen habe, daß ich Sie gerade zur Leitung dieser Unterhandlung wählen würde, und noch dazu durch die Vermittelung einer solchen Frau?« — »Ich sehe wohl, erwiederte der Kardinal, daß ich schrecklich getäuscht worden bin. Ich werde das Halsband bezahlen. Das Verlangen, das ich hatte, Ew. Majestät zu gefallen, hat mir die Augen verblendet; ich sah keinen Betrug dahinter, und es ist mir höchst unangenehm.« — Dann zog er ein Portefeuille aus der Tasche, worin sich der Brief der Königin an Frau Lamotte hinsichtlich dieses Auftrages befand. Der König nahm ihn, zeigte ihn dem Kardinal, und sagte: »Das ist weder die Handschrift der Königin noch ihre Unterschrift. Wie konnte ein Prinz aus dem

Hause Rohan und ein Großalmosenier von Frankreich glauben, daß die Königin sich "Maria Antoinette von Frankreich" unterzeichne? Jeder weiß ja, daß die Königinnen blos ihren Taufnamen unterzeichnen. Aber, Herr Kardinal, — fuhr der König fort, indem er ihm eine Abschrift seines Briefes an Böhmer zeigte — haben Sie jemals einen Brief, wie diesen hier, geschrieben?" — Der Kardinal durchflog ihn mit den Augen und sagte dann: "Ich erinnere mich nicht, ihn geschrieben zu haben." — "Und wenn man Ihnen nun das Original mit Ihrer eigenhändigen Unterschrift zeigte?" — "Wenn der Brief von mir unterzeichnet ist, so ist er ächt." — "Erklären Sie mir nun, fuhr der König fort, dies ganze Räthsel. Ich mag Sie nicht für schuldig erkennen, ich verlange Ihre Rechtfertigung. Erklären Sie mir, was bedeuten diese bei Böhmer gethanen Schritte, diese Versicherungen, diese Handbillets." — Der Kardinal erblaßte augenscheinlich, und erwiederte dann, indem er sich an die Tafel anlehnte: "Ew. Majestät, ich bin zu sehr verwirrt, um Ihnen auf eine Weise antworten zu können," — — "Besinnen Sie sich, Herr Kardinal, und treten Sie hier in mein Kabinet; Sie werden da Papier, Feder und Dinte finden. Schreiben Sie da auf, was Sie mir zu sagen haben." — Der Kardinal trat in das Kabinet des Königs ein, und kam nach einer Viertelstunde mit einer Schrift zurück, die eben so unklar war, als es seine mündlichen Antworten gewesen waren. Der König sagte hierauf: "Sie können jetzt gehen, Herr Kardinal." Der Kardinal entfernte sich aus dem Zimmer des Königs mit dem Baron von Breteuil, der ihn durch einen Unterlieutenant von der Leibgarde verhaften ließ, mit dem Befehl, ihn bis in sein Zimmer zu bringen. Dort

nahm ihn der Adjutant des Garderegiments, Herr von Agoult, in Empfang, führte ihn nach seinem Hotel und von da nach der Bastille. Während indeß der Kardinal blos noch den jungen Gardelieutenant bei sich hatte, der selber ganz verwirrt darüber war, daß er einen solchen Befehl zu vollziehen habe, begegnete er an der Thür des Herkulessaales seinem Heiducken. Er redete zu diesem auf deutsch, und fragte dann den Lieutenant, ob er ihm wohl einen Bleistift leihen könne. Der Officier gab ihm den, welchen er bei sich hatte, und der Kardinal schrieb nun an den Abbé Georgel, seinen Großvikar und vertrauten Freund, augenblicklich seine ganze Correspondenz mit Frau von Lamotte und überhaupt alle seine Briefe zu verbrennen *). Dieser Auftrag

*) "Der Lieutenant, — heißt es in der Geheimen Correspondenz —, als man ihm einen Verweis darüber gab, daß er den Kardinal schreiben gelassen habe, antwortete, er habe keine Vorschrift gehabt, ihn daran zu hindern, überdies sey er über die ungewöhnliche Anrede des Herrn von Breteuil: "Mein Herr, im Namen des Königs folgen Sie mir!" so erschrocken gewesen, daß er davon noch gar nicht wieder zu sich gekommen, überhaupt habe er gar nicht recht gewußt, was er thun solle. Diese Entschuldigung war eben nicht sonderlich, obwohl es richtig war, daß dieser Offizier, ein sehr unordentliches Leben geführt und viele Schulden hatte, und daher anfangs fürchten mochte, daß der Befehl des Barons ihn persönlich angehe."

Dagegen erzählt der Abbé Georgel die Sache mit dem Billet folgendermaßen:

"Der Kardinal gab in diesem schrecklichen Moment, der ihn seiner Sinne hätte berauben können, einen bewundernswürdigen Beweis von Geistesgegenwart. Ungeachtet der ihn umgebenden Escorte und unter Begünstigung des hinter-

wurde vollzogen, ehe noch der Polizeilieutenant, Herr von Crosne, von dem Baron von Breteuil den Befehl erhalten hatte, die Papiere des Kardinals zu versiegeln. Die Vernichtung der sämmtlichen Correspondenz Seiner Eminenz, besonders der Briefe von Frau von Lamotte, warf einen undurchdringlichen Schleier auf diese Intrigue. Die Prinzes-

---

drein folgenden Haufens, blieb er stehen, bückte sich nieder, mit dem Gesicht gegen die Mauer gewendet, als wollte er seine Schnalle oder sein Strumpfband in Ordnung bringen, ergriff schnell seinen Bleistift, und schrieb in der Eil einige Worte auf ein Stückchen Papier, das er unter der Hand in seinem rothen viereckigen Käppchen hatte; richtete sich dann wieder auf und setzte seinen Weg fort. Als er in sein Haus hineintritt, bildeten seine Leute zu beiden Seiten eine Reihe, und er schiebt da, ohne daß es jemand merkt, dies Stückchen Papier in die Hand eines vertrauten Kammerdieners, der ihn an der Thür seines Zimmers erwartete." Diese kleine Geschichte ist eben nicht wahrscheinlich. Ein Gefangener kann im Augenblick seiner Verhaftung, wo ihn eine neugierige Menge umringt und beobachtet, nicht gut stehen bleiben und einige Worte insgeheim niederschreiben. Wie dem auch seyn mag, der Kammerdiener sprengt mit verhängtem Zügel nach Paris, und trifft zwischen zwölf und ein Uhr im Palast des Kardinals ein; sein Pferd fällt im Stalle todt nieder. "Ich war auf meinem Zimmer, — erzählt der Abbé Georgel — als der Kammerdiener ganz außer sich und todtenbleich zu mir mit den Worten hereintrat: "Alles ist verloren; der Prinz ist verhaftet!" Sogleich stürzt er ohnmächtig nieder und läßt das Billet, das er überbrachte, aus der Haud fallen. Die Brieftasche, welche Papiere enthielt, die den Kardinal blosstellen konnten, wurde augenblicklich vor allen Nachforschungen sichergestellt."

(Der franz. Herausgeber.)

sin Schwägerin des Königs war die einzige Beschützerin dieser Dame gewesen, und dieser Schutz beschränkte sich darauf, daß sie ihr eine Pension von zwölf bis funfzehn hundert Franks verschafft hatte. Ihr Bruder war bei der königlichen Marine angestellt, wo der Markis von Chabert, an den er empfohlen war, aus ihm durchaus keinen achtungswerthen Offizier machen konnte.

Die Königin suchte sich vergeblich an die Gesichtszüge dieser Frau zu erinnern, die man ihr als eine Ränkemacherin beschrieben hatte, welche sich oft des Sonntags in der Gallerie zu Versailles eingefunden; und sobald man, während der Prozeß des Kardinals ganz Frankreich beschäftigte, das Bildniß der Gräfin von Lamotte zum Verkauf ausbot, sagte mir die Königin, als ich einst eben nach Paris fahren wollte, ich möchte ihr doch diesen Kupferstich, den man ihr als sehr ähnlich schilderte, kaufen, damit sie sich durch ihn vielleicht an die Person erinnern könnte, die sie in der Gallerie doch irgend einmal gesehen haben müsse *).

Der Vater dieser Frau von Lamotte war Bauer zu Auteuil, obwohl er sich Valois nannte. Frau von Boulainvilliers hatte von ihrer Terrasse einst zwei sehr hübsche Bauermädchen gesehn, welche mühsam schwere Reisigbündel schleppten; der Pfarrer des Kirchspiels, der so eben mit ihr spazieren gieng, sagte ihr, daß diese Kinder im Besitz sehr wichtiger Papiere wären, und ohne Zweifel von einem Bastard des Hauses Valois abstammten.

---

*) Es ist bekannt, daß das Publicum, mit Ausnahme der ganz gemeinen Klasse, zu der Gallerie und zu den großen Schloßzimmern von Versailles, so wie zum Park, Zutritt hatte.
(Die Verfasserin.)

Diese Familie Valois hatte sich seit langer Zeit nicht mehr öffentlich gezeigt. Gewisse Erbfehler hatten sie in das tiefste Elend gestürzt.

Ich habe erzählen hören, daß der letzte bekannte Valois dieses Zweiges das Landgut von Gros-Bois besessen; da er nur selten an den Hof kam, habe Ludwig der Dreizehnte ihn gefragt, was er denn immer auf dem Lande mache, worauf dieser Herr von Valois geantwortet: »Ew. Majestät, ich mache da blos, was ich muß.« Bald darauf entdeckte man, daß er zu Gros-Bois falsch münze.

Sobald die Nachricht von der Verhaftung des Großalmoseniers sich in Paris verbreitete, erhob der Prinz von Condé, welcher eine Prinzessin aus dem Hause Rohan geheirathet hatte, der Marschall von Soubise und die Prinzessin von Marsan ein Geschrei des Unwillens über die Verhaftung eines Prinzen aus ihrer Familie. Die gesammte Geistlichkeit — von den Kardinälen an bis auf die jüngsten Seminaristen herab — konnten ihren Schmerz über die anstößige Verhaftung eines geistlichen Fürsten gar nicht mäßigen, und eine Menge von Personen waren darauf gefaßt, den Hof ohne Mühe, wegen eines so wenig berechneten Schrittes, gedemüthigt zu sehen.

Ich muß mich hier in meiner Erzählung dieser berüchtigten Halsbandgeschichte einen Augenblick unterbrechen, um ein Wort über die Frau von Lamotte zu sagen. Nicht nur die Königin, sondern auch die sämmtliche Umgebung der Königin hatte mit dieser intriganten Frau nie in der mindesten Beziehung gestanden; auch konnte dieselbe während ihres Prozesses blos einen gewissen Desclos, einen Kammerlakeien der Königin, nennen, dem sie das Halsband Böhmers eingehändigt zu haben vorgab. Dieser Desclos war ein sehr

rechtschaffener Mann. Als er mit der Frau von Lamotte konfrontirt wurde, erwies sich, daß sie ihn nur ein einziges=mal gesehen hatte, und zwar bei der Frau eines Wundarztes und Geburtshelfers zu Versailles, welches die einzige Person am Hofe war, bei der sie Besuche machte, und daß sie ihm das Halsband nicht übergeben habe. Frau von Lamotte hatte einen gemeinen Gardisten geheirathet und wohnte zu Versailles in einem sehr mittelmäßigen Gasthofe, in der Belle Image, zur Miethe, und es ist unbegreiflich, wie eine so unbedeutende Person bei den Leuten den Glauben erwecken konnte, sie sey eine Freundin der Königin, die bei aller ihrer Güte doch nur selten Audienz gab, und doch blos Personen von Range.

Der Prozeß des Kardinals ist zu bekannt, als daß ich hier die einzelnen Umstände noch wiederholen sollte. Der schlimmste Umstand für ihn war die Unterredung, die er im Februar 1785 mit Herrn von Sainte James gehabt, welchem er die näheren Umstände des angeblichen Auftrags der Königin anvertraut und die von ihr genehmigten und »Maria Antoinette von Frankreich« unterzeichneten Anweisungen vorgezeigt hatte. Der Denkzettel, den man in einer Schublade des Schreibtisches des Kardinals fand, worauf er selbst niedergeschrieben hatte, was Böhmer ihm, nach der Unterredung mit mir auf meinem Landhause, zehn Tage vor seiner Berufung in das Kabinet des Königs, gesagt hatte, war gleichfalls ein schlimmer Umstand für Seine Eminenz.

Ich erbot mich bei dem Könige, hinzugehn und zu erklären, daß Böhmer mir gesagt und behauptet hätte, der Kardinal habe ihn versichert, von der Hand der Königin selber die gleichsam auf Abschlag beim Abschluß des Handels gezahlten 30,000 Franks erhalten zu haben, und daß Seine

Eminenz selber gesehen habe, wie die Königin diese Summe in Kassenbillets aus dem Porzelanschreibtisch ihres geheimen Kabinets herausgenommen. Der König lehnte meinen Vorschlag ab und sagte mir: "Waren Sie mit Böhmer allein, als er Ihnen dies sagte?" Ich antwortete ihm, daß ich mit ihm in meinem Garten ganz allein gewesen sey. "Nun gut, erwiederte er, da würde dieser Mensch die Sache ableugnen; dann wäre er der Bezahlung seiner 1600,000 Franks gewiß, welche die Familie des Kardinals ihm zu leisten gehalten seyn wird *). Wir dürfen auf seine Aufrichtigkeit nicht mehr rechnen, und Sie würden das Ansehn haben, als wären Sie von der Königin abgeschickt; dies geht nicht."

Das Requisitorium des Generalprokurators war gegen den Kardinal. Das Haus Condé, das Haus Rohan, der

---

*) Der gesunde Sinn des Königs schaute dieser Intrigue auf den Grund.

"Diese verbrecherische Frau — heißt es in der Geheimen Correspondenz — merkt kaum, daß alles ans Licht kommen solle, als sie auch schon nach den Juwelieren schickt und ihnen erklärt, der Kardinal habe sich überzeugt, daß die Anweisung, die er von der Königin eigenhändig unterzeichnet glaubte, falsch und nachgemacht sey. "Uebrigens, fügt sie hinzu, besitzt der Kardinal ein beträchtliches Vermögen und ist wohl im Stande, Sie zu bezahlen." Diese Worte enthüllen das ganze Geheimniß. Die Gräfin hatte sich das Halsband zugeeignet, und schmeichelte sich, der Prinz von Rohan würde, wenn er sich so grausam getäuscht und zum Besten gehabt sähe, sich zur Zahlung unter annehmlichen Bedingungen entschließen, um nicht eine Sache von dieser Art unter das Publikum kommen zu lassen; Dies war auch in der That das beste, was er thun konnte."

(Der franz. Herausgeber.)

größte Theil des Adels und die gesammte Geistlichkeit sahen wirklich in der Sache des Kardinals einen Eingriff, theils gegen den Rang eines Prinzen, theils gegen die Rechte eines Kardinals. Die Geistlichkeit verlangte, daß die Angelegenheit des Fürstkardinals von Rohan der geistlichen Gerichtsbarkeit überwiesen würde, und der Erzbischof von Narbonne, damals Präsident der geistlichen Synode, machte dem Könige deshalb Vorstellungen *); auch die Bischöfe schrieben an den König, um ihm vorzustellen, daß ein bloßer Geistlicher, wenn er in die Sache, die so eben instruirt würde, verwickelt wäre, das Recht haben würde, an seine natürlichen Richter zu appelliren, und nun würde dieses Recht einem Kardinal versagt, der doch nach dem kirchlichen Range sein Oberer sey **). Ueberhaupt wurde die Geistlichkeit und der

*) Man vergleiche die Beilage F.

**) "Während der Instruction des Prozesses — heißt es in einer damals erschienenen Schrift — erschien ein Breve des Pabstes an den Kardinal, worin der Pabst ihm anzeigt, er habe seinetwegen eine Kardinalsversammlung gehalten, und alle Stimmen hätten sich darüber geeinigt, daß er wirklich gegen seine Würde als Mitglied des Kardinalkollegiums gefehlt habe, indem er einen fremden und weltlichen Gerichtshof über sich anerkannt habe, daß er demzufolge auf sechs Monate suspendirt sey, und daß, wenn er bei seinem regelwidrigen Betragen beharre, er aus der Reihe der Kardinäle gestrichen werden würde.

Alles das war nur eine leere Drohung; denn als der Doctor der Sorbonne, Abbé Lemoine, der an der Stelle des Prinzen Ludwig von Rohan vor Gericht erschien, bewies, daß Seine Eminenz nicht umhin gekonnt, sich dem Gerichtshofe zu unterwerfen, welchen der König, sein Herr, ihm

größte Theil des Adels in diesem Augenblick gegen die Regierung und hauptsächlich gegen die Königin heftig erbittert.

Das Gutachten des Generalprokurators und einiger Chefs der Justizbehörde fiel eben so sehr zum Nachtheil des Kardinals aus, als früher das Requisitorium. Indeß durch eine Majorität von drei Stimmen wurde er gänzlich freigesprochen, die Frau von Lamotte wurde zum Staupbesen, zur Brandmarkung und zu Gefängnißstrafe, und ihr Mann, der sich nicht vor Gericht gestellt hatte, zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt.

Der Schmerz der Königin darüber war unbeschreiblich. Sobald ich die Entscheidung des Prozesses vernommen hatte, begab ich mich zu ihr. Ich fand sie in ihrem Kabinet ganz allein, und sie weinte. »Kommen Sie nur, sagte sie zu mir, und beklagen Sie Ihre tiefgekränkte Königin, die ein Opfer der Kabale und der Ungerechtigkeit ist. Aber ich meinerseits beklage Sie ebenfalls als Französin. Wenn ich in einer Sache, die meinen Character angriff, keine gerechten Richter gefunden habe, was können Sie hoffen, im Fall Sie einst einen Prozeß haben sollten, der Ihr Vermö-

---

angewiesen, und daß er wegen Bewahrung der Vorrechte seines Ranges bereits die üblichen Protestationen eingereicht habe. Der heilige Vater wurde dadurch so zufrieden gestellt, daß er nach allen diesen Förmlichkeiten erklärte, der Kardinal von Rohan sey in alle Rechte und Würden seines Ranges wieder eingesetzt.«

(Der franz. Herausgeber.)

BSB MÜNCHEN

gen und Ihre Ehre beträfe.“ In diesem Augenblick trat der König herein und sagte zu mir: „Sie finden die Königin sehr bekümmert, und sie hat auch große Ursache es zu seyn. Aber, was ists? sie haben in dieser ganzen Geschichte immer nur den geistlichen Fürsten und den Prinzen von Rohan sehen wollen, während es doch nur ein Geldbedürftiger ist (der eigene Ausdruck Seiner Majestät), und dies alles blos ein Hilfsmittel, um eine Unternehmung zu machen, deren Gewinn die Kosten deckt, wobei denn der Kardinal selber betrogen worden ist. Es ist nichts leichter zu entscheiden, als das, und man braucht kein Alexander zu seyn, um diesen gordischen Knoten zu zerhauen.“

Die Ansicht, welche sich nachher im Lauf der Zeit bestätigt hat, ist die, daß der Kardinal durch die Frau von Lamotte und von Cagliostro völlig hintergangen worden war. Der König konnte vielleicht in dem Irrthum schweben, daß er ihn in diese elende und strafbare Intrigue verwickelt glaubte, indeß habe ich das Urtheil, welches Seine Majestät darüber fällten, bereits wörtlich angeführt.

Gleichwohl mag die allgemein verbreitete Meinung, daß der Haß des Barons von Breteuil gegen den Kardinal Ursache des ärgerlichen Ausgangs dieser Geschichte gewesen, zu der Ungnade, in die er bei Hofe fiel, mehr noch beigetragen haben, als die abschlägige Antwort, die er in Betreff der Vermählung seiner Enkelin mit dem Sohne des Herzogs von Polignac hatte geben lassen.

Der Abbè von Vermond schob alle Fehler, die man in der Sache des Kardinals von Rohan gegen Klugheit und Politik begangen hatte, auf den Minister, und hörte auf,

der Freund und die Stütze des Barons von Breteuil bei der Königin zu seyn *).

*) Unter den Papieren der Frau von C. fand sich noch ein anderer Bericht über diese unglückliche Geschichte, ebenfalls von ihrer Hand. Da er manches Abweichende und Neue enthält, so theilen wir ihn unsern Lesern hinten unter den Historischen Erläuterungen (No. I.) mit.

(Der franz. Herausgeber.)

Dreizehntes Kapitel.

Ernennung des Erzbischofes von Sens zum Minister. Freude des Abbé von Vermond darüber. — Die Königin wird genöthigt, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen. — Wider ihren Willen wird Geld nach Wien geschickt. — Anekdote. — Die Königin unterstützt den Erzbischof von Sens im Ministerium. — Oeffentliche Freudensbezeigungen über seine Entlassung. — Ständeversammlung. — Die Königin und der Graf von Artois haben nicht dieselbe Ansicht. — Eröfnung der Ständeversammlung. — Man ruft: Es lebe der Herzog von Orleans. — Wirkung dieses Rufens auf die Königin. — Mirabeau. — Er verlangt einen Gesandtschaftsposten. — Die Königin wird durch ihr Unglück zu abergläubischer Furcht gestimmt. — Vorurtheile der Deputirten des Bürgerstandes aus den Provinzen. — Tod des älteren Dauphins. — Anekdoten.

Die Freude des Abbé von Vermond, als er es dahin gebracht hatte, die Ernennung des Erzbischofs von Sens zum Chef der Finanzen zu bewirken, verlautbarte sich öffentlich. Ich habe ihn mehr als einmal sagen hören, daß ein siebzehnjähriges Gedulden keine zu lange Frist sey, um an einem Hofe etwas durchzusetzen; er habe diese ganze Zeit dazu verwendet, um das Ziel, das er sich vorgesetzt, zu erreichen, und daß nun doch endlich der Erzbischof auf dem Punkte stehe, wo er zum Wohl des Staats stehen müsse. Nun verbarg der Abbé in den Zimmern der Königin nicht weiter sein Ansehn und seinen Einfluß und nichts kam dem Selbstvertrauen gleich, womit er die Art seines Ehrgeizes an den Tag legte. Er bat die Königin, daß sie doch befehlen

möchte, daß seine Zimmer in der großen Marschallsküche erweitert würden, da er jetzt nemlich Bischöfen, Kardinälen und Ministern Audienz zu geben habe, so bedürfe er eine seiner Stellung angemessene Wohnung. Die Königin behandelte ihn vor dem Hofe immer noch so wie vor der Ankunft des Erzbischofs. In ihren Gemächern bemerkte man eine einzige Abstufung, die auf eine größere Achtung hindeutete, nemlich das Wort »Herr« vor dem Abbétitel; und — so groß ist der Einfluß der Gunst — von diesem Augenblick an stand nicht blos die königliche Dienerschaft, sondern auch die Leute der verschiedenen Vorzimmer, jedesmal auf, wenn der »Herr Abbé« vorübergieng, ohne daß jemals, so viel ich weiß, ein Befehl hierüber erlassen worden wäre.

Die Königin wurde durch den Character des Königs und durch das wenige Vertrauen, welches er zu dem Erzbischofe von Sens hatte, gezwungen, sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen *). So lange Herr von Maurepas

---

*) Die Dazwischenkunft der Königin bei Staatsangelegenheiten entgieng nicht der Aufmerksamkeit derer, die damals bereits auf den Hof drohende Blicke richteten. Man kennt aus den "Memoiren von Weber" die Weigerung des Parlements, die vom Herrn von Brienne vorgelegten Edicte zu registriren, die darauf folgende Verbannung dieser Behörde nach Troyes, ihre Zurückberufung, uud die nähern Umstände der königlichen Sitzung, gegen welche der Herzog von Orleans protestirte, worauf die Verbannung dieses Prinzen nach Villers Cotterets erfolgte.

"Die Parlemente, sagt Montjoie, waren sehr bald zu Gunsten des Herzogs von Orleans aufgeregt, und bei aller der Schonung, welche Versammlungen, die sich selbst achten, zu beobachten pflegen, konnte man doch aus den verschiede-

noch lebte, vermied sie diese Gefahr. Man sieht dies aus den Vorwürfen, die der Baron von Besenval in seinen Memoiren ihr darüber macht, daß sie von der Annäherung keinen Nutzen gezogen, die er zwischen ihr und diesem Minister eingeleitet hatte, der den Einfluß zu bekämpfen suchte, den die Königin und ihre Vertrauten über den König hätten gewinnen können.

Die Königin hat mir wiederholt versichert, daß sie sich nur ein einzigesmal in das Interesse Oesterreichs eingemischt habe, und zwar blos um auf die Vollziehung des Allianztractats zu dringen, als Joseph der Zweite mit Preußen und der Türkei in Krieg verwickelt wurde; sie habe damals

---

nen Gegenvorstellungen dieser Kollegien abnehmen, daß sie gegen die Königin eben nicht gut gestimmt waren.

Diese Fürstin wurde von einer Stelle in einer dieser Vorstellungen, die den Namen "Bittschrift" führte, sehr lebhaft ergriffen. "Wenn Verbannung der Lohn für treue Prinzen Ihres Geblütes ist, so können wir uns mit Schrekken und Betrübniß fragen, was denn aus den Gesetzen, aus der öffentlichen Freiheit, aus der Nationalehre und den französischen Sitten werden soll, die so schön, so nothwendig sind, um das gemeinsame Interesse des Throns und der Völker zu bewahren. Solche Mittel, Sire, liegen nicht in Ihrem Herzen, solche Beispiele liegen nicht in den Grundsätzen Ew. Majestät, sie rühren aus einer andern Quelle." Die Parlemente richteten also ihre ersten öffentlichen Angriffe auf die Königin, so wie ein Theil des Hofes längst schon geheimere Angriffe aufgemuntert hatte. So wurden denn gerade diejenigen die ersten Gegner des Throns, die an ihm ihre Stütze hatten oder ihm ihren Glanz verdankten. Dies kann diejenigen, welche die ersten Ursachen der Revolution aufsuchen, auf die Spur leiten.

(Der franz. Herausgeber.)

verlangt, daß man anstatt der funfzehn Millionen ihm ein Heer von 24,000 Mann senden solle — eine doppelte Clausel, die man für den Fall, daß der Kaiser einen gerechten Krieg zu führen hätte, in dem Tractat dem Gutbefinden Frankreichs anheimgestellt hatte —, sie habe es indeß nicht bewirken können, und Herr von Vergennes habe in einer Unterredung mit ihr über diesen Gegenstand ihrem Andringen dadurch ein Ende gemacht, daß er gesagt habe, er antworte der Mutter des Dauphins und nicht der Schwester des Kaisers *). Die funfzehn Millionen wurden abgeschickt. Zu Wien bedurfte man kein Geld, fühlte aber ganz den Werth, den eine französische Armee haben würde; aber wie, sagte die Königin, hat man denn so treulos seyn können, bei der Absendung dieser funfzehn Millionen aus dem Oberpostamtsgebäude beständig zu wiederholen und es sogar den Packträgern bemerklich zu machen, daß sie die Wagen mit Gelde belüden, das ich meinem Bruder schickte, da dieses Geld doch eben auch hätte gegeben werden müssen, wenn ich aus einem andern Hause wäre, und da es überdies ganz wider meinen Wunsch abgeschickt worden ist?

Die Königin hatte ihren Widerwillen gegen den nordamerikanischen Krieg niemals verhehlt; sie begriff nicht, wie man einem Monarchen habe rathen können, durch einen Angriff auf die königliche Regierung und durch Unterstützung eines Volks in der Errichtung einer republikanischen Verfassung die Erniedrigung Englands zu suchen; auch scherzte sie

---

*) Man wird in der Beilage G das Nähere über die schwierige Stellung finden, welche Herr von Vergennes mitten unter den verschiedenen Partheien des Hofes einnahm, und über die Hindernisse, welche seine politischen Ansichten in ganz Europa fanden. (Der franz. Herausgeber.)

oft über den Enthusiasmus, welchen Franklin in Frankreich erregte, und suchte bei dem Friedensschluß von 1783 die englischen Lords und den englischen Gesandten mit ganz besonderer Auszeichnung zu behandeln.

Als der Graf von Moustier zu seiner Sendung in die Vereinigten Staaten abgieng, wünschte er, nachdem er seine öffentliche Abschiedsaudienz gehabt, durch mich noch eine Privataudienz zu erlangen. Allein ungeachtet meiner Bitten konnte ich sie ihm nicht verschaffen. Die Königin sagte mir, ich möchte ihm eine glückliche Reise wünschen; etwas Besonderes ihm noch zu sagen habe sie nicht, da er in ein Land gehe, wo der Name "König" und "Königin" verhaßt seyn müsse.

Maria Antoinette bekam also erst nach dem Tode des Herrn von Maurepas und des Herrn von Vergennes und nach der Entfernung des Herrn von Calonne unmittelbaren Einfluß auf die Staatsgeschäfte. Sie betrübte sich oft über ihre neue Lage, und betrachtete es als ein Unglück, das sie nicht habe vermeiden können. Als ich ihr eines Tages die Eingaben und Berichte zusammenpacken half, welche ihr die Minister zur Abgabe an den König zugestellt hatten, sagte sie seufzend: "Ach, es giebt für mich kein Glück mehr, seitdem sie aus mir eine Intrigantin gemacht haben." Als ich über dies Wort fast aufschrie, fuhr sie fort: "Ja, ja, das ist der rechte Ausdruck dafür. Jede Frau, die sich in Sachen einmischt, die über ihren Gesichtskreis und über die Schranken ihrer Pflicht hinaus liegen, ist eine Intrigantin. Sie werden sich wenigstens überzeugen, daß ich mich nicht verwöhne, und daß ich mir einen Namen der Art gewiß nur mit großem Bedauern gebe. Eine Königin von Frankreich ist nur dann glücklich, wenn sie sich in nichts einmischt, und

sich blos soviel Ansehn zu erhalten sucht, als nöthig ist, um ihre Freunde glücklich zu machen und einige ihrer treusten Diener versorgen zu können. Wissen Sie wohl, fügte dann diese seltne Fürstin hinzu, die wider ihren Willen durch ihre Handlungsweise in Widerspruch mit ihren Grundsätzen gerieth, wissen Sie wohl, was mir letzthin begegnet ist? Seitdem ich jetzt immer zu den Ausschußversammlungen in den Zimmern des Königs komme, habe ich einmal, während ich über das Ochsenauge gieng, einen Musiker der königlichen Kapelle ganz laut sprechen hören, und zwar so, daß mir kein Wort entgieng: »Eine Königin, die ihre Schuldigkeit thut, bleibt auf ihrem Zimmer und strickt Filet.« Ich dachte bei mir selbst: »Du hast Recht, Unglücklicher, aber du kennst nicht meine Lage; ich muß der Nothwendigkeit und meinem bösen Schicksal weichen.« Diese Lage war um so schwieriger, da Ludwig der Sechzehnte seit langer Zeit die Gewohnheit angenommen hatte, ihr von den Staatsangelegenheiten nie etwas mitzutheilen, und da, als sie um die letzte Zeit seiner Regierung sich nothgedrungen in die wichtigsten Angelegenheiten mischte, jene Gewohnheit des Königs ihr oft die Kenntniß von Einzelheiten entzog, die sie durchaus hätte wissen sollen. Da die Königin keine genügenden Aufklärungen erhielt, und durch Leute, die mehr Ehrgeiz als Fähigkeit besaßen, geleitet wurde, so konnte sie für den Gang der Staatsgeschäfte niemals nützlich werden, und dies sichtbare Einmischen zog ihr von Seiten aller Partheien und aller Klassen der bürgerlichen Gesellschaft eine Ungunst zu, die zur großen Beunruhigung aller derer, die ihr wahrhaft zugethan waren, fortwährend zunahm.

Die Königin, von der glänzenden Sprache des Erzbischofs von Sens bestochen und hingerissen, und in dem Zu-

trauen, das sie diesem Minister schenkte, noch mehr bestärkt durch die Lobsprüche, welche der Abbé von Vermond unaufhörlich den Talenten desselben ertheilte, begieng nun, nachdem sie den Fehler begangen, ihn ins Ministerium zu bringen, unglücklicher Weise noch den andern eben so großen, daß sie, als die Verzweiflung der ganzen Nation endlich doch seinen Sturz herbeiführte, ihn noch in Schutz zu nehmen suchte. Sie hielt es für ihrer Würde gemäß, ihm in dem Augenblick seines Abgangs sichtbare Beweise von Achtung zu geben. Durch ihre Empfindsamkeit irre geleitet, schickte sie ihm ihr mit Edelsteinen reich eingefaßtes Bildniß, und für seine Nichte, die Frau von Canisy, das Diplom einer Palastdame, indem sie meinte, man müsse einen Minister, der ein Opfer der Hofkabale und des Partheigeistes der Nation geworden, dafür entschädigen, weil sich sonst Niemand mehr finden würde, der sich dem Interesse des Monarchen zu widmen Lust hätte. Indeß am Tage seiner Abreise zeigte sich die Freude darüber am Hofe ganz öffentlich; zu Paris ergriff sie das ganze Volk. Man zündete da Freudenfeuer an; das Parlementsschreiber-Gericht ließ einen Gliedermann verbrennen, der den Erzbischof vorstellen sollte; und mehr als hundert Estafetten giengen noch am Abend seiner Entlassung von Versailles ab, um die glückliche Nachricht nach allen Richtungen hin in die Umgegend von Paris und Versailles zu bringen *). Ich habe nachmals die Königin oft bittere Thränen darüber vergießen gesehn, daß sie damals so unrecht gethan, besonders als der Erzbischof einige Zeit

*) Ueber die näheren Umstände der Entfernung des Erzbischofs vergleiche man die Beilage H.

vor seinem Tode in einer Schrift, die im Druck erschien, zu sagen wagte, daß ein Theil seiner Operationen während seines Ministeriums einzig den Zweck gehabt habe, die heilsame Krisis hervorzubringen, aus welcher nachmals die Revolution entstanden.

Als die fruchtlose Maßregel der Versammlung der Notabeln *) und der aufrührerische Geist des Parlements die Nothwendigkeit einer Ständeversammlung herbeigeführt hatte, erwog man im Staatsrath lange hin und her, ob man

*) Die Versammlung der Notabeln warf, wie man aus den Weberschen Memoiren sieht, die beabsichtigten Pläne über den Haufen und veranlaßte den Sturz des Herrn von Calonne. Jedes der sieben Bureau's, in welche diese Versammlung getheilt war, hatte einen Prinzen von Geblüt zum Präsidenten. Präsident des ersten Bureau's war der Bruder des Königs, gegenwärtig Se. Majestät Ludwig der Achtzehnte.

"Der Bruder des Königs — heißt es in einer damals erschienenen Schrift — bedeckte sich bei der Versammlung der Notabeln im Jahr 1787 mit Ruhm. Es war kein Tag, wo er nicht in seinem Bureau präsidirt hätte, und er entwickelte auf diesem Posten wahrhaft patriotische Tugenden. Sein Eifer, womit er die ernsthaftesten Gegenstände der Staatsverwaltung zu erörtern und aufzuklären, und das Interesse und die Sache des Volks zu vertheidigen suchte, erregte selbst bei dem Könige eine Art von Eifersucht. Der Bruder des Königs dachte und erklärte ohne Unterlaß: "Ein ehrerbietiges Widerstreben gegen die Befehle des Monarchen sey nicht zu tadeln, man könne gegen die unumschränkte Gewalt mit Vernunftgründen kämpfen und sie gewissermaßen zwingen, sich ins Klare zu setzen, ohne deshalb die Achtung gegen sie zu verletzen."

(Der franz. Herausgeber.)

sie zu Versailles oder lieber 40 bis 60 Lieues von der Residenz entfernt versammeln solle. Die Königin war für die letztere Ansicht und drang beim Könige darauf, daß man sich doch hiebei von der ungeheuern Bevölkerung der Hauptstadt entfernen möchte; sie fürchtete nemlich, das Volk möchte auf die Berathungen der Deputirten Einfluß ausüben. Mehrere Denkschriften wurden dem Könige über diesen wichtigen Gegenstand überreicht; aber die Meinung Necker's behielt die Oberhand, und Versailles wurde als Ort dafür ausersehen. Was denn freilich muthmaßen läßt, daß Necker bei seinen Entwürfen — von denen man nicht gerade voraussetzen darf, daß sie auf Vernichtung der Monarchie gerichtet gewesen wären — auf die Bewegungen des Volks rechnete, die er damals unstreitig noch leiten zu können hoffte.

Die doppelte Zahl von Repräsentanten, die man dem Bürgerstande bewilligt hatte, beschäftigte damals alle Politiker; es war dies fast ausschließlich der Gegenstand aller Gespräche, und während die einen alle Inconvenienzen dieser Maßregel voraussahen, rühmten die andern alle die Vortheile derselben.

Die Königin trat dem Plane bei, den der König genehmigt hatte; sie glaubte, daß die Hofnung, zu geistlichen Aemtern zu gelangen, den zweiten oder geistlichen Stand anfeuern würde, und Necker war eines ähnlichen Einflusses auf die Advokaten und übrigen Beamten, die den dritten Stand bildeten, versichert. Der Graf von Artois, welcher der entgegengesetzten Meinung beigetreten war, überreichte in seinem Namen und im Namen mehrerer Prinzen von Geblüt dem Könige eine Vorstellung gegen die doppelte Repräsentantenzahl, die man dem Bürgerstande bewilligt hatte. Die Königin wußte ihm dafür schlechten Dank; ihre ver-

trauten Rathgeber erweckten in ihr die Besorgniß, daß eine Parthei diesem Prinzen wohl eine Rolle zugedacht haben möge. Sein Schritt wurde indeß von dem Gesellschaftskreise der Frau von Polignac gebilligt, und die Königin begab sich seitdem nur noch so oft dahin, als nöthig war, um den Schein einer Aenderung in ihrem Betragen zu vermeiden. Auch kehrte sie fast immer betrübt von da zurück. Man behandelte sie daselbst zwar mit der tiefen Ehrerbietung, die man einer Königin schuldig ist; aber jener rührende Zauber der Freundschaft hatte allmählig den Pflichten der Etikette Platz gemacht, und ihr Herz fühlte sich dadurch tief verletzt. Auch die Kälte, die zwischen ihr und dem Grafen von Artois stattfand, war für sie höchst peinlich; sie hatte ihn früher wie ihren leiblichen Bruder geliebt.

Die Eröffnung der Ständeversammlung geschah am 4. Mai. Zum letztenmal in ihrem Leben erschien hier die Königin in ihrem vollen königlichen Glanze.

Ich kann hier eine bekannte Anekdote nicht mit Stillschweigen übergehen, welche beweist, daß eine gewisse Parthei schon vorher ein Komplott gegen diese Fürstin angezettelt hatte. Bei dem feierlichen Aufzuge der sämmtlichen Reichsstände riefen Weiber aus dem Volke, als sie die Königin vorbeikommen sahen: »Es lebe der Herzog von Orleans!« und zwar in einem so aufrührerischen Tone, daß sie vergehen zu müssen glaubte. Man unterstützte sie sogleich, und ihre Umgebungen fürchteten einen Augenblick, daß der Zug der Prozession durch sie aufgehalten werden würde; indeß erholte sich die Königin wieder, und bedauerte lebhaft, daß sie die Wirkung dieser Gemüthsbewegung nicht habe unterdrücken können.

Die erste Sitzung der Stände fand den folgenden Tag statt. Der König hielt seine Rede mit einer furchtlosen und edeln Haltung. Die Königin hatte mir schon vorher erzählt, daß er sich viel damit beschäftigte und sie oft wiederholte, um die Betonung in der Gewalt zu haben.

Seine Majestät gaben öffentlich Beweise der Anhänglichkeit und Ehrerbietung gegen die Königin, die mit Beifall aufgenommen wurden; aber man konnte leicht merken, daß diese Zeichen des Beifalls blos eine Huldigung waren, die dem Könige allein galt.

Gleich bei den ersten Sitzungen konnte man bemerken, wie furchtbar Mirabeau der Regierung werden würde. Man versichert, er habe damals dem Könige und besonders der Königin einen Theil seiner Entwürfe mitgetheilt und zugleich seine Vorschläge, ihnen zu entsagen. Er hatte die glänzenden Waffen, die ihm seine Beredsamkeit und seine Kühnheit an die Hand gaben, blos gezeigt, um mit der Parthei, die er angreifen wollte, unterhandeln zu können. Dieser Mensch spielte blos mit der Revolution, um sich ein großes Vermögen zu machen. Die Königin sagte mir damals, daß er einen Gesandschaftsposten — wenn ich mich recht erinnere, den in Konstantinopel — verlangte. Er wurde mit jener gerechten Verachtung abgewiesen, die das Laster stets einflößt, die man indeß damals, hätte man die Zukunft vorauswissen können, aus Politik schon hätte verbergen müssen.

Der allgemeine Enthusiasmus zu Anfang der Ständeversammlung, die Streitigkeiten zwischen dem dritten Stande, dem Adel und selbst der Geistlichkeit mußten den König und die Königin so wie alle, die der Sache der Monarchie ergeben waren, von Tag zu Tage mehr beun-

ruhigen; indeß ist diese Periode unserer Geschichte zu bekannt und von zu gewandten Darstellern beschrieben worden, als daß ich hiebei die Grenzen, die ich mir gesetzt, irgend überschreiten dürfte.

Die Königin gieng sehr spät zu Bette, oder vielmehr diese unglückliche Fürstin fieng an, keine Nachtruhe mehr zu haben. Gegen Ende des Mai's saß sie eines Abends in der Mitte ihres Zimmers und erzählte mehrere merkwürdige Sachen, die den Tag über vorgefallen waren. Auf ihrem Putztische brannten vier Wachslichter. Plötzlich löschte das erste von selber aus, ich zündete es wieder an; gleich darauf gieng auch das zweite, und dann das dritte von selber aus. Da faßte die Königin in einer Anwandlung von Furcht meine Hand und sagte zu mir: "Das Unglück kann einen abergläubisch machen. Wenn diese vierte Wachskerze gleich den übrigen auslöschen sollte, so wird mich nichts hindern können, dies als eine böse Vorbedeutung zu betrachten." — — Da erlosch auch die vierte Wachskerze.

Man machte der Königin bemerklich, daß die vier Wachslichter höchst wahrscheinlich in einer und derselben Form gegossen worden seyn möchten, und daß daher wohl bei allen vieren an einer und derselben Stelle sich ein Fehler im Docht gefunden haben müsse, weil die Lichter nach derselben Ordnung, nach welcher man sie angezündet, erloschen wären *).

---

*) Man kann sich aus dem, was die Königin an die Herzogin von Polignac schrieb, eine Idee von dem Leben machen, das die Königin seit Eröfnung der Ständeversammlung führte. In einem früheren Briefe schrieb sie ihr:

Die Deputirten des Bürgerstandes kamen nach Versailles mit den heftigsten Vorurtheilen gegen den Hof. Da die boshaften Stadtgespräche der Hauptstadt sich allmählig auch in die Provinzen verbreitet hatten, so glaubten sie, der König überlasse sich den Freuden der Tafel bis zum schmählichsten Uebermaß; sie waren ferner überzeugt, daß die Königin den Staatsschatz erschöpfe, um die sinnloseste Verschwendung befriedigen zu können, und fast alle wünschten, Trianon zu sehen. Da die außerordentliche Einfachheit dieses Lustschlosses ihren Vorstellungen nicht entsprach, drangen einige darauf, daß man ihnen selbst die kleinsten Kabinette zeigte, indem sie meinten, daß man die reich meublirten Zimmer sie nicht sehen lassen wolle. Endlich bezeichneten sie eines, das nach ihrem Vorgeben überall mit Diamanten, mit gewundenen und mit Saphir und Rubin melirten Säulen geschmückt seyn müßte. Die Königin konnte sich über diese tollen Ideen gar nicht zu gute geben, und erzählte es dem Könige, der aus der Beschreibung, welche die Deputirten dem Kastellan zu Trianon von diesem Zimmer gemacht

---

"Meine Gesundheit hält sich noch; aber meine Seele ist von Kummer, Verdruß und Unruhe niedergedrückt; täglich erfahre ich neues Unglück; eins der größten für mich ist das, von allen meinen Freunden getrennt zu seyn. Ich begegne keinem Herzen mehr, das mich versteht."

In einem andern Briefe schrieb sie: "Alle Ihre Briefe an Herrn von †† machen mir großes Vergnügen; ich sehe darin wenigstens Ihre Schriftzüge, lese darin, daß Sie mich lieben, und dies thut mir unbeschreiblich wohl. Beruhigen Sie sich nur; das Unglück hat meine Kraft und meinen Muth nicht geschwächt, und mir nur mehr Klugheit verliehen." (Der franz. Herausgeber.)

hatten, schloß, daß sie die Decoration von künstlichen Diamanten hatten sehen wollen, die unter Ludwig dem Funfzehnten für das Theater zu Fontainebleau gemacht worden war.

Der König meinte, daß seine Gardisten, wenn sie nach Ablauf ihres Dienstvierteljahrs in ihre Heimath zurückkehrten, wohl bisweilen da erzählen möchten, was sie hier gesehen, und daß diese übertriebenen Berichte zuletzt wohl dort ganz entstellt würden. Dieser erste Gedanke des Königs bei der Nachfrage nach dem Diamantenzimmer brachte die Königin darauf, daß die allgemein verbreitete Meinung von der angeblichen Neigung des Königs zum Trunke wohl auch von den Gardisten herrühren möchte, die seinen Wagen begleiteten, wenn er nach Rambouillet auf die Jagd fuhr. Der König nemlich, der nicht gern außer seinem gewohnten Bette schlief, kehrte von dieser Jagdparthie immer erst nach eingenommener Abendmahlzeit zurück; er schlief dann gewöhnlich in seinem Wagen fest ein und erwachte nicht eher, als bis er in den königlichen Schloßhof hereinfuhr. Wenn er dann, umgeben von seinen Gardisten aus dem Wagen stieg und halb schlaftrunken hin und her wankte, so wurde dies für einen Zustand wirklicher Trunkenheit gehalten.

Die Mehrzahl der Deputirten, die mit Vorurtheilen anlangten, die theils aus dem Irthum entsprungen, theils von der Bosheit ausgestreut waren, mietheten sich bei den kleinsten Privatleuten zu Versailles ein, deren unüberlegte Reden nicht wenig dazu beitrugen, diesen Vorurtheilen Nahrung zu geben. Ueberhaupt stimmte alles den Geist der Deputirten dafür, um den Entwürfen der Häupter der Empörung zu dienen.

Kurze Zeit nach Eröfnung der Ständeversammlung starb der ältere Dauphin. Dieser junge Prinz war binnen wenigen Monaten aus einer blühenden Gesundheit in eine Art englischer Krankheit verfallen, die ihm den Rückgrat gekrümmt, seine Gesichtszüge verlängert und seine Beine so schwach gemacht hatte, daß man ihn wie einen gebrechlichen Greis führen mußte, wenn er gehen sollte *). Wie viel

*) Ludwig, Dauphin von Frankreich, der am 24. Junius 1789 zu Paris starb, kündigte eine frühzeitige Entwickelung seines Geistes an. In einer damals erschienenen Schrift findet man folgende Details über seine Anlagen und über die eifrige Sorgfalt, welche die Herzogin von Polignac ihm widmete.

"Der Dauphin hatte, als er zwei Jahre alt war, eine sehr hübsche Figur; er drückte sich gut aus und antwortete mit Verstand auf alle Fragen, die an ihn gethan wurden. Während er sich auf dem Jagdschloß aufhielt, durfte jedermann ihn sehen. Als er einst vor den Augen des Publikums eine Schachtel mit Bonbons bekam, die ihm die Königin schickte, und worauf sich ihr Porträt befand, rief er aus: "Ach, das ist ja das Porträt der Mama!"

Der Dauphin war immer sehr einfach in Matrosentracht gekleidet; nichts unterschied ihn von gewöhnlichen Kindern als das Sanct Ludwigskreuz, der h. Geistorden, und das Ordenszeichen des goldnen Vließes.

Die Herzogin von Polignac, seine Gouvernante, verließ ihn kaum einen Augenblick; sie verzichtete auf alle Reisen, auf alle Freuden des Hofes, um sich ihren Pflichten widmen zu können.

Folgenden rührenden Zug erzählt man von dem verstorbenen jungen Dauphin. Während seiner letzten Krankheit hatte er immer viele Zuneigung gegen seinen Kammerdiener, Herrn von Bourset, blicken lassen. Einst verlangte er von ihm eine Scheere. Herr von Bourset stellte ihm vor,

Mutterthränen entlockte dieser kränkelnde und einem gewissen Tode vorangehende Zustand den Augen dieser Fürstin, welcher die damalige Lage des Königreichs ohnehin schon so viel Bekümmernisse verursachte! Zu so vielen Unannehmlichkeiten gesellten sich nun noch so manche andere kleine Neckereien, die, wenn sie oft wiederkehren, zuletzt unerträglich werden. Ein offenbarer Bruch, der zwischen der Familie und den Freunden des Herzogs von Harcourt, Gouverneur's des Dauphin, und der Familie der Herzogin von Polignac, seiner Gouvernante, erfolgte, hatte vielen Einfluß auf die traurige Stimmung der Königin. Der junge Prinz ließ ein heftiges Vorurtheil gegen die Herzogin von Polignac blicken, welche dies dem Herzog oder der Herzogin von Harcourt zuschrieb und sich darüber bei der Königin beklagte. So viel ist gewiß, daß der Dauphin sie zweimal aus seinem Zimmer weggehen hieß, indem er ihr in jenem Tone der Mündigkeit, die in abzehrenden Krankheiten sich oft wohl bei der Kindheit einzustellen pflegt, sagte: "Gehen Sie fort, Herzogin; Sie haben eine rechte Sucht, immer solche wohlriechenden Wässer zu gebrauchen, die ich

---

daß er dieselbe ihm nicht geben dürfe. Das Kind bat fortwährend sehr freundlich darum, und man war genöthigt, ihm nachzugeben. Kaum hatte es die gewünschte Scheere bekommen, so schnitt es sich damit eine Haarlocke ab, hüllte dieselbe sorgfältig in ein Blatt Papier, und sagte zu seinem Kammerdiener: "Da nehmen Sie dies nur hin; es ist das einzige, was ich Ihnen schenken kann, da ich weiter nichts zu verschenken habe. Aber wenn ich einmal gestorben seyn werde, so können Sie dieses Pfand des Andenkens ja meinem Papa und Mama geben, und wenn diese dann an mich denken, so werden Sie auch gewiß Ihrer nicht vergessen."
(Der franz. Herausgeber.)

nicht leiden kann! "und doch hatte sie niemals solche Parfümerieen an sich. Die Königin fieng zuletzt an wahrzunehmen, daß diese Abneigung gegen ihre Freundin sich sogar auf sie selber erstrecke; denn ihr Sohn sprach in ihrer Gegenwart gar nicht mehr. Er fand viel Geschmack an Zuckerwerk; sie wußte es, und reichte ihm einst einige Stücke Confect von Eibisch- und Brustbeerteig. Die Unterhofmeister und selbst der erste Kammerdiener baten sie, dem Dauphin nichts davon zu geben, weil er ohne Erlaubniß der Hofärzte durchaus kein Nahrungsmittel zu sich nehmen solle. Ich kann den tiefen Seelenschmerz nicht ausdrücken, den die Königin über ein Verbot der Art empfand, und zwar um so mehr, da man so ungerecht war, zu glauben, die Königin habe eine ausgezeichnete Vorliebe für den Herzog von Normandie, dessen blühende Gesundheit und Liebenswürdigkeit freilich gegen das kränkelnde Wesen und den melancholischen Character seines älteren Bruders sehr abstach. Wenigstens durfte sie nun nicht mehr daran zweifeln, daß man seit langer Zeit den Plan habe, ihr die Zuneigung eines Kindes zu entziehen, das sie als gute und zärtliche Mutter liebte und welches durch seine Leiden ihr noch theurer geworden war. Vor der Audienz, welche der König am 10. August 1788 den Abgesandten Tippo Saibs ertheilte, hatte sie den Herzog von Harcourt gebeten, den Dauphin, dessen schlechtes Aussehen schon in die Augen fallend war, von dem Gedanken, bei dieser Ceremonie zugegen seyn zu wollen, abzubringen, weil sie ihn in dem abgezehrten Zustande, worin er sich damals befand, nicht gern den neugierigen Blicken der Pariser Volksmenge, die in der Gallerie aufgestellt seyn würde, aussetzen wollte. Ungeachtet dieser Art von Befehl ließ man gleichwohl den Dauphin an seine Mutter um die

Erlaubniß schreiben, dieser Audienz beiwohnen zu dürfen. Die Königin war genöthigt, es abzuschlagen, und machte darüber dem Gouverneur die heftigsten Vorwürfe, der indeß blos erwiederte, er habe sich dem Wunsche eines kranken Kindes nicht widersetzen können. Ein Jahr vor dem Tode des Dauphins hatte die Königin die Prinzessin Sophie, die noch nicht von der Brust entwöhnt war, gleichfalls durch den Tod verloren. Dieses erste Unglück war nach der Versicherung der Königin der Anfang der ganzen darauf folgenden Reihe von Unfällen *).

*) In der **Biographie universelle** unter dem Artikel "Ludwig der Sechzehnte" ist diese Prinzessin durch einen Irthum oder Gedächtnißfehler ganz ausgelassen. Es heißt dort nemlich: "Dieser Fürst hatte drei Kinder: Ludwig, den Dauphin, der im Jahr 1789 starb; Ludwig den Siebzehnten und Maria Theresia Charlotte, die heutige Herzogin von Angouleme."

(Der franz. Herausgeber.)

Vierzehntes Kapitel.

Der Schwur im Ballhause. — Aufstand vom 14. Julius. — Der König begiebt sich in die Nationalversammlung. — Anekdoten. — Schauspiel, welches die Schloßhöfe von Versailles darbieten. — Einzelne Vorfälle. — Man stellt sich, als glaube man, der Saal der Nationalversammlung sey unterminirt. — Rede des Königs, welche diesen gehässigen Verdacht widerlegt. — Anekdoten. — Geist der Truppen. — Abreise des Grafen von Artois, des Prinzen von Condé, des Herzogs und der Herzogin von Polignac. — Letztere wird von einem Postillion erkannt, der sie rettet. — Der König begiebt sich nach Paris. — Furcht zu Versailles. — Die Königin will sich in die Nationalversammlung begeben. — Rückkehr des Königs. — Die Königin fühlt sich durch die Rede Bailly's verletzt. — Ermordung der Herren Foulon und Berthier. — Pläne, welche Foulon dem Könige überreicht hatte, um den Gang der Revolution aufzuhalten. — Schreckliches Wort Barnave's. — Seine Reue. —

Auf den nur zu denkwürdigen Schwur, den die Stände im Ballhause zu Versailles leisteten, folgte die königliche Sitzung vom 23. Junius. Die Königin betrachtete es als einen Verrath, oder als strafbare Feigheit von Seiten Necker's, daß er den König nicht begleitet hatte. Sie behauptete, er habe ein heilsames Mittel in Gift verwandelt, da er nemlich im Besitz der Liebe des Volkes sey, so habe die Kühnheit, womit er den Schritt seines Monarchen gleichsam für unbefugt erklärt habe, die Aufrührer dreister gemacht und die ganze Versammlung mit fortgerissen, und er sey um so strafbarer, da er noch den Tag vorher ihr sein Wort darauf ge-

geben, daß er den König in diese Sitzung begleiten werde. Necker suchte sich vergebens damit zu entschuldigen, daß man auf seinen Rath nicht gehört habe.

Sehr bald eröffneten nun die Volksaufstände vom 11., 12. und 14. Julius die Reihe von Unfällen, wovon Frankreich bedroht war. Die Ermordung der Herren von Flesselles und von Launay entlockte der Königin bittere Thränen, und der Gedanke, daß der König einige seiner treusten Unterthanen verloren, zerriß ihr das Herz.

Der Volksaufstand hatte nicht mehr den Character eines bloßen Aufruhrs. Die Worte: "Es lebe die Nation! es lebe der König! es lebe die Freiheit!" hatten es in das hellste Licht gesetzt, wie weit sich die Pläne der Staatsverbesserer erstreckten. Indeß sprach das Volk immer noch mit Liebe vom Könige, und schien ihn von Seiten seines Characters für ganz geeignet zu halten, um den Wunsch der Nation in Hinsicht der Abstellung der sogenannten "Misbräuche" zu befriedigen; aber man glaubte, er werde durch die Ansichten und den Einfluß des Grafen von Artois und der Königin daran gehindert; und so wurden nun diese beiden hohen Personen Gegenstand des Hasses und der Unzufriedenen. Die Gefahr, welcher sich der Graf von Artois ausgesetzt sah, bestimmte den König zu dem ersten Schritte bei der Nationalversammlung. Er begab sich am 15. Julius früh Morgens in dieselbe, blos mit seinen Brüdern, ohne Gefolge, ohne Garden, und sprach darin stehend und mit entblößtem Haupte unter andern folgende denkwürdige Worte: "Ich vertraue mich Ihnen, ich will nur in Uebereinstimmung mit meiner Nation handeln; und indem ich auf die Liebe und Treue meiner Unterthanen rechne, habe ich den Truppen Befehl gegeben, sich von Paris und Ver-

failles zu entfernen." Der König kehrte zu Fuß aus dem Saal der Ständeversammlung nach seinem Palaste zurück; die Deputirten beeiferten sich, ihm zu folgen, und bildeten so für ihn selbst und die ihn begleitenden Prinzen eine Art von Ehrengefolge. Das Volk richtete seine Wuth unmittelbar gegen den Grafen von Artois, dessen Stimme gegen die doppelte Repräsentantenzahl als ein verhaßtes Verbrechen erschien. Man rief mehreremal: »Es lebe der König! Ihnen und Ihren Ansichten zum Trotz, Herr Graf!"

Die Schloßhöfe waren mit einer unermeßlichen Volksmenge besetzt, und man bat, der König, die Königin und ihre Kinder möchten doch auf dem Balcon erscheinen. Die Königin übergab mir den Schlüssel zu den innern Thüren, welche zu den Zimmern des Dauphin führten, und befahl mir, die Herzogin von Polignac aufzusuchen, und ihr zu sagen, sie wünsche ihren Sohn zu haben, und habe mir aufgetragen, ihn selber auf ihr Zimmer zu führen, wo sie ihn erwarte, um ihn dem Volke zu zeigen. Die Herzogin sagte zu mir, dieser Befehl kündige ihr an, daß sie den Prinzen nicht begleiten solle. Ich antwortete nichts darauf. Sie drückte mir die Hand, mit den Worten: »Ach, Frau von Campan, was für ein Schlag für mich!" Sie umarmte weinend das Kind, und gab mir einen eben solchen Beweis von Anhänglichkeit. Sie wußte, wie sehr ich die Güte und edle Einfachheit ihres Characters liebte! Ich wollte sie beruhigen, indem ich ihr sagte, daß ich den Prinzen ihr schon wieder zurückbringen würde; aber sie blieb dabei, daß sie diesen Befehl verstehe und recht gut wisse, was er ihr ankündige. Dann gieng sie mit dem Schnupftuch vor den Augen in ihr innerstes Kabinet. Eine Untergouvernante fragte mich, ob sie dem Dauphin folgen dürfe; ich antwortete ihr,

die Königin habe keinen Befehl gegeben, der dies hindere, und so begaben wir uns zu der Königin, die auf den Prinzen wartete, um ihn auf den Balcon hinaustreten zu lassen.

Als dieser schmerzliche Auftrag vollzogen war, gieng ich in die Schloßhöfe hinunter, wo ich mich unter das Gewühl mischte. Ich vernahm da unzählige Stimmen. Aus der Verschiedenheit, die zwischen der Sprache und der Kleidung gewisser Leute stattfand, konnte man leicht abnehmen, daß Verkleidete darunter waren. Eine Frau, die einen Schleier von schwarzen Spitzen über ihr Gesicht herabhängen hatte, faßte mich mit ziemlicher Heftigkeit beim Arme, und sagte zu mir, indem sie mich bei Namen nannte: »Ich kenne Sie recht gut; sagen Sie nur Ihrer Königin, daß sie sich nicht ferner in unsere Regierung mische und es lieber ihrem Manne und unsern guten Ständen überlasse, das Glück des Volkes zu gründen.« In demselben Augenblick ergriff mich ein Mann, wie ein Packträger von der Halle gekleidet und den Hut in die Augen gedrückt, bei dem andern Arm, und sagte mir: »Ja, ja, wiederholen Sie es ihr nur recht oft, daß es mit diesen Ständen nicht gehen wird, wie mit den vorigen, die für das Volk nichts Gutes ausgerichtet haben, daß die Nation im Jahre 1789 schon zu aufgeklärt ist, als daß sie nicht mehr Vortheil davon ziehen sollte, und daß es heutzutage keinen Deputirten des Bürgerstandes mehr giebt, der seine Rede halb knieend vortragen würde. Sagen Sie ihr das nur; verstehen Sie mich.« Ich war von Schrecken ergriffen; da zeigte sich die Königin eben auf dem Balcon. »Ach, sagte die verschleierte Frau, die Herzogin ist nicht bei ihr.« — »Nein, erwiederte der Unbekannte, aber sie ist noch zu Versailles; sie ist wie ein Maulwurf, sie arbeitet unter der Erde; aber wir werden ihr schon nachzugraben

wissen, um sie zu entdecken." Das verhaßte Paar entfernte sich jetzt von mir, und gieng in das Schloß zurück, während ich mich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Ich glaubte der Königin von dem Gespräch dieser beiden Unbekannten Bericht abstatten zu müssen; sie ließ mich die einzelnen Puncte in Gegenwart des Königs wiederholen.

Um vier Uhr Nachmittags gieng ich über die Terrasse zur Prinzessin Victorie. Drei Männer standen unter dem Fenster des Thronsaals. Der enie von ihnen schrie mit lauter Stimme: "Seht, dort steht der Thron, dessen Spur man in Kurzem vergebens suchen wird!" Dazu fügte er noch zahllose Schmähungen auf den König und die Königin. Ich trat in das Zimmer der Prinzessin, welche ganz allein hinter einem Leinwandvorhange, um nicht von außen gesehen zu werden, arbeitete. Die drei Männer spazierten noch immer auf der Terrasse. Ich zeigte sie ihr, indem ich ihr wiederholte, was sie so eben gesagt hatten. Sie stand auf, um sie genauer zu betrachten, und sagte mir dann, der eine von ihnen heiße Saint Huruge, sey an den Herzog von Orleans verkauft und gegen die Regierung erbittert, weil er als ein schlechter Mensch auf königlichen Befehl eine Zeit lang gefangen gesessen habe.

Dem Könige blieben diese Drohungen des Pöbels nicht unbekannt; auch wußte er die Tage, an denen man zu Paris Geld unter das Volk gestreut hatte, und ein oder zweimal hatte die Königin mich abgehalten, hin zu fahren, indem sie mir sagte, ich möchte nur zu Versailles bleiben, es werde zu Paris den folgenden Tag gewiß Lärm geben, denn sie wisse, daß man in den Vorstädten sehr viele Thalerstücke unter das Volk geworfen habe. *)

*) Ich habe selber ein Sechsfrankenstück gesehn, welches gewiß

Am 14. Julius des Abends trat der König in das Zimmer der Königin, während ich ganz allein bei ihr war. Er sprach mit ihr von dem schrecklichen Verdacht, den die Aufrührer der Versammlung ausgestreut hatten, indem sie vorgaben, er habe den Saal der Ständeversammlung unterminiren lassen, um ihn in die Luft sprengen zu können; indeß müsse man fortfahren, eine Albernheit der Art zu verachten. Ich nahm mir die Freiheit, ihm zu sagen, daß ich den Tag zuvor bei dem Deputirten Begouen zu Abend gespeist hätte, und daß dieser geäußert habe, sehr achtungswerthe Personen meinten, dies schreckliche Mittel sey ohne Vorwissen des Königs an die Hand gegeben worden. »Hat denn der Gedanke einer solchen Abscheulichkeit nicht einen so tugendhaften Mann, wie Begouen ist, empört? sagte hierauf der König. Morgen früh werde ich bei guter Zeit unter dem Fußboden des Saals nachgraben lassen.« Man sieht überdies aus der Rede des Königs an die Nationalversammlung vom 15. Julius, daß der ausgestreute Verdacht seine Aufmerksamkeit erregt hatte. »Ich weiß, sagte er in dieser Rede, daß man ungerechten Verdacht ausgestreut hat; ich weiß, daß man zu verbreiten gewagt hat, Ihre Personen wären nicht in Sicherheit. Ist es indeß wohl noch erst nöthig, Sie wegen eines so strafbaren Gerüchts zu beruhigen, da mein bekannter Character dasselbe im voraus widerlegt?«

---

in der Nacht vom 12. Julius als Besoldung für irgend einen Elenden gedient haben mochte, man las darauf die Worte tief eingegraben: »Mitternacht, den 12. Julius, drei Pistolen.« Unstreitig eins von den Losungsworten für diesen ersten Volksaufstand.

(Die Verfasserin.)

Der am 15. Julius gethane Schritt hatte die Unruhen nicht gestillt. Von Seiten der Fischweiber folgte eine Deputation auf die andere, um den König zu bitten, nach Paris zu kommen, wo seine Gegenwart allein den Aufstand hemmen würde.

Am 16. Julius fand in den Zimmern des Königs eine Ausschußversammlung statt, worin eine Frage von der größten Wichtigkeit verhandelt wurde. Sollte der König Versailles verlassen und mit den Truppen abreisen, deren Abzug er so eben anbefohlen hatte, oder sollte er sich nach Paris begeben, um die Gemüther zu beruhigen? Die Königin wünschte seine Abreise. Am 16. des Abends befahl sie mir, aus ihrem Juwelenkästchen allen Diamantenschmuck herauszunehmen und in ein einziges kleines Kästchen zusammen zu legen, welches sie in ihrem eigenen Wagen mitnehmen wollte; auch verbrannte sie mit mir eine große Menge von Papieren, denn man bedrohte von jetzt an Versailles mit einem Streifzuge Bewaffneter von Paris aus.

Am 15. früh, ehe noch die Königin sich zu einem anderen Ausschuß nach den Zimmern des Königs begab, und nachdem sie ihre Juwelen zurecht gelegt und alle ihre Papiere durchsucht hatte, übergab mir die Königin ein zusammen gefaltetes aber nicht versiegeltes Blatt, und trug mir auf, es nicht eher zu lesen, als bis sie mir aus den Zimmern des Königs den Befehl dazu werde ertheilen lassen; alsdann sollte ich das, was darin stände, vollziehen. Aber schon gegen zehn Uhr Morgens kam sie selber zurück; die Sache war entschieden: die Armee sollte ohne den König abmarschiren, und alle die, welche in drohender Gefahr schwebten, sollten mit abgehen. »Der König wird morgen nach dem Stadthause fahren, sagte mir die Königin; indeß hat er

diesen Entschluß nicht selber gewählt. Man stritt sich lange hin und wieder, und der König endigte diesen Widerstreit der Meinungen damit, daß er aufstand und sagte: »Endlich müssen wir zu einem Schlusse kommen, meine Herren, soll ich abreisen oder bleiben? Ich bin zu dem einen, wie zu dem andern bereit.« Die Stimmenmehrheit war dafür, daß der König bleiben sollte; die Zukunft wird ausweisen, ob man die bessere Parthie gewählt hat.« Ich gab jetzt der Königin die Schrift zurück, die nicht weiter von Nutzen seyn konnte. Sie las mir sie vor. Es waren darin ihre Befehle für die Abreise enthalten, die ich befolgen sollte, sowohl in meinen Amtsverrichtungen bei ihrer Person, als auch als Lehrerin der kleinen Prinzessin. Die Königin zerriß das Papier mit Thränen in den Augen und mit den Worten: »Als ich es schrieb, hoffte ich noch, daß es von Nutzen seyn würde; aber das Schicksal hat darüber anders entschieden. Ich fürchte sehr, daß dies zu unser Aller Unglück ausschlagen wird.«

Nach dem Abmarsch der Truppen dankte man das neue Ministerium ab, und Necker wurde zurückberufen. Man durfte nicht länger daran zweifeln, daß die Soldaten der Artillerie wirklich bestochen seyen. »Wozu diese Kanonen? riefen Schaaren von Weibern, welche die Straßen erfüllten; wollt ihr eure Mütter, Weiber und Kinder niederschießen?« — »Ihr habt nichts zu fürchten, erwiederten die Soldaten; diese Kanonen werden eher gegen den Palast des Tyrannen als gegen euch gerichtet werden.«

Der Graf von Artois und der Prinz von Condè *) nebst ihren Kindern reisten mit den Truppen zugleich ab.

---

*) »Der Prinz von Condé hatte sich schon in seinem Jüng-

Der Herzog und die Herzogin von Polignac, ihre Tochter, die Herzogin von Guise, die Gräfin Diane von Polignac, des Herzogs Schwester, und der Abbé von Baliviere, traten ebenfalls in derselben Nacht ihre Auswanderung an. Nichts war rührender als der Abschied der Königin von ihrer

---

lingsalter einen Namen gemacht. Noch aus dem siebenjährigen Kriege her erzählte man von ihm Züge von Tapferkeit, die er in der Schlacht bei Hastenbeck gezeigt. Als man nemlich in ihn drang, zehn Schritte nach der linken Seite hin zu gehen, um der Richtung einer Batterie auszuweichen, die in seiner Nähe schreckliche Verwüstungen anrichtete, hatte er dem Herrn von Touraille geantwortet: "Dergleichen Vorsichtsmaßregeln finde ich in der Geschichte des großen Condé nicht."

Nachmals zeichnete er sich in der Schlacht bei Minden im J. 1759 aus, wo er an der Spitze der Reserve den Feind auf einem Grasplatze angriff, der mit Offizierleichen von der Gensd'armerie und den Karabiniers übersät war. Sein Talent entwickelte sich noch mehr, als er ein besonderes Truppencorps unter seinen Befehlen hatte, womit er über den Prinzen von Braunschweig mehrere Vortheile davontrug. Ludwig der Funfzehnte schenkte ihm zur Belohnung dafür die dem Feind abgenommenen Kanonen. Als der Herzog von Braunschweig ihn nachmals zu Chantilly besuchte und die Kanonen nicht sah, welche der Prinz von Condé vor ihm hatte verstecken lassen, sagte er zu ihm: "Sie haben mich zweimal besiegen wollen, im Kriege durch ihre Waffen, im Frieden durch ihre Bescheidenheit." Das Gefecht bei Johannisberg vollendete seinen Ruf. Ganz allein mit seiner geringen Reserve erfocht er über den Prinzen Ferdinand den vollkommensten Sieg. Er hatte seinen Kriegsrath mitten unter Flintenkugeln gehalten, und auf dem Schlachtfeld unerschütterlich gestanden.

Freundin. Das Uebermaß des Unglücks hatte das Andenken an jene früheren Streitigkeiten, die blos aus der Verschiedenheit ihrer politischen Ansichten entsprungen waren, fern zurückgedrängt. Nach diesem traurigen Abschiede hatte die Königin mehreremal den Wunsch, noch einmal in ihre Arme zu eilen; aber ihre Schritte waren zu sehr beobachtet, und sie mußte sich diesen letzten Trost versagen. Indeß trug sie Herrn von Campan auf, bei ihrer Abreise gegenwärtig zu seyn, und übergab ihm eine Börse mit 500 Louisd'or, mit dem Befehl, so lange mit Bitten in sie zu dringen, bis sie diese Summe als Vorschuß zu den Reisekosten annähme. Die Königin fügte noch hinzu, sie kenne die Lage derselben sehr genau, sie habe ihr oft ihre Einkünfte und die bei

---

Der Herzog von Bourbon, Sohn des Prinzen von Condé, war kaum aus den Kinderjahren heraus, als er das Fräulein von Orleans liebgewann und eine so heftige Leidenschaft zeigte, daß er bereits mit vierzehn Jahren diese Prinzessin heirathete, welche sechs Jahr älter war als er. Aber man beschloß, ihn zuvor ein oder zwei Jahre auf Reisen zu schicken, ehe man ihn mit seiner Gemahlin allein ließe. Er täuschte indeß die Wachsamkeit seiner Wächter und entführte sie aus dem Kloster, worin sie sich aufhielt. Die Herzogin von Bourbon gebar schon im Jahr 1771 den Herzog von Enghien, nachdem sie vier und vierzig Stunden die heftigsten Geburtswehen gelitten. Das Kind kam ganz schwarz und regungslos auf die Welt. Man hüllte es in Linnentücher, die in Weingeist getaucht waren; indeß dies Mittel hätte ihm beinahe Verderben bringen können, da ein Funke auf die Windeln fiel und diese Feuer fiengen. Durch die Sorgfalt des Geburtshelfers und des Arztes wurde die Sache indeß noch unterdrückt."

(Der franz. Herausgeber.)

ihrem Posten am Hofe erforderlichen Ausgaben nachgerechnet, und weder der Mann noch die Frau hätten, da sie außer ihrem amtlichen Gehalt kein Vermögen weiter gehabt, das mindeste ersparen können, was in Paris freilich Niemand glauben werde. Herr von Campan blieb bis um Mitternacht bei der Herzogin, um sie noch in den Wagen steigen zu sehen. Sie war als Kammerfrau gekleidet, und setzte sich auf den Vordersitz der Kutsche; sie bat Herrn von Campan, oft von ihr mit der Königin zu sprechen, und verließ so auf immer dies Schloß, diese Hofgunst, dieses Ansehn, welches ihr so grausame Feinde zugezogen hatte. Als die Reisenden in Sens eintrafen, fanden sie das Volk in Gährung. Man fragte jeden, der von Paris kam, ob die Polignacs noch in der Umgebung der Königin wären. Eine Gruppe dieser Neugierigen richtete diese Frage an den Abbé von Baliviere, der ihnen mit festem Tone und mit dem unbefangensten Ausdruck erwiederte, daß sie bereits von Versailles weit entfernt wären, und daß man diese schlechten Leute los sey. Auf der folgenden Station stieg der Postillion auf den Fußtritt des Wagens und sagte zu der Herzogin: "Frau Herzogin, es giebt noch rechtschaffene Leute auf der Welt; ich habe Sie alle in Sens erkannt." Man gab diesem braven Manne eine Handvoll Gold.

In dem Augenblick, wo diese ersten Unruhen ausbrachen, gab ein mehr als siebzigjähriger Greis der Königin einen Beweis von wahrhafter Treue und Anhänglichkeit. Herr Peraque, ein reicher Mann aus den Kolonieen und Vater des Herrn von Oudenarde, kam von Brüssel nach Paris. Als er die Pferde wechselte, traf er mit einem jungen Manne zusammen, welcher Frankreich verließ und ihm empfahl, im Fall er etwa Briefe aus dem Auslande bei sich

hätte, sie auf der Stelle zu verbrennen, besonders wenn sie an die Königin adressirt wären. Herr Peraque hatte einen von der Erzherzogin, der Statthalterin der Niederlande, an die Königin bei sich. Er dankte dem Unbekannten und verbarg seine Depesche mit aller Sorgfalt; aber als er sich Paris näherte, schien der Volksaufstand so allgemein und so heftig zu seyn, daß ihm kein Mittel mehr sicher genug schien, um diesen Brief vor der Entdeckung zu bewahren. Er gewann es endlich über sich, den Brief zu erbrechen und ihn — was bei seinem hohen Alter erstaunlich ist — ganz auswendig zu lernen, obwohl er vier geschriebene Seiten betrug. Sobald er in Paris angelangt war, schrieb er ihn wieder auf und überreichte ihn der Königin, indem er ihr sagte, das Herz eines alten und treuen Unterthans habe ihm den Muth gegeben, einen Entschluß der Art zu fassen. Die Königin empfieng Herrn Peraque in ihren Kabinetten, und drückte ihm ihre Dankbarkeit durch die tiefste Rührung aus. Sie meinte, der junge Unbekannte, der ihm einen Wink über die Lage der Dinge zu Paris gegeben, sey der Prinz George von Hessen Darmstadt gewesen, der ihr sehr ergeben war und die Hauptstadt um diese Zeit verlassen hatte.

Die Markisin von Tourzel trat an die Stelle der Herzogin von Polignac. Als eine Familienmutter von untadelhafter Aufführung und die selbst die Erziehung ihrer eigenen Töchter mit großem Erfolg geleitet hatte, war sie von der Königin zu diesem Posten erwählt worden.

Am 17. Julius reiste der König nach Paris, begleitet von dem Marschall von Beauveau, dem Herzog von Villeroy und dem Herzog von Villequier; auch nahm er den

Grafen von Estaing *) und den Markis von Nesle zu sich in den Wagen, welche damals beide in der Gunst des Volks standen. Zwölf Gardisten und die Bürgergarde von Versailles geleiteten ihn bis zum "Tages Anbruch" in die Nähe von Sevres, wo ihn die Pariser Garde erwartete. Seine Abreise erregte eine Betrübniß, welche der Unruhe gleichkam, der man nun überlassen war, obwohl er selbst viel Ruhe zeigte. Die Königin hielt ihre Thränen zurück, und schloß sich mit ihrer ganzen Familie in ihre Kabinette ein. Sie schickte nach mehreren Personen des Hofes; aber man fand Vorlegeschlösser vor ihren Thüren. Die Furcht hatte sie fortgetrieben. Todtenstille herrschte im ganzen Schlosse; die Furcht war unbeschreiblich groß; kaum hofte man noch auf die Rückkehr des Königs **). Die Königin ließ sich eines ihrer Staatskeider zur Hand legen und ließ in ihrem Marstall befehlen, alle ihre Züge Pferde in Bereitschaft zu halten. Zugleich schrieb sie eine Rede von wenigen Zeilen an die National-Versammlung auf, wohin sie sich mit ihrer Familie und ihrer Dienerschaft begeben wollte, wofern der König als Gefangener in Paris behalten würde. Sie lernte diese Rede auswendig. Ich erinnere mich noch, daß sie mit den Worten anfieng: "Meine Herren, ich übergebe Ihnen hier die Gattin und die Familie Ihres Monarchen. Dulden Sie nicht, daß man auf Erden das trenne, was im Himmel verbunden worden ist." Indem sie diese Rede sich wieder-

---

*) Der Graf gieng in Versailles zu Fleischern zum Mittagessen, und schmeichelte dem Volke durch Gemeinheiten.
(Die Verfasserin.)

**) Das Nähere über diese Reise findet man in den Memoiren von Ferrieres, der sie eben so aufrichtig als anziehend erzählt. (Der franz. Herausgeber.)

holte, wurde ihre Stimme durch Thränen und durch die schmerzhaften Worte unterbrochen: »Sie werden ihn gewiß nicht zurückreisen lassen!«

Es war schon über vier Uhr, als der König, der um zehn Uhr Vormittags von Versailles abgefahren war, im Stadthause anlangte. Endlich um sechs Uhr Abends kam Herr von Lastours, erster Page des Königs, an; er hatte von der Konferenzbarriere bis nach Versailles kaum eine Viertelstunde Zeit gebraucht. Es ist bekannt, daß der Augenblick der Beruhigung für die Hauptstadt derjenige war, wo der unglückliche Monarch aus den Händen des Herrn Bailly die dreifarbige Kokarde empfieng und sie an seinen Hut steckte. Der Ruf: es lebe der König! erscholl da von allen Seiten, während man ihn vorher auch nicht ein einzigesmal vernommen hatte. Der König athmete in diesem Augenblick wieder auf und rief mit Thränen in den Augen: sein Herz bedürfe gar sehr solche Zurufe von Seiten des Volkes. Einer seiner Stallmeister, Herr von Cubieres, sagte zu ihm, daß ihn das Volk liebe und daß er nie daran hätte zweifeln dürfen. Der König antwortete ihm in einem Tone tiefer Empfindung: »Cubieres, die Franzosen liebten Heinrich den Vierten, und welcher König hat jemals es mehr verdient als er?« *)

*) Das Andenken Heinrichs des Vierten war Ludwig dem Sechzehnten immer sehr werth; damals fürchtete er dessen trauriges Ende.

»Der Zettel — sagt Soulavie — mit der Inschrift: Resurrexit, der bei der Thronbesteigung Ludwigs des Sechzehnten am Fuß der Bildsäule Heinrichs des Vierten befestiget wurde, schmeichelte dem Könige ungemein. »Das ist ein schönes Wort! sagte er, wenn es wahr wäre, so hätte

Seine Rückkehr nach Versailles erfüllte seine Familie mit unbeschreiblicher Freude. In den Armen der Königin, seiner Schwester und seiner Kinder pries er sich glücklich, daß ihn nicht der mindeste Unfall betroffen, und er wiederholte damals mehr als einmal: "Glücklicher Weise ist kein Tropfen Blut geflossen, und ich schwöre, daß auf meinen Befehl nie ein Tropfen französisches Blut vergossen werden soll." — Ein wahrhaft menschenfreundlicher Grundsatz, der aber in jener stürmischen Zeit nicht so laut hätte ausgesprochen werden sollen!

Der letztere Schritt des Königs hatte bei vielen Leuten die Hoffnung erweckt, daß die eingetretene Ruhe es der Nationalversammlung möglich machen werde, ihre Arbeiten fortzusetzen und das Ziel ihrer Zusammenberufung schnell herbeizuführen. Die Königin schmeichelte sich nicht mit dieser Hoffnung. Bailly's Rede an den König hatte sie eben

---

Tacitus selber nichts so Lakonisches und zugleich so Schönes schreiben können."

Ludwig der Sechzehnte hätte sich gern die Regierung dieses großen Fürsten zum Muster genommen. Als im folgenden Jahre das Volk wegen der Getreidetheurung einen Aufstand machte, nahmen die Aufwiegler die Inschrift Resurrexit von der Bildsäule Heinrichs des Vierten hinweg und setzten sie unter die von Ludwig dem Funfzehnten, der damals verabscheut wurde. Ludwig der Sechzehnte, der es erfahren, zog sich in seine kleineren Zimmer zurück, wo man ihn fiebernd und in Thränen fand, ohne daß man ihn zu Mittag zu essen, oder spazieren zu fahren, oder zu Abend zu essen, bewegen konnte. Man kann daraus schließen, welche Pein er empfunden haben mag, als man zu Anfang der Revolution ihn anklagte, daß er das französische Volk nicht liebe. (Der franz. Herausgeber.)

so sehr verletzt als betrübt: »Heinrich der Vierte hatte sein Volk erobert, und hier hat das Volk seinen König wiedererobert.« Das Wort Eroberung fand sie anstößig, und sie konnte Herrn Bailly diese akademische Phrase nicht verzeihen.

Fünf Tage nach der Pariser Reise des Königs, nach dem Abmarsch der Truppen und der Entfernung der Prinzen und der Großen, deren Einfluß das Volk zu beunruhigen schien, bewies eine schreckliche Frevelthat, die von gedungenen Meuchelmördern verübt wurde, daß der König die Stufen seines Throns herabgestiegen war, ohne eine Aussöhnung mit seinem Volke bewirkt zu haben.

Herr Foulon, Adjunct des Ministeriums, während Herr von Broglio die zu Versailles konzentrirte Armee kommandirte, hatte sich zu Viry versteckt. Er wurde erkannt, von den Bauern verhaftet und nach dem Stadthause geschleppt. Auf einmal vernahm man ein Todesgeschrei. Die Wahlmänner, die Mitglieder des Ausschusses, Herr von La Fayette, damals der Abgott von Paris, suchten vergebens den Unglücklichen zu retten. Nach einer Marter, deren Schilderung Grausen erregt, wurde sein Körper durch die Straßen und sogar zum Palais Royal geschleppt, und sein Herz — wird man es glauben — von Weibern in einem Strauß weißer Nelken umhergetragen.

Herr Berthier, Intendant von Paris und Schwiegersohn Foulon's, wurde gleichzeitig zu Compiegne verhaftet und mit einer noch anhaltenderen Grausamkeit gemishandelt.

Die Königin war durchaus der Ueberzeugung, daß irgend eine Plauderei diese gräßliche Unthat veranlaßt haben müsse. Sie vertraute mir damals, Herr Foulon habe damals, als er bei Necker's Abgang an den Hof berufen wor-

den sey, zwei Denkschriften verfaßt, um das Verfahren des Königs zu leiten; beide Denkschriften hätten zwei ganz entgegengesetzte Pläne enthalten, um den König aus der schrecklichen Krisis zu ziehen, worin er sich befand. In dem ersteren dieser Pläne äußerte sich Herr Foulon ganz offen über die verbrecherischen Absichten des Herzogs von Orleans, erklärte, daß man ihn verhaften lassen, und eiligst den Augenblick, wo die Gerichtshöfe noch existirten, benutzen müsse, um ihm den Prozeß zu machen, bezeichnete mehrere Deputirte, die man gleichzeitig verhaften müsse, und rieth dem Könige, sich nicht von seinem Heere zu trennen, so lange die Ordnung nicht wieder hergestellt sey.

Sein zweiter Plan zielte dahin, daß der König sich der Revolution noch vor ihrem völligen Ausbruch bemächtigen sollte; er rieth ihm, sich in die Nationalversammlung zu begeben, sich die Protokolle selber vorlegen zu lassen, die größten Opfer zu bringen, um den wahren Wünschen des Volks Genüge zu leisten, und den Aufrührern nicht Zeit zu lassen, dieselben zum Vortheil ihrer verbrecherischen Pläne zu lenken. Die Prinzessin Adelaide ließ sich beide Denkschriften von Herrn Foulon in Gegenwart von vier oder fünf Personen vorlesen. Einer derselben stand mit Frau von Stael in sehr enger Verbindung, und diese Verbindung veranlaßte die Königin zu glauben, daß die Gegenparthei von den Denkschriften des Herrn Foulon Kenntniß erhalten habe.

Es ist bekannt, daß der junge Barnave in einer traurigen Geistesverwirrung, — die er freilich bald nachher durch eine aufrichtige Reue und selbst durch seinen Tod wieder abgebüßt hat, — damals als Berthier's Sohn in die Nationalversammlung kam, um die Beredsamkeit und Kindesliebe des Herrn von Lally für die Lebensrettung seines Vaters

anzuflehen, die grausamen Worte aussprach: "Ist denn das Blut, welches fließt, so rein?" Ich habe nachher erfahren, daß ein Sohn Foulons, der nach den ersten Krisen der Revolution nach Frankreich zurückgekehrt war, Barnave sprechen wollte, und ihm diejenige der beiden Denkschriften einhändigte, worin Foulon dem Könige gerathen hatte, dem Ausbruch der Revulution dadurch zuvorzukommen, daß er alles das, was die Nationalversammlung vor dem 14. Julius verlangte, freiwillig nachgäbe. "Lesen Sie diese Denkschrift, ich habe sie Ihnen mitgebracht, um Ihre Gewissensbisse zu vergrößern; es ist dies die einzige Rache, die ich an Ihnen nehmen will." Barnave brach darüber in Thränen aus und sagte ihm alles, was nur irgend die tiefste Betrübniß ihm eingeben konnte.

Funfzehntes Kapitel.

Errichtung der Nationalgarde. — Anekdote. — Abreise des Abbé von Vermond. — Die Königin dringt in Frau von Campan, ihr eine Characterschilderung von dem Abbé zu entwerfen. — Anekdote. — Der Abbé macht der Königin Bedingungen. — Die französischen Garden verlassen Versailles. — Fest, welches die Leibgarde dem Regiment Flandern giebt. — Der König, die Königin und der Dauphin sind dabei zugegen. — Der 5te und 6te October. — Drohungen gegen die Königin. — Ergebenheit eines Gardisten. — Man will an das Leben Mariens Antoinettens. — Unglücklicher Zufall, der ihr Gefahr bringt. — Es ist nicht wahr, daß die Räuber bis in das Zimmer der Königin gedrungen sind. — Man verlangt, daß die Königin auf dem Balcon erscheine. — Großartige Ergebung. — Die königliche Familie begiebt sich nach Paris. — Unheil verkündendes Gefolge. — Ankunft in Paris. — Geistesgegenwart der Königin. — Aufenthalt in den Tuilerieen. — Umstimmung der Gemüther. — Weiber aus dem Volke klatschen der Königin lauten Beifall. — Sie weigert sich ins Theater zu gehen. — Privatleben. — Sinnreiche Aeußerungen des Dauphins. — Rührende Anekdote. — Man schlägt der Königin vor, ihre Familie und Frankreich zu verlassen. — Edle Weigerung. — Sie widmet der Erziehung ihrer Kinder ihre ganze Sorgfalt. — Schilderung des Hofes. — Anekdote von Luckner. — Wie die Minister selber zu herrschenden Vorurtheilen gegen die Königin Anlaß gaben. — Erbitterung der Gemüther.

Nach dem 14. Juli wurde ganz Frankreich durch eine List, um welche die gewandtesten Aufruhrstifter aller Zeiten die Nationalversammlung beneidet haben würden, bewafnet und in Nationalgarden organisirt. Man sprengte an einem und

demselben Tage und fast zu derselben Stunde in ganz Frankreich aus, daß viertausend Räuber gegen die Städte oder die Dörfer, die man bewafnen wollte, im Anzuge wären. Nie ist ein Plan besser berechnet gewesen. Der Schrecken verbreitete sich auf einmal durch das ganze Königreich und drang bis in die entferntesten Bezirke. In den Bergen des Mont d'Or zeigte mir ein Bauer noch im Jahre 1791 einen steilen Felsen, auf den sich seine Frau an dem Tage, wo die viertausend Räuber ihr Dorf überfallen sollten, geflüchtet hatte, und erzählte mir, daß man hätte Stricke anwenden müssen, um sie von dem Orte herunter zu lassen, den sie in der äußersten Angst zu erklimmen vermocht hatte.

Der Ort, wo die neue militairische Tracht am anstößigsten erschien, war Versailles. Alle königlichen Bedienten von der unteren Klasse wurden in Lieutenants und Kapitäne umgewandelt; fast alle Musiker der königlichen Kapelle wagten den einen Tag in der königlichen Messe in ihrer Militairuniform zu erscheinen, und ein italienischer Sopranist sang darin eine Motette in der Uniform eines Grenadierkapitains. Der König nahm dies sehr übel, und ließ allen seinen Dienern verbieten, vor ihm in einem so unpassenden Kostüm zu erscheinen.

Die Abreise der Herzogin von Polignac mußte natürlich alle Gefahr der königlichen Gunst auf den Abbé von Vermond fallen lassen. Man sprach von ihm bereits, wie von einem Rathgeber, der dem Wohl des Volks nachtheilig sey. Die Königin wurde darüber beunruhigt, und rieth ihm, sich nach Valenciennes zu begeben, wo der Graf von Esterhazy kommandirte. Er konnte sich dort indeß nur wenige Tage aufhalten, und reiste nach Wien ab, wo er dann für immer blieb.

In der Nacht vom 17. bis zum 18. Juli ließ die Königin, weil sie nicht schlafen konnte, mich bis drei Uhr Morgens bei sich wachen. Ich war sehr überrascht, von ihr zu vernehmen, daß der Abbé von Vermond, selbst wenn der gegenwärtige Sturm sich legen sollte, sehr lange nicht am Hofe wiedererscheinen würde, weil man ihm seine Anhänglichkeit an den Erzbischof von Sens zu schwer verzeihen würde, und daß sie dadurch einen sehr treuen Diener verliere. Dann fuhr sie auf einmal fort, daß ich ihm wohl nicht sehr gut seyn möchte, daß er indeß gegen mich eben nichts gehabt habe; er habe blos nicht leiden können, daß mein Schwiegervater den Posten eines Kabinets-Sekretär's bekleide. Sie fügte hierauf noch hinzu, daß ich gewiß den Character des Abbé gut studirt hätte, und da ich ihr bisweilen Characterschilderungen nach dem Muster derer, die zu Ludwigs des Vierzehnten Zeiten Mode waren, entworfen hatte, bat sie mich um die des Abbé, aber ganz so, wie ich sie entwerfen würde, ohne die mindeste Beschränkung. Mein Erstaunen war außerordentlich. Von diesem Manne, der noch den Tag zuvor im Besitz des höchsten Vertrauens war, sprach die Königin mit vieler Gleichgültigkeit, und wie von jemandem, den sie nicht mehr wiedersehen würde. Ich war wie versteinert. Die Königin blieb dabei, und sagte mir, daß er seit mehr als zwölf Jahren ein Feind meiner Familie sey, ohne daß er uns bei ihr zu schaden vermocht hätte, auch dürfte ich seine Rückkehr nicht fürchten, wie streng ich ihn auch immer beurtheilen würde. Ich faßte meine Ansichten über diesen Günstling kurz zusammen, und ich erinnere mich blos, daß die Schilderung mit Aufrichtigkeit und ohne irgend eine Spur von persönlichem Haß entworfen wurde. Ich will hier blos einen einzigen Zug anführen. Ich sagte darin,

daß er, ein geborner Schwätzer und Plauderer, sich zu einem Sonderling und groben Manne umgebildet hatte, um diese beiden Fehler zu bemänteln. Die Königin unterbrach mich mit den Worten: »Ach, wie wahr ist das!« Ich habe nachmals Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß ungeachtet der hohen Gunst des Abbè von Vermond, die Königin einige Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte, um sich für die Folge vor einem Einfluß zu sichern, dessen Folgen sie nicht ganz berechnen konnte.

Bei dem Tode meines Schwiegervaters übergab mir sein Testamentsexecutor eine Schachtel, welche einige Juwelen enthielt, welche die Königin bei ihrer Abreise von Versailles am 6. October in die Hände des Herrn von Campan niedergelegt hatte; ferner zwei versiegelte Päckchen mit der Aufschrift: Campan wird mir diese Papiere aufheben. »Ich brachte beide Päckchen der Königin, welche die Juwelen und das größere Päckchen aufhob, das kleinere aber mir mit den Worten übergab: »Heben Sie mir dies so auf, wie Ihr Schwiegervater es gethan hat.«

Nach jenem unglücklichen 10. August, in dem Augenblick, wo mein Haus umringt werden sollte, entschloß ich mich, die interessantesten Papiere, die mir zur Verwahrung übergeben worden, zu verbrennen; indeß glaubte ich, dies Päckchen erbrechen zu dürfen, weil es vielleicht nöthig seyn konnte, es um jeden Preis zu retten. Ich sah, daß es einen Brief des Abbé von Vermond an die Königin enthielt. Ich habe bereits erzählt, daß er in den ersten Tagen der Begünstigung der Frau von Polignac sich von Versailles zu entfernen beschlossen hatte, und daß die Königin ihn durch den Grafen von Mercy hatte einladen lassen, zu ihr zurückzukehren. Dieser Brief enthielt nun nichts, als die Bedingungen für seine

Rückkehr. Es war dies der seltsamste Contract, der sich nur denken läßt, und ich gestehe, es that mir leid, diese Schrift vernichten zu müssen. Er warf der Königin ihre Eingenommenheit für die Gräfin Jules, deren Familie und Gesellschaftskreis vor, und sagte ihr Wahrheiten über die unangenehmen Folgen, welche diese Freundschaft haben könnte, wodurch diese junge Dame zu einer Favoritin der Königin erhoben würde, — ein Titel, den die Nation niemals geliebt habe; er beklagte sich ferner darüber, daß sein guter Rath nicht befolgt worden sey, und kam dann auf die Bedingungen für seine Rückkehr nach Versailles. Nachdem er hinlänglich versichert hatte, daß er nie in seinem Leben nach hohen geistlichen Würden trachten würde, erklärte er, daß er seinen Ruhm in das völlige Vertrauen der Königin setze und sie haupsächlich um zwei Dinge bitte: erstens, ihm nie ihre Befehle durch eine andere Person zukommen zu lassen und ihm eigenhändig zu schreiben — er schrie nemlich sehr darüber, daß er, seitdem er Wien verlassen, auch nicht eine Zeile von ihrer Hand besitze —; endlich bat er sie um 80,000 Livres Einkünfte an Kirchengütern, und schloß mit den Worten, daß, wenn sie eigenhändig schriebe, daß sie seine Wünsche zu erfüllen suchen würde, so werde dieser Brief allein ihn überzeugen, daß Ihre Majestät die beiden Bedingungen annehme, die er in Hinsicht seiner Rückkehr zu machen wage. Der Antwort-Brief wurde ohne Zweifel geschrieben; wenigstens ist soviel gewiß, daß ihm die Abteien bewilligt wurden, und daß seine Abwesenheit von Versailles nur eine Woche dauerte.

Im Laufe des Monats Julius war es, daß das französische Garde-Regiment, welches schon am Ende des Junius aufsätzig war, seine Fahnen verließ. Eine einzige Grenadierkompagnie blieb treu auf ihrem Posten in Versailles; ihr Ka-

pitain war der Baron von Leval. Dieser kam jeden Abend und bat mich, der Königin über die Gesinnung seiner Soldaten Bericht abzustatten; indeß als Herr von La Fayette ihnen hatte ein Billet zustellen lassen, desertirten sie alle während der Nacht, um sich mit ihren Kameraden zu vereinigen, die der Pariser Garde einverleibt waren, und als Ludwig der Sechzehnte aufwachte, sah er keine Gardisten mehr auf den Posten, die ihnen überwiesen worden waren.

Die unsinnigen Decrete vom 4. August, welche alle Privilegien aufhoben, sind bekannt genug *). Der König bestätigte blos das, was die Aufopferung seiner Vergnügungen betraf, versagte aber den übrigen Beschlüssen dieser tu-

*) "Es war die Nacht vom 4. August — sagt Rivarol in seinen Memoiren —, wo die Demagogen des Adels, ermüdet von den langen Erörterungen über die Menschenrechte, und brennend vor Begier, ihren Eifer zu bestätigen, alle auf einmal aufstanden, und mit lautem Geschrei den Todesstoß der Feudalherrschaft verlangten. Dies Wort elektrisirte die ganze Versammlung.

Das Feuer griff nach allen Seiten hin um sich. Die Kadetten von guter Familie, die nichts haben, waren ganz entzückt, ihre zu glücklichen erstgebornen Brüder auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern; einige Landpfarrer empfanden keine geringere Freude darüber, auf die Pfründen der andern Verzicht zu leisten; aber, was die Nachwelt kaum glauben wird, ist das, daß ein gleicher Enthusiasmus sich des ganzen Adels bemeisterte. Man suchte im Eifer sich zu überbieten und brachte Opfer auf Opfer. Und so wie es bei den Japanern eine Ehrensache ist, daß sich einer in Gegenwart des andern umbringt, so schlugen die Deputirten um die Wette auf sich selber los und zu gleicher Zeit auch auf ihre Auftraggeber. Das Volk, welches bei diesem edeln Wettkampf zugegen war, vermehrte durch sein Zurufen den Rausch seiner neuen Verbündeten; und die

multuarischen Nacht seine Zustimmung. Diese Weigerung war eine der Haupturſachen der entscheidenden Vorfälle des Octobers.

Seit den ersten Tagen Septembers fanden bereits Zusammenrottungen des Volks im Palais Royal statt, auch wurden schon Vorschläge gemacht, nach Versailles zu gehen. Es hieß, man müsse den König von seinen unheilbringenden Rathgebern trennen und ihn wie den Dauphin im Louvre bewachen. Die öffentlichen Bekanntmachungen von Seiten der städtischen Commune, um die Ruhe wieder herzustellen, waren fruchtlos: doch gelang es Herrn von La Fayette diesmal noch, die zusammengerotteten Volkshaufen aus einander zu bringen. Die Nationalversammlung erklärte sich für fortdauernd und während dieses ganzen Monats, wo man ohne Zweifel die großen Volksaufrühre des folgenden Monats vorbereitete, ward der Hof nicht weiter beunruhigt.

Der König hatte das Regiment Flandern nach Versailles kommen lassen. Unglücklicherweise hatte man die Idee, die Offiziere dieses Regiments mit den Leib-Garden Brüderschaft machen zu lassen, und letztere ladeten jene zu einer Mahlzeit ein, die im großen Schauspielsaal des Versailler Schlosses — nicht im Herkulessaale, wie einige Verfasser von Zeitgeschichten behaupten — gegeben wurde. Mehreren Personen, die es mit anzusehen wünschten, wurden Lo-

---

Deputirten der Bürgergemeinden, als sie sahen, daß diese denkwürdige Nacht ihnen blos Vortheil ohne Ehre brachte, trösteten ihre Eigenliebe damit, daß sie bewunderten, was der auf den Bürgerstand geimpfte Adel vermöge. Sie nannten diese Nacht die "Narrennacht," der Adel hingegen nannte sie die "Opfernacht."

(Der franz. Herausgeber.)

gen eingeräumt. Die Königin sagte mir, man habe ihr gerathen, dabei zu erscheinen; aber unter den obwaltenden Umständen könne dieser Schritt mehr schädlich als nützlich werden, überdies könne weder der König noch sie selber einen unmittelbaren Antheil an einem solchen Feste nehmen. Zugleich befahl sie mir, mich hinzubegeben und alles genau zu beobachten, um ihr einen treuen Bericht davon abstatten zu können.

Die Speisetafeln waren auf dem Theater errichtet, und neben jedem Gardisten kam immer ein Offizier vom Regiment Flandern zu sitzen. Ein zahlreiches Orchester befand sich im Saale, und die Logen waren mit Zuschauern angefüllt. Man spielte das Lied: O Richard, o mon roi! Das Rufen: es lebe der König! erscholl mehrere Minuten lang im Saale. Ich hatte eine meiner Nichten und noch ein anderes junges Mädchen bei mir, das mit der königlichen Prinzessin zugleich von der Königin erzogen worden war. Diese riefen ebenfalls: es lebe der König! und zwar aus allen Kräften, als ein Deputirter des Bürgerstandes in der benachbarten Loge, den ich gar nicht kannte, sie unterbrach, und ihnen wegen ihres Schreiens Vorwürfe machte. Es kränke ihn, meinte er, sehen zu müssen, wie so junge und so hübsche Französinnen eine so pöbelhafte Sitte mitmachten, und aus Leibeskräften für das Leben eines Einzigen schrieen, den sie aus wahrer Schwärmerei in ihrem Herzen höher stellten als ihre theuersten Anverwandten; er schilderte ihnen ferner die Verachtung, die ein solches Betragen allen jungen Amerikanerinnen einflößen würde, wenn sie jemals Französinnen sehen sollten, die von ihrer frühsten Jugend an auf solche Art verdorben wären. Meine Nichte antwortete ihm sehr nachdrücklich, und ich bat den Deputirten, eine Unter-

haltung abzubrechen, die seinen Ansichten nicht im mindesten entsprechen könne, da diese jungen Mädchen und ich unser Leben blos dem Dienst und der Anhänglichkeit an den König widmeten. Während ich so dem Gespräch ein Ende machte, sehe ich zu meinem Erstaunen den König, die Königin und den Dauphin in den Saal treten. Herr von Luxemburg war es gewesen, der diese Aenderung in dem Entschluß der Königin hervorgebracht hatte.

Der Enthusiasmus ward allgemein. Das Orchester spielte beim Eintritt Ihrer Majestäten von neuem das Lied, welches ich so eben nannte, und hierauf ein Deserteurlied: Peut-on affliger ce qu'on aime? welches ebenfalls auf die Zuschauer großen Eindruck machte. Man hörte Lobsprüche auf Ihre Majestäten, Versicherungen der Liebe, Ausdrücke des Bedauerns über das, was Sie bisher gelitten hatten, Beifallklatschen, und das Rufen: es lebe der König, die Königin, der Dauphin! Man hat behauptet, es seyen damals weiße Kokarden auf die Hüte gesteckt worden; dies ist falsch. Blos einige junge Leute von der Nationalgarde, welche zu dieser Mahlzeit eingeladen worden, drehten ihre Nationalkokarden um, die auf der verkehrten Seite weiß waren. Alle Militärs verließen den Saal, und geleiteten den König und seine Familie bis in ihre Zimmer zurück. Zu diesen Aufwallungen der Freude gesellte sich nun noch der Rausch. Man begieng Thorheiten, man tanzte unter den Fenstern des Königs, und ein Soldat vom Regiment Flandern kletterte sogar zum Balcon des Zimmers Ludwigs des Sechzehnten hinauf, um noch mehr in der Nähe Seiner Majestät "es lebe der König!" rufen zu können. Dieser Soldat wurde — wie mich mehrere Offiziere dieses Corps versichert haben — einer der ersten und gefährlichsten Auf-

wiegler an den Tagen des 5. und 6. Octobers. Denselben Abend erstach sich ein anderer Soldat dieses Regiments mit dem Degen. Einer meiner Verwandten, Kapellan bei der Königin, der bei mir zu Abend speiste, sah ihn in einem Winkel des Paradeplatzes ausgestreckt daliegen; er näherte sich ihm, um ihm geistlichen Beistand zu leisten, und hörte sein Beichtbekenntniß und seine letzten Seufzer an. Er hatte sich aus Betrübniß darüber getödtet, daß er sich von den Feinden des Königs habe bestechen lassen, und versicherte, seitdem er ihn selbst und die Königin und den Dauphin gesehen, habe er vor lauter Gewissensbissen den Kopf verloren.

Ich kehrte, entzückt von dem, was ich gesehen, nach Hause zurück, und fand daselbst viel Gesellschaft. Herr von Beaumetz, Deputirter von Arras, hörte meine Erzählung mit einer eiskalten Miene an, und sagte mir, als ich sie geendigt hatte: Das, was so eben vorgegangen, sey entsetzlich; er kenne den Geist der Nationalversammlung, das gröste Unglück werde der heutigen Abendscene auf dem Fuße folgen, und er bäte mich daher um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, um bei sich zu überlegen, ob er den folgenden Tag auswandern oder zu der linken Seite der Nationalversammlung übertreten solle. Er faßte den letzteren Entschluß, und erschien nicht wieder in meinem Gesellschaftscirkel.

Am 2. October wurde in Folge dieser Mahlzeit des Militärs ein Frühstück in der Kaserne der Leibgarden gegeben. Man sagt, es sey da die Rede gewesen, gegen die Nationalversammlung zu marschiren; mir ist indeß alles, was bei diesem Frühstück vorgegangen, völlig unbekannt geblieben. Von diesem Augenblick hörten die Un-

ruhen in Paris nicht mehr auf, die Zusammenrottungen dauerten immer fort, an allen Orten ließen sich die giftigsten Vorschläge verlauten, man sprach immer davon, auf Versailles loszugehen. Der König und die Königin schienen dies nicht zu fürchten, und trafen nicht die mindeste Vorsichtsmaßregel. Es war am Abend des 5. Octobers, nach dem Abzuge der Armee aus Paris, als der König zu Meudon auf der Jagd war, und die Königin ganz allein im Schloßgarten zu Trianon spazieren gieng, den sie damals zum letztenmal in ihrem Leben betrat. In schwermüthige Betrachtungen versenkt, saß sie eben in ihrer Grotte, als sie vom Grafen von Saint Priest einige Zeilen erhielt, mit der dringenden Bitte, daß sie nach Versailles zurückkehren möchte. Zugleich gieng Herr von Cubieres ab, um den König einzuladen, die Jagd zu lassen und in sein Schloß zurückzukehren. Er ritt auch sofort dahin zurück, obwohl sehr langsam. Wenige Augenblicke darauf meldete man, daß ein zahlreicher Haufe von Weibern, dem die Pariser Armee folge, bereits zu Chaville, am Eingange der Pariser Allee, sich befinde.

Der Brodmangel und die Mahlzeit der Leibgarden waren der Vorwand zu dem Aufstande am 5. und 6. October; da man indeß schon seit Anfang Septembers unter dem Volke unaufhörlich das Gerücht in Umlauf setzte, der König habe den Plan, sich mit seiner Familie und den Ministern in irgend eine Festung zurückzuziehen, und da man in den Versammlungen des Volkes beständig davon sprach, nach Versailles zu gehen und sich des Königs zu bemächtigen, so ist es wohl erwiesen, daß diese neue Frevelthat des Volks mit zu dem Plane der Aufrührer gehörte.

Zuerst erschienen blos die Weiberhaufen. Man ließ sofort die Schloßgitter schließen und die Leibgarden nebst dem Regiment Flandern auf dem Paradeplatz sich aufstellen. Da die Details dieses schrecklichen Tages bereits in mehreren Werken treu dargestellt sind, so will ich hier blos noch sagen, daß die Verwirrung im Innern des Schlosses eben so groß war, als die Bestürzung.

Damals hatte ich nicht den Dienst bei der Königin. Herr von Campan blieb indeß bis um zwei Uhr Morgens bei ihr. Als er wegzugehen im Begriff war, geruhte sie mit unendlicher Güte ihm aufzutragen, mich über die Gefahr des Augenblicks zu beruhigen und mir die eigenen Worte des Herrn von La Fayette zu wiederholen, der so eben die königliche Familie eingeladen hatte, sich zur Nachtruhe zu begeben, indem er sich ihr für seine Armee verbürgte.

Die Königin war weit entfernt, auf die Anhänglichkeit des Herrn von La Fayette zu rechnen; aber sie hat mich nachher oft versichert, sie habe an jenem Tage geglaubt, daß er, nachdem er dem Könige in Gegenwart so vieler Zeugen versichert, er stehe für die Pariser Armee, doch nicht seine Ehre als Oberbefehlshaber aufs Spiel setzen werde, und daß er also seiner Sache gewiß sey. Sie dachte ferner, diese ganze Armee sey ihm ganz ergeben, und alles, was er von der Gewaltthätigkeit erzählte, womit diese ihn auf Versailles zu marschiren gezwungen, sey blos eine Finte.

Auf die erste Nachricht von dem Marsch der Pariser hatte der Graf von Saint Priest Rambouillet zum Empfang des Königs, seiner Familie und seines Gefolges in Bereitschaft setzen lassen, und schon waren die Wagen vor-

gefahren. Aber einige Rufe: es lebe der König! welche in dem Augenblick erfolgten, als die Weiber die günstige Antwort von Seiner Majestät erhalten hatten, bewirkten, daß man den Plan der Abreise wieder aufgab und den Truppen Befehl zum Rückzuge ertheilte *). Gleichwohl wurden die Leibgarden, als sie vom Paradeplatze nach ihrer Kaserne zurückkehrten, mit Steinwürfen und Flintenschüssen verfolgt. Der Lärm begann von neuem; man wollte jetzt wieder abreisen; einige Wagen waren noch angespannt, man schickte nach ihnen; aber sie wurden durch einen elenden Komödianten vom Stadttheater, den die Volksmenge unterstützte, angehalten. Der günstige Augenblick zur Flucht war versäumt worden.

Der Volksaufstand war hauptsächlich gegen die Königin gerichtet. Ich schaudere noch, wenn ich daran denke, wie die Fischweiber oder vielmehr die Furien mit ihren weißen Schürzen schrieen, sie wollten die Eingeweide Mariens Antoinettens da hinein thun und dann Kokarden daraus schneiden, während sie unter diese entsetzlichen Drohungen die unzüchtigsten Ausdrücke mischten. So sehr vermag Unwissenheit und Grausamkeit, die sich in der Masse eines jeden Volkes mehr oder weniger vorfin-

*) Man vergleiche über diese Vorfälle die Memoiren von Ferrieres, Weber und Bailly. Außerdem existirt noch ein anderes sehr wichtiges Zeugniß hierüber, nemlich ein höchst schätzbarer Bericht des damaligen königlichen Ministers, Grafen von Saint Priest, den der Herausgeber von dem Sohne desselben mitgetheilt erhalten und demzufolge hinten am Schluß dieses Bandes den "Historischen Erläuterungen" (No. II.) beigefügt hat.

(Der franz. Herausgeber.)

den, in Zeiten der Unruhe ihnen die wildesten Gesinnungen einzuflößen, und so sehr ist es nöthig, daß eine kräftige und väterliche Regierung sie vor ihren eigenen Irrthümern zu bewahren und zugleich die guten Bürger vor allen Unfällen, die mit Partheiungen unzertrennlich verbunden sind, zu schützen suche!

Die Königin legte sich um zwei Uhr Morgens zu Bette und schlief ermüdet von den Beschwerden dieses Tages ein. Sie hatte ihren beiden Kammerfrauen befohlen, zu Bette zu gehen, weil sie für diese Nacht wenigstens nichts mehr fürchten zu dürfen glaubte; indeß die unglückliche Fürstin verdankte diesmal ihre Lebensrettung einzig dem Umstande, daß man ihr aus wahrer Anhänglichkeit nicht gehorchte. Meine Schwester, welche selber eine von diesen beiden Kammerfrauen war, erzählte mir den folgenden Tag alles das, was ich darüber hier mittheilen werde.

Beim Heraustreten aus dem Zimmer der Königin riefen diese Damen ihre eigenen Kammerfrauen, und setzten sich dann alle vier zusammen, der Thür des Schlafgemachs Ihrer Majestät gegenüber. Gegen halb fünf Uhr Morgens hörten sie ein furchtbares Geschrei und einige Flintenschüsse. Die eine von ihnen eilte sofort zur Königin hinein, um sie zu wecken und zum Aufstehn zu bewegen; meine Schwester dagegen flog nach der Gegend hin, wo der Lärm herzukommen schien, öffnete die Thür des Vorzimmers, die nach dem großen Gardensaal hinausgieng, und erblickte einen Gardisten, der seine Flinte quer vor die Thür hielt und von einer Menschenmenge bestürmt wurde, die nach ihm schlug. Sein Gesicht war bereits

mit Blut bedeckt; er drehte sich um und rief ihr zu: »Madame, retten Sie die Königin, man will sie ermorden!« Sie schloß daher plötzlich die Thür vor diesem unglücklichen Opfer seiner Pflichttreue, schob den Hauptriegel vor, und traf bei dem Heraustreten aus dem folgenden Zimmer dieselbe Vorsichtsmaßregel, und, nachdem sie so bis ins Gemach der Königin gelangt war, rief sie: »Stehen Sie auf, Ew. Majestät, kleiden Sie sich nicht erst an, retten Sie sich in die Zimmer des Königs!« Erschrocken stürzt die Königin aus dem Bette, man wirft ihr ein Unterröckchen über, ohne es erst festzuknüpfen, und so führen beide Damen sie nach dem Ochsenauge. Eine Thür des Toilettenkabinets der Königin, welches an dies Zimmer stieß, war nie anders als von ihrer Seite her verschlossen, und — o Entsetzen! — diesmal war sie von der andern Seite her zugeschlossen. Man pocht mit starken Schlägen an; der Bediente eines königlichen Kammerdieners kommt und öffnet sie. Die Königin tritt in das Zimmer Ludwigs des Sechzehnten und — findet ihn nicht drin. Besorgt um das Leben der Königin, war er über die Treppen und die Korridors, welche unter dem Ochsenauge hinliefen, hinabgeeilt, ohne durch dies Zimmer selber gehen zu dürfen. Er tritt in das Zimmer der Königin, und findet darin blos die Leibgardisten, die sich dahin geflüchtet hatten. Der König sagte ihnen, sie möchten noch einige Augenblicke warten, weil er fürchtete, ihr Leben der Gefahr auszusetzen, und befahl ihnen darauf, sich nach dem Ochsenauge zu begeben. Frau von Tourzel, damals Gouvernante der königlichen Kinder, führte so eben die Königin und den Dauphin zum Könige. Die Königin sah ihre Kinder wieder; — man kann sich die Scene der Rührung und der Betrübniß leicht ausmalen.

Es ist übrigens nicht wahr, daß die Meuchelmörder bis ins Zimmer der Königin gedrungen sind, und darin die Matratzen mit Degenstichen durchbohrt haben. Blos die sich flüchtenden Gardisten kamen in dies Zimmer, und wäre der Volkshaufe auch bis dahin gedrungen, so würden sie darin ermordet worden seyn. Uebrigens, als die Mörder bereits die Thüren der Vorzimmer aufgesprengt hatten, gaben die Lakeien und diensthuenden Hausofficianten, welche wußten, daß die Königin nicht mehr auf ihrem Zimmer sey, ihnen davon Nachricht, und zwar in jenem Tone der Wahrheit, der nie trügt. Augenblicklich stürzte nun diese verbrecherische Horde nach dem Ochsenauge, ohnstreitig in der Hoffnung, sich ihrer, während sie da durchgienge, zu bemächtigen.

Viele Leute haben versichert, daß sie um halb fünf Uhr Morgens den Herzog von Orleans, in einem langen Ueberrock und den Hut tief in die Augen gedrückt, oben an der Marmortreppe erkannt hätten, wie er mit der Hand auf den Gardistensaal, der vor dem Vorzimmer der Königin lag, hingewiesen habe. Diese Aussage erfolgte von Seiten mehrerer Augenzeugen in Chatelet *), als über die Vorfälle des 5. und 6. Octobers der Prozeß eingeleitet wurde **).

Die Klugheit und das Ehrgefühl mehrerer Offiziere der Pariser Garde, so wie die Umsicht des Generallieutenants der Marine, Herrn von Vaudreuil, und des königlichen Gardisten, Herrn von Chevanne, führten eine Erklärung

---

*) Gerichtshof zu Paris.

**) Man vergleiche über diesen Prozeß die Memoiren von Weber und unsere Beilage I.

(Der franz. Herausgeber.)

zwischen den Grenadieren der Pariser Nationalgarde und den königlichen Garden herbei. Die Thüren des Ochsenauges waren nemlich geschlossen und das davor liegende Vorzimmer mit Grenadieren angefüllt, welche hinein wollten, um die Garden niederzuhauen. Da stellt sich Herr von Chevanne ihnen als Opfer entgegen, wofern sie ein solches etwa bedürfen sollten, und fragt sie, was sie wollten. Es hatte sich unter ihnen nemlich das Gerücht verbreitet, daß die Leibgarden gegen sie Mistrauen hegten und sämmtlich schwarze Kokarden trügen, Herr von Chevanne zeigt ihnen, daß er, so wie das ganze Corps, die Kokarde seiner Uniform trüge, und verspricht, daß die Garden sie gegen die Nationalkokarde vertauschen würden. Der Umtausch erfolgt, und erstreckt sich sogar auf die Hüte der Garde, die statt derselben Grenadiermützen aufsetzt. Die, welche Schildwache standen, nahmen ihre Bandeliere ab; Umarmungen und freudiges Brüderschaftmachen traten sogleich an die Stelle des vorigen wüthenden Verlangens, dies seinem Monarchen treue Häuflein niederzumetzeln. Man rief: Es lebe der König, die Nation und die Leibgarde!

Die Armee erfüllte den Paradeplatz, alle Schloßhöfe und den Eingang der Allee. Man verlangt, die Königin solle auf dem Balcon erscheinen; sie zeigt sich auf demselben mit der Prinzessin und dem Dauphin. Man ruft: »Keine Kinder!« — Wollte man den rührenden Anblick vernichten, den sie in der Mitte ihrer kleinen Familie darbot, oder hofften die Oberhäupter der Aufrührer, daß irgend ein Rasender einen tödlichen Schuß auf ihre Person wagen würde? Die unglückliche Fürstin dachte gewiß das letztere; denn sie schickte ihre Kinder fort, und, die Augen und Hände gen Himmel empor gewandt, trat sie auf

dem Balcon weiter vor, wie ein Opfer, das sich selber dem Tode weiht.

Einige Stimmen riefen: »Nach Paris!« Dies Rufen ward bald allgemein. Der König wollte, ehe er sich für diese Abreise entschied, die Nationalversammlung befragen, und ließ sie daher einladen, ihre Sitzung diesmal auf dem Schlosse zu halten. Mirabeau war dagegen. Während diese Herrren berathschlagten, wurde es immer schwieriger, die ungeheure und zuchtlose Menschenmasse im Zaume zu halten. Der König, der jetzt nur mit sich selber zu Rathe gieng, sprach zum Volke: »Meine Kinder, Ihr wollt, daß ich euch nach Paris folge, ich willige darein, aber nur unter der Bedingung, daß ich mich von meiner Frau und Kindern nicht trennen darf.« Ferner verlangte der König noch Sicherheit für seine Garden. Man antwortete: Es lebe der König! es leben die Leibgarden! Die Garden, den Hut in der Luft und zwar die Kokarde nach außen gekehrt haltend, riefen: »Es lebe der König! es lebe die Nation!« Sogleich schoß man auch, zum Zeichen der Freude, alle Gewehre ab. Der König und die Königin reisten um ein Uhr von Versailles ab. Der Dauphin, die Prinzessin Tochter des Königs, der Bruder des Königs nebst seiner Gemahlin, Prinzessin Elisabeth und Frau von Tourzel waren mit im Wagen. In mehreren Wagen, die zunächst folgten, saß die Prinzessin von Chimay, die dienstthuenden Palastdamen, dann das Gefolge des Königs und die Dienerschaft. Hundert Wagen mit Deputirten und die Hauptmasse des Pariser Heeres schlossen den Zug. Welch ein Zug war das, großer Gott!

Die Fischweiber giengen vor und neben der Kutsche Ihrer Majestäten und riefen: »Jetzt wird es uns nicht

mehr an Brod fehlen, denn wir haben ja hier den Bäcker, die Bäckerin, und den Bäckerjungen." In der Mitte dieses Trupps von Kannibalen trug man die beiden Köpfe der umgebrachten Gardisten. Die Ungeheuer, welche daraus Siegeszeichen gemacht hatten, kamen auf den gräßlichen Einfall, einen Friseur von Sevres zwingen zu wollen, daß er diese beiden Köpfe wieder frisiren und ihre blutigen Locken pudern solle. Der Unglückliche, von dem man diesen greulichen Dienst verlangte, starb vor Schrecken *).

*) Der schreckliche Umstand, den Frau v. C. hier mittheilt, ist noch nicht ganz erwiesen; obwohl ihn auch Herr Bertrand von Molleville in seinen Memoiren, nur mit einigen Abweichungen, erzählt.

"Der König — heißt es darin — reiste erst um neun Uhr von Versailles ab. Die Königin, der Dauphin, die königliche Prinzessin, der Bruder des Königs, Prinzessin Elisabeth und Frau von Tourzel befanden sich in dem Wagen seiner Majestät. Die hundert Deputirten fuhren in ihren Wagen hinterdrein. Ein Haufe Raubgesindel, der zwei Stunden früher aufgebrochen war und die Köpfe der beiden Gardisten im Triumpfe mit sich trug, bildete den Vortrab. Diese Kannibalen machten zu Sevres einen Augenblick Halt, und trieben die Wildheit so weit, daß sie einen armen Friseur zwingen wollten, diese blutigen Köpfe zu frisiren. Unmittelbar auf sie folgte die Hauptmasse des Pariser Heeres. Vor der Kutsche des Königs her zogen die Fischweiber, die den Tag zuvor von Paris angelangt waren, und jenes Heer verworfener Weiber, der niedrigste Auswurf ihres Geschlechts, noch trunken von Wuth und Wein. Mehrere derselben ritten auf Kanonen und feierten durch die schrecklichsten Lieder alle die Schandthaten, die sie selber begangen oder doch hatten begehen sehen. Andere, die dem Wagen des Königs näher waren, sangen allegorische Lieder, deren

Der Zug gieng so langsam, daß es nahe an sechs Uhr des Abends war, als diese hohe Familie, die jetzt ihres eigenen Volkes Gefangene war, am Stadthause anlangte. Bailly empfieng sie daselbst. Man ließ sie auf einem Throne Platz nehmen, nachdem man so eben den ihrer Vorfahren

---

beleidigende Anspielungen sie der Königin durch plumpes Geberdenspiel veranschaulichten. Wagen mit Mehl und Getreide, die man zu Versailles weggenommen hatte, bildeten einen Transport, der von Grenadieren escortirt und von Weibern und Packträgern der Halle, welche Piken oder lange Pappelzweige trugen, begleitet wurde. Dieser Theil des Zuges gewährte in einiger Entfernung einen seltsamen Anblick. Man glaubte einen daherwandelnden Wald zu erblicken, aus welchem Lanzenspitzen und Flintenläufe hervorblickten. In der Ausgelassenheit ihrer viehischen Freude hielten die Weiber die Vorübergehenden an und heulten ihnen, indem sie nach der Kutsche des Königs hinzeigten, die Worte in die Ohren: "Seid gutes Muths, Freund, es wird uns jetzt nicht mehr an Brod fehlen, wir bringen euch den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen." Hinter dem Wagen Seiner Majestät zogen einige seiner treuen Garden, theils zu Fuß, theils zu Pferde, die meisten ohne Hut, alle aber entwafnet, von Hunger und Anstrengung erschöpft. Die Dragoner, das Regiment Flandern, die Schweizergarde und die Nationalgarde giengen vor, neben und hinter der langen Wagenreihe.

Ich war Zeuge dieses herzzerreißenden Schauspiels; ich sah diesen unseligen Zug mit meinen Augen. Mitten unter diesem Tumult, diesem Geschrei, diesen Liedern, welche durch ein häufiges Abfeuern der Musketen unterbrochen wurden, sah ich die Königin, wie sie die gefaßteste Seelenruhe, die edelste Haltung und eine unbeschreibliche Würde behauptete, und meine Augen konnten sich der Thränen nicht enthalten."

(Der franz. Herausgeber.)

zertrümmert hatte. Der König sprach mit Zuversicht und Güte: "er komme jedesmal mit Vergnügen und mit Vertrauen in die Mitte der Bewohner seiner guten Stadt Paris." Herr Bailly wiederholte diese Aeußerung den Repräsentanten der Commune, die den König anzureden kamen, vergaß aber die Worte "mit Zutrauen." Die Königin erinnerte ihn auf der Stelle mit lauter Stimme daran. Der König, die Königin, die königlichen Kinder und die Prinzessin Elisabeth begaben sich nach den Tuilerien. Nichts war daselbst zu ihrem Empfange bereit. Seit langer Zeit waren alle Wohnungen an Hofleute vergeben; sie mußten dieselben noch an demselben Tage eiligst räumen, ließen aber ihre Meublen darin zurück, welche der Hof kaufte. Die Gräfin von La Mark, Schwester der Marschälle Noailles und Mouchy, bewohnte das Zimmer, welches damals der Königin eingegeben wurde. Der Bruder des Königs, nebst seiner Gemahlin, begaben sich nach dem Luxenburg.

Die Königin hatte mich am Morgen des 6. Octobers nach Versailles kommen lassen, um mir, so wie meinem Schwiegervater, ihre kostbarsten Sachen in Verwahrung zu geben. Sie selber nahm blos ihr Diamantenkästchen mit sich. Der Graf von Gouvernet de la Tour du Pin, dem man einstweilen das Militärgouvernement zu Versailles überlassen hatte, gab der Nationalgarde, welche sich bereits der Schloßzimmer bemächtigt hatte, Befehl, uns alles das wegtragen zu lassen, was wir für den Dienst der Königin nöthig finden würden.

Ich hatte die Königin einen Augenblick vor ihrer Abreise nach Paris in ihrem Kabinet allein gesprochen. Sie konnte kaum sprechen; Thränen strömten über ihr Gesicht, nach welchem sich das Blut ihres ganzen Körpers gedrängt zu

haben schien. Sie war so gnädig, mich zu umarmen, dem Herrn von Campan *) gab sie ihre Hand zu küssen, und sagte uns dann: "Ziehen Sie nur recht bald nach Paris; ich will Ihnen in den Tuilerien Wohnung anweisen lassen. Kommen Sie, verlassen Sie mich nicht mehr; treue Diener werden unter solchen Umständen nützliche Freunde. Wir sind verloren, und werden vielleicht zum Tode geführt; gefangene Könige sind wenigstens nahe daran."

Ich habe während des Verlaufs unserer Unfälle oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß das Volk den Partheiführern nie auf die Dauer gehorcht, sondern sich leicht wieder von ihnen losmacht, sobald die Ueberlegung oder irgend ein anderer Anlaß es zu seiner Pflicht zurückruft. Die rasendsten Jacobiner, sobald sie einmal Gelegenheit gehabt hatten, die Königin in der Nähe zu sehen, mit ihr zu sprechen, ihre Stimme zu hören, wurden ihre eifrigsten Anhänger, und sogar noch während ihrer Gefangenschaft im Tempel haben mehrere von denen, die zu dieser Einkerkerung früher mitgewirkt hatten, dadurch sich ins Verderben gestürzt, daß sie ihr da wieder heraushelfen wollten.

Am Morgen des 7. Octobers kamen dieselben Frauen, welche den Tag zuvor auf Kanonen sitzend den Wagen der gefangenen königlichen Familie umringten und sie mit Schmähungen überhäuften, und setzten sich auf die Schloßterrasse unter die Fenster der Königin, und verlangten sie zu sehen. Die Königin zeigte sich. Unter Gruppen der Art

---

*) Mein Schwiegervater verfiel in dieser Nacht aus der blühendsten Gesundheit in eine Kränklichkeit, die ihn im September 1791 ins Grab führte.

(Die Verfasserin.)

finden sich immer Wortführer, d. h. solche, die kecker sind als die andern. Eine Frau von diesem Schlage warf sich zur Rathgeberin auf, und sagte ihr, sie müsse gegenwärtig alle die Hofleute, von denen die Könige verdorben würden, von sich entfernen und den Bewohnern ihrer guten Stadt ihre Liebe schenken. Die Königin erwiederte, sie habe dieselben zu Versailles geliebt und werde sie auch in Paris lieben. »Ja, ja, sagte eine andere; aber am 14. Julius wollten Sie die Stadt belagern und beschießen lassen, und am 6. October wollten Sie nach der Grenze entfliehen.« Die Königin erwiederte mit vieler Güte, daß man dies ihnen wohl gesagt haben möchte, und daß sie es sonach geglaubt hätten; das sey es eben, was das Unglück des Volks und des besten der Könige ausmache. Eine dritte redete sie auf Deutsch an. Die Königin antwortete ihr, sie verstehe dies nicht mehr, sie sey eine so gute Französin geworden, daß sie sogar ihre Muttersprache vergessen habe. Auf diese Aeußerung erfolgte Bravorufen und Händeklatschen, dann sagten sie zu ihr, sie möchte doch einen Vertrag mit ihnen schließen. »Ei, wie kann ich denn, erwiederte die Königin, mit euch einen Vertrag schließen, da ihr dem nicht glaubt, den meine Pflicht mir vorschreibt, und den ich um meines eigenen Glückes willen in Ehren halten muß?« Sie baten sie um die Bänder und Blumen von ihrem Hute. Die Königin machte dieselben mit eigner Hand los und gab sie ihnen. Sogleich theilte sich unter diese Sachen der ganze Trupp, der eine halbe Stunde lang nicht aufhörte zu rufen: »Es lebe Maria Antoinette! es lebe unsere gute Königin!«

Zwei Tage nach der Ankunft des Königs in Paris ließ die Stadt und die Nationalgarde die Königin bitten, sie möchte doch im Theater erscheinen und durch ihre und des

Königs Gegenwart beweisen, daß sie mit Vergnügen in ihrer Hauptstadt residirten. Ich führte die Deputation, welche diese Bitte an sie thun sollte, selbst bei ihr ein. Die Königin erwiederte, daß es ihr unendlich viel Vergnügen machen würde, dort zu erscheinen, daß sie indeß einige Zeit bedürfe, um das Andenken an die nächstvergangenen traurigen Tage, wo ihr Herz so viel gelitten, zu vergessen. Sie fügte dann noch hinzu, da man bei ihrer Einfahrt in Paris die Köpfe der beiden treuen Gardisten, die an der Thür ihres Monarchen den Tod gefunden, vor ihr hergetragen habe, so könne sie nicht denken, daß auf einen solchen Einzug in die Hauptstadt noch Lustbarkeiten folgen könnten; indeß sey das Glück, welches sie stets empfunden, so oft sie in der Mitte der Einwohner von Paris erschienen sey, nicht aus ihrem Andenken entschwunden, und sie hoffe es wohl noch künftig einmal so wie früher zu genießen, sobald sie sich dazu stark genug fühlen werde.

Der König und die Königin fanden einigen Trost in ihrem Privatleben. Die Freundlichkeit der kleinen Prinzessin und ihre zärtliche Anhänglichkeit an ihre königlichen Eltern, die Anmuth und der lebhafte Geist des jungen Dauphin, die Sorgfalt und Zärtlichkeit der frommen Prinzessin Elisabeth, gewährten ihnen immer noch einzelne glückliche Augenblicke. Täglich gab der junge Prinz Beweise von Gefühl und Beurtheilungskraft. Er war noch nicht unter Männerhände gekommen, sondern ein Privatlehrer *) gab ihm den für sein Alter erforderlichen Unterricht. Sein

*) Der Abbé Davout, dessen Talent sich durch die erstaunlichen Fortschritte des kleinen Prinzen erprobte.
(Die Verfasserin.)

Gedächtniß war sehr ausgebildet, und er konnte Verse mit sehr viel Anmuth und Gefühl vortragen.

Als er an dem Tage nach dem Einzuge in Paris einigen Lärm im Garten der Tuilerien hörte, warf er sich erschrocken in die Arme der Königin und rief: »Guter Gott, Mama, ist denn heute noch Gestern?« Einige Tage nach dieser rührend naiven Aeußerung näherte er sich dem Könige mit einer nachdenkenden Miene. Der König fragte ihn, was er wolle; er antwortete, er möchte ihm gern etwas recht wichtiges sagen. Nachdem der König ihn aufgefordert hatte, sich näher zu erklären, bat ihn der kleine Prinz, ihm doch zu erzählen, warum sein Volk, welches ihn so sehr liebe, auf einmal so böse auf ihn geworden sey, und was er denn gemacht habe, um es so heftig zu erzürnen. Der Vater nahm ihn auf die Kniee und sagte ihm ungefähr folgendes: »Mein Kind, ich habe das Volk noch glücklicher machen wollen als es war. Ich brauchte Geld, um die Ausgaben zu decken, welche die Kriege veranlaßt hatten; ich verlangte dies von meinem Volke, wie es meine Vorgänger immer gethan haben. Aber die Mitglieder des Parlements waren dagegen, und erklärten, daß mein Volk allein das Recht habe, dies zu bewilligen. Ich versammelte daher nach Versailles aus jeder Stadt die, welche an Geburt, an Vermögen und an Talent die ersten waren, das nennt man Stände. Als sie versammelt waren, verlangten sie von mir Dinge, die ich nicht thun kann, weder für meine Person noch für deine, da du mein Nachfolger werden wirst. Es fanden sich böse Menschen, die das Volk aufwiegelten, und die Ausschweifungen, zu denen es sich an den nächstverflossenen Tagen hat hinreißen lassen, sind ihr Werk.

Man darf deshalb nicht gegen das Volk einen Groll hegen.“

Die Königin machte dem jungen Prinzen begreiflich, daß er die Bataillonchefs, die Offiziere der Nationalgarde und alle Pariser, die sich ihm näherten, auf eine leutselige Weise behandeln müsse. Das Kind gab sich nun viel Mühe, allen diesen Personen zu gefallen, und wenn er Gelegenheit gehabt hatte, dem Maire oder den Mitgliedern der Commune auf eine höfliche Weise zu antworten, kam er und sagte seiner Mutter ins Ohr: „War es so recht?“

Er bat Herrn Bailly, ihm den Schild Scipio's, der sich auf der königlichen Bibliothek befindet, zu zeigen; und da Bailly ihn fragte, welchen er wohl vorziehe, ob Scipio oder Hannibal, erwiederte der Prinz ohne Bedenken, denjenigen, der sein Vaterland vertheidigte. Er gab oft Beweise einer wahrhaft geistreichen Feinheit. Als die Königin eines Tages die kleine Prinzessin ihre Hefte der alten Geschichte wiederholen ließ, konnte sich diese nicht sogleich an den Namen der Königin von Karthago erinnern. Dem Dauphin that diese Vergeßlichkeit seiner Schwester leid, und obwohl er sie sonst nie duzte, so fiel ihm doch diesmal ein, ihr zuzurufen: „Aber so sag' doch (dis donc) der Mama den Namen dieser Königin; so sag' doch (dis donc), wie sie hieß *).“

Kurze Zeit nach der Ankunft des Königs und seiner Familie in Paris kam die Herzogin von Luynes, um der

*) Für den deutschen Leser bedarf es wohl erst keiner Erinnerung, daß der Dauphin durch das im Deutschen unübersetzbare Wortspiel mit dis donc seine Schwester an den Namen der karthagischen Dido erinnern wollte.

(Der Uebersetzer.)

Königin, nach dem Rath eines Ausschusses von Konstitutionellgesinnten, den Vorschlag zu machen, sich auf einige Zeit aus Frankreich zu entfernen, um die Konstitution vollends zu Stande kommen zu lassen, ohne daß die Patrioten sie anklagen könnten, daß sie beim Könige dagegen arbeite. Sie wußte, wie weit sich die Pläne der Aufrührer erstreckten, und ihre Anhänglichkeit an die Königin war die Hauptursache des Raths, den sie gab. Die Königin erkannte vollkommen den Beweggrund zu diesem Schritte der Herzogin von Luynes, antwortete ihr aber, daß sie niemals weder den König noch ihren Sohn verlassen werde, und daß, wenn sie sich für den einzigen Gegenstand des öffentlichen Hasses hielte, sie augenblicklich ihr Leben zum Opfer bringen würde; aber man habe hiebei Absichten gegegen den Thron, und sie würde also, wenn sie den König im Stich ließe, blos eine Handlung der Feigheit begehen, weil sie dabei nur den einzigen Vortheil sehe, ihr eignes Leben zu retten.

An einem Novemberabend des Jahres 1790 kehrte ich sehr spät in meine Wohnung zurück, und fand daselbst den Prinzen von Poix. Er sagte mir, er komme mich zu bitten, daß ich dazu beitragen möchte, ihm die Ruhe wiederzugeben. Zu Anfang der Nationalversammlung habe er sich zu der Idee einer besseren Ordnung der Dinge hinreißen lassen, er erröthe jetzt indeß über seinen Irrthum und verwünsche jene Entwürfe, deren Ergebnisse schon so unheilbringend gewesen, er wolle für sein ganzes Leben mit den Neuerern brechen, er habe so eben der Nationalversammlung seine Entlassung als Deputirter eingereicht, und wünsche, daß die Königin noch vor ihrem Einschlafen von seinen Gesinnungen unterrichtet würde. Ich übernahm diesen Auftrag und entledigte mich desselben, so gut ich nur konnte,

aber ohne Erfolg. Der Prinz blieb am Hofe, hatte daselbst vielen Verdruß, und hörte nicht auf, dem Könige in den gefährlichsten Aufträgen mit jenem Eifer zu dienen, wodurch seine Familie sich stets ausgezeichnet hat.

Sobald der König, die Königin und ihre Kinder nebst der Prinzessin Elisabeth und der Prinzessin von Lamballe einigermaßen in den Tuilerien eingerichtet waren, fieng die Königin wieder ihre gewohnte Lebensweise an. Den Morgen widmete sie der Erziehung der jungen Prinzessin, die allen ihren Unterricht in ihrem Beiseyn erhielt, zugleich unternahm sie größere Stickereiarbeiten. Ihr Gemüth war zu sehr von den Ereignissen und den Gefahren, die sie umgaben, eingenommen, als daß sie sich zur Lecture hätte wenden können; die Sticknadel war noch das einzige, was ihr einige Zerstreuung gewähren konnte *). Zweimal wöchentlich empfieng sie, ehe sie in die Messe gieng, den Hof bei sich, und hielt an diesen Tagen mit dem Könige öffentliche Mittagstafel; die übrige Zeit brachte sie mit ihrer Familie und ihren Kindern zu; sie hatte nie Konzert und war blos einmal im Theater, im Jahr 1791, nach Annahme der Konstitution **). Indeß hatte die Prinzessin von Lamballe in

*) Bei der Tapetenhändlerin, Demoiselle Dubuquois, in Paris existirt noch ein Fußteppich, den die Königin mit der Prinzessin Elisabeth damals für das große Zimmer im Erdgeschoß der Tuilerien fertig gemacht hat. Die Kaiserin Josephine sah und bewunderte diesen Teppich, und befahl ihn sorgfältig aufzuheben. (Die Verfasserin.)

**) Die Lage der Königin in den ersten Tagen ihres Aufenthalts in Paris wird man aus dem folgenden Briefe, den sie an die Herzogin von Polignac schrieb, leicht beurtheilen können.

ihrer Wohnung in den Tuilerien einigemal Abendcirkel, die durch den Zufluß von Leuten, die sich da einfanden, ziemlich glänzend waren. Die Königin war einigemal dabei zugegen; indeß, da sie sehr bald sich überzeugte, daß ihre Lage ihr nicht mehr erlaube, sich in so zahlreichen Gesellschaften einzufinden *), so blieb sie fernerhin zu Hause in ihrem Kabinet und unterhielt sich da, während sie arbeitete. Ihre Gespräche betrafen, wie man leicht glauben wird, einzig die Revolution. Sie suchte die eigentliche Meinung der Pariser über sie zu erfahren, und zugleich, auf welche Weise sie die Liebe des Volks und selbst so vieler Leute aus den höhern Ständen so ganz habe einbüßen können. Sie wußte recht gut, daß sie alles dem Partheigeist, dem Hasse des Herzogs

---

"Ich habe beim Lesen Ihrer Briefe vor Rührung geweint. Sie sprechen darin von meinem Muthe. Allein es gehört weit weniger dazu, um den schrecklichen Moment, worin ich gewesen bin, auszuhalten, als dazu, täglich unsere Lage, die eignen Leiden und die unserer Freunde und Umgebungen zu ertragen. Dies ist eine ungeheure Last, und wenn mein Herz nicht durch so feste Bande an meinen Mann, an meine Kinder und an meine Freunde gekettet wäre, so würde ich wünschen, darunter zu erliegen. Aber ihr übrigen haltet mich noch aufrecht, ich bin dies Leben noch eurer Freundschaft schuldig. Ich dagegen bringe euch allen blos Unglück, und eure Leiden duldet ihr um meinetwillen." S. Gesch. Mariens Antoinettens von Montjoie.

(Der franz. Herausgeber.)

*) Die Königin kehrte den einen Abend sehr bewegt aus einer dieser Gesellschaften zurück. Ein englischer Lord, der an demselben Spieltische, woran die Königin saß, spielte, hatte nemlich mit vieler Ziererei einen ungeheuern Ring vorgewiesen, worin sich eine Haarlocke von Olivier Cromwell befand.

(Die Verfasserin.)

von Orleans, und der Thorheit der Franzosen, die eine völlige Umänderung ihrer Verfassung wünschten, zuschreiben müsse; aber sie suchte nichts desto weniger die Privatgesinnungen aller in Staatsämtern stehenden Personen kennen zu lernen.

Seit Anfang der Revolution erlaubte sich der General Luckner oft die heftigsten Ausfälle gegen sie. Da die Königin wußte, daß ich zuweilen eine Dame spräche, die seit langer Zeit mit dem General in sehr nahen Verhältnissen stand, so trug sie mir auf, daß ich auf diesem Wege doch ausforschen möchte, auf welche Privatveranlassung Luckners Haß gegen ihre Person sich gründe. Als er nun darüber gefragt wurde, antwortete er, der Marschal Segur habe ihn versichert, daß er ihn zum Befehlshaber eines Feldlagers vorgeschlagen, doch die Königin habe einen Strich durch seinen Namen gemacht, und dieser Strich liege ihm noch schwer auf der Seele. Die Königin befahl mir, diese Antwort selber dem Könige zu erzählen, und sagte dann zu diesem: »Sie sehen also, ob ich nicht Recht hatte, wenn ich Ihnen sagte, daß Ihre Minister, um sich bei der Ertheilung ihrer Gunstbezeigungen freien Spielraum zu verschaffen, selber die Franzosen überredeten, daß ich mich in Alles mische. Man machte nicht leicht in der Provinz einen Verkauf von Salz oder Tabak, ohne daß das Volk glaubte, es geschehe dies zum Vortheil eines meiner Begünstigten.« — »Dies ist sehr wahr, erwiederte der König, aber ich kann kaum glauben, daß der Marschall von Segur so etwas an Luckner gesagt haben kann; er wußte ja recht gut, daß sie sich niemals mit dem Geschäft der Gnadenbezeigungen befaßt haben. Dieser Luckner ist ein schlechter Mensch, und Segur dagegen ein braver und wackerer Mann, der eine solche Lüge nicht

gesagt haben kann. Indeß Sie haben Recht, und wegen einiger begünstigten Personen, denen Sie eine Versorgung geben ließen, hat man ungerechter Weise ausgesprengt, daß Sie alle Civil- und Militärposten vergäben."

Der sämmtliche Adel, der aus Paris etwa noch nicht fort war, machte es sich zur Pflicht, dem Könige in seinen Zimmern regelmäßig die Aufwartung zu machen, und das Zuströmen in den Palast der Tuilerien war bedeutend. Die Anhänglichkeit gab sich sogar durch äußere Zeichen kund. Die Frauen trugen nemlich übermäßig große Liliensträußer vorn am Kleide und auf dem Kopfe, zuweilen selbst Schleifen von weißem Bande, nnd es gab im Schauspiel oft zwischen dem Parterre und den Logen Lärm deshalb, daß man doch diesen Putz wegnehmen solle, den das Volk als ein gefährliches Abzeichen betrachtete. An allen Ecken von Paris verkaufte man Nationalkokarden, alle Schildwachen hielten diejenigen an, die keine dergleichen trugen, und die jüngere Welt machte sich ein Verdienst daraus, sich diesem Volksgesetz zu unterwerfen, welches selbst achtungswerth geworden war, seit der unglückliche Ludwig der Sechzehnte sich demselben gefügt hatte. Es erhoben sich damals ärgerliche Zänkereien, die den Geist der Empörung aufregten. Der König that deshalb Schritte bei der Nationalversammlung, in der Hofnung, die Ruhe zu erhalten; aber die Revolutionsmänner waren eben nicht geneigt, an seine Aufrichtigkeit zu glauben, und unglücklicherweise beförderten die Rojalisten diesen Unglauben, indem sie unaufhörlich wiederholten, daß der König nicht frei sey, daß alles, was er thue, null und nichtig sey, und ihn für die Zukunft nicht bände. Der Feuereifer ward bis zu dem Grade getrieben, daß es allen dem Könige wahrhaft ergebenen Personen nicht mehr

erlaubt war, die Sprache der Vernunft zu führen und mehr Zurückhaltung im Reden anzurathen. Man sprach und erörterte alles bei Tafel, ohne zu bedenken, daß alle aufwartenden Diener zur feindlichen Armee gehörten, und man kann sagen, daß bei der angegriffenen Parthei eben so viel Unbesonnenheit und Leichtsinn, als bei dem angreifenden Theile List, Kühnheit und Ausdauer zu finden war.

Sechzehntes Kapitel.

Vorfall mit Favras. — Sein Prozeß und sein Tod. — Man stellt unkluger Weise seine Kinder der Königin vor. — Es wird der Plan entworfen, die königliche Familie zu entführen. — Anekdote. — Seltsamer Brief der Kaiserin Katharina an Ludwig den Sechzehnten. — Die Königin will die Wiederherstellung des Throns nicht den Ausgewanderten verdanken. — Anekdote. — Tod des Kaiser Joseph des Zweiten. — Er schickt Maria Antoinetten Kupferstiche, welche Mönche und Nonnen vorstellen. — Erste Unterredung zwischen dem Hofe und Mirabeau. — Ludwig der Sechzehnte und seine Familie beziehen das Schloß zu Saint Cloud. — Neue Entweichungspläne. —

Im Februar des Jahres 1790 ward der Hof durch die Sache des unglücklichen Favras sehr beunruhigt. Dieser Privatmann hatte den Plan gefaßt, den König zu entführen, und eine sogenannte Contrerevolution zu bewirken *). Der Bruder des Königs hatte ihm, wahrscheinlich aus bloßem Wohlwollen, etwas Geld gegeben, und so hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er dadurch die Ausführung dieses Plans habe begünstigen wollen. Der Schritt, den der Bruder des Königs that, indem er sich nach dem Stadthause begab, um sich hierüber zu erklären, blieb der Königin unbekannt, doch mag wahrscheinlich der König davon Kenntniß gehabt haben. Als Herr von Favras in Untersuchung

*) Man vergleiche über diese Geschichte die Beilage K.
(Der franz. Herausgeber.)

gezogen wurde, verbarg mir die Königin nicht ihre Furcht, die sie in Hinsicht auf die letzten Geständnisse dieses Unglücklichen hegte.

Ich hatte eine zuverläßige Person nach dem Stadthause geschickt; diese meldete der Königin, der Verurtheilte habe verlangt, von der Notre Dame Kirche nach dem Stadthause geführt zu werden, um dort eine letzte Erklärung und Aufschlüsse zu seiner Rechtfertigung zu geben. Durch diese seine Aufschlüsse war indeß Niemand blosgestellt worden. Favras hatte seinen letzten Willen, nachdem er ihn niedergeschrieben, noch einmal verbessert, und war dann mit dem Muth und der Kaltblütigkeit eines Helden seiner Hinrichtung entgegen gegangen. Der Referent des Gerichts, der ihm sein Verdammungsurtheil vorlas, sagte ihm, sein Leben sey ein Opfer, welches er der öffentlichen Ruhe schuldig sey. Man versicherte damals, Favras sey als ein Opfer preisgegeben worden, um das Volk zufrieden zu stellen und den Baron von Besenval zu retten, der in den Gefängnissen der Abtei saß. *)

*) Die Biographie universelle (Th. XIV. S. 221.) giebt über ihn folgende Details:

"Thomas Mahy Markis von Favras, geboren zu Blois im Jahr 1745, nahm bei einem Musketierregiment Dienste, und machte mit diesem den Feldzug von 1761 mit. In der Folge ward er Kapitän und Regimentsadjutant im Regiment von Belsunce, dann Lieutenant in der Schweizergarde des Bruders Seiner Majestät. Im J. 1775 legte er diese Stelle nieder und gieng nach Wien, wo er seine Frau als die einzige und rechtmäßige Tochter des Fürsten von Anhalt-Schaumburg anerkennen ließ. Bei dem Aufstande gegeu den Erbstatthalter im J. 1787 kommandirte er in Holland eine

Am Sonntage nach der Hinrichtung kam Herr de la Villeurnoy zu mir, und meldete mir, daß er noch denselben

---

Legion. Bei seinem feurigen und mit Projecten angefüllten Kopfe unterließ er nicht, dergleichen überall und bei allen Gelegenheiten vorzuschlagen. Er hatte eine große Menge von Finanzplänen eingereicht, und bei Ausbruch der Revolution überreichte er einen über die zu ergreifende Politik, was ihn der revolutionären Parthei verdächtig machte. Es ist bekannt, daß bei der damaligen Ueberspannung der Gemüther die Rädelsführer blos jemanden bezeichnen durften, und er fiel dann ohne Rettung als Opfer der Volkswuth. Favras wurde im December des Jahres 1789 angeklagt, er führe etwas gegen die Revolution im Schilde, er habe bei Nacht Bewaffnete nach Paris einführen, die drei Hauptchefs der Verwaltung bei Seite schaffen, die königliche Garde angreifen, sich des Staatssiegels bemächtigen, und sogar den König und seine Familie nach Peronne entführen wollen. Nachdem er auf Befehl der Untersuchungskommission der Nationalversammlung verhaftet worden, wurde er nach dem Chatelet gebracht, wo er sich mit vieler Ruhe und Geistesgegenwart vertheidigte, und die von Morel, Turcati und Marquié gegen ihn erhobenen Anklagen mit Nachdruck zurückwies. Diese Zeugen erklärten, er habe ihnen einen Plan mitgetheilt, der durch 12000 Schweizer und 12000 Deutsche ausgeführt werden sollte, welche man zu Montargis versammeln und von da nach Paris führen wollte, um den König zu entführen und Bailly, La Fayette und Necker zu ermorden. Er leugnete die meisten dieser Thatsachen ab, und erklärte, daß die übrigen sich blos auf die Anwerbung eines Heerhaufens bezögen, um die in Brabant vorbereitete Revolution zu befördern. Da der Referent sich weigerte, dem Angeklagten den Namen des Angebers zu nennen, so beklagte sich Favras darüber bei der Nationalversammlung, die indeß zur Tagesordnung schritt. Sein Tod war offenbar unver-

Tag bei der öffentlichen Mittagstafel des Königs und der Königin die Wittwe Favras und ihren Sohn, beide in Trauer, vorstellen werde, und daß alle Rojalisten erwarteten, die Königin werde die Familie dieses Unglücklichen mit Wohlthaten überhäufen. Ich that alles, was ich konnte, um diesen Schritt zu hintertreiben. Ich sah voraus, welche Wirkung dies auf das gefühlvolle Herz der Königin machen, und welchen peinlichen Zwang ihr dies kosten würde, da sie während der Mittagstafel jedesmal den Befehlshaber des Pa=

---

meidlich geworden. Während der Dauer seines Prozesses hörte der Pöbel nicht auf, den Richtern zu drohen und zu rufen: "Auf den Laternenpfahl!" Es mußten sogar starke Abtheilungen von Truppen und Artillerie im Hofe des Chatelets schlagfertig aufgestellt werden. Die Richter, welche so eben den Herrn von Besenval in einer fast ähnlichen Sache freigesprochen hatten, fürchteten ohne Zweifel die Wirkungen dieser Wuth. Da die Richter sich geweigert haten, die Zeugen für seine Rechtfertigung anzuhören, verglich er sie mit dem Inquisitionstribunal. Die hauptsächlichste Beschwerde gegen ihn war ein Brief von einem gewissen Herrn von Foucault: "Wo sind Ihre Truppen? von welcher Seite her werden sie in Patis eindringen? ich wünschte dabei angestellt zu werden." Favras wurde verurtheilt, vor der Kathedralkirche schimpfliche Abbitte zu leisten und dann auf dem Greveplatz gehängt zu werden. Er hörte diesen Urtheilsspruch mit bewundrungswürdiger Ruhe an, und sagte dann zu seinen Richtern: "Ich beklage Sie sehr, wenn das Zeugniß zweier Menschen hinreicht, um jemanden zu verurtheilen." — Als der Referent ihm sagte: "Ich weiß Ihnen keinen Trost weiter zu geben als den, welchen die Religion Ihnen darbietet;" antwortete er mit edler Ruhe: "Mein größter Trost ist meine Unschuld." —

(Der franz. Herausgeber.)

riser Gardebataillons, den schrecklichen Santerre, hinter ihrem Stuhl hatte. Ich konnte dem Herrn de la Villeurnoy meine Gründe nicht begreiflich machen, und die Königin war bereits in der Messe, umgeben vom ganzen Hofe, so daß ich es ihr nicht einmal gut beibringen konnte.

Als die Mittagstafel vorbei war, hörte ich an die Thür meines Zimmers, die nach dem Korridor hinausgieng, anklopfen. Es war die Königin selber. Sie fragte mich, ob ich allein wäre; ich bejahte es. Sie warf sich dann auf einen Sessel und sagte zu mir, sie komme, um sich bei mir über die Unbesonnenheit der Ueberspannten von der königlichen Parthei recht ausweinen zu können. "Man muß wohl zu Grunde gehen, fuhr sie fort, wenn man von Leuten, die alle möglichen Talente mit allen möglichen Verbrechen vereinigen, angegriffen, und dagegen von Leuten vertheidigt wird, die bei einer achtungswerthen Gesinnung dennoch keine richtige Idee von unserer Lage haben. Sie haben mich in den Augen beider Partheien blosgestellt, indem sie mir die Wittwe und den Sohn von Favras vorstellten. Dürfte ich frei handeln, so würde ich den Sohn eines Mannes, der sich so eben für uns aufgeopfert hat, bei der Hand genommen und zwischen mich und den König an die Tafel gesetzt haben, aber umgeben von den Henkern, die so eben den Vater desselben umgebracht haben, wagte ich nicht einmal die Augen auf ihn zu richten. Die Rojalisten werden mich tadeln, daß ich für das arme Kind nicht mehr Theilnahme gezeigt, die Revolutionsmänner dagegen werden erbittert seyn bei dem Gedanken, daß man mir durch diese Vorstellung einen Gefallen zu erzeigen geglaubt habe." Indeß, fügte die Königin hinzu, sie kenne die Lage der Frau von Favras und wisse, daß sie hilfsbedürftig sey, und sie befahl mir daher, den fol-

genden Tag durch eine sichere Person einige Rollen von funfzig Louisdor ihr zu übersenden, und sie versichern zu lassen, daß sie stets für ihr und ihres Sohnes Schicksal Sorge tragen werde.

Die Königin wollte durch einen der Sache des Königs treu ergebenen Mann an die Prinzen, die sich damals zu Turin aufhielten, Briefe senden. Sie richtete ihr Augenmerk auf einen Offizier, der ein Ludwigsritter und mit der Familie Campan sehr nahe verwandt war, und von dem sie mich oft hatte mit Lobe sprechen hören. Ich schwankte keinen Augenblick zwischen dem Vergnügen, einen meiner Freunde mit einem solchen Auftrage beehrt zu sehen, und der Furcht, diesen Auftrag in die Hände eines Mannes kommen zu lassen, den ich zu meinem Leidwesen von den verderblichen Ansichten der damaligen Zeit ergriffen sah. Ich sagte es der Königin und bat sie, eine andere Wahl zu treffen. Die Königin wußte mir für diese Aufrichtigkeit vielen Dank, und der Auftrag wurde nun Herrn von J... übergeben, der seitdem niemals aufgehört hat, mit der tiefsten Verschwiegenheit und der größten Umsicht den lebendigsten Eifer zu verbinden.

Im folgenden Monat März hatte ich Gelegenheit, die eigentliche Gesinnung des Königs in Hinsicht der ihm vorgeschlagenen Entweichungspläne zu erfahren. Eines Abends gegen zehn Uhr kam der Graf von Inisdal, ein Deputirter des Adelstandes, und bat mich um eine Privatunterredung, weil er mir eine Sache von Wichtigkeit mitzutheilen habe. Er meldete mir dann, daß man noch in dieser Nacht den König entführen werde, daß die Abtheilung der Nationalgarde, welche diesen Tag von Aumont kommandirt wurde, gewonnen sey, daß in gehörigen Entfernungen von guten Royalisten Pferde zum Wechseln in Bereitschaft gehalten

würden, daß er so eben aus einer Versammlung von Adeligen komme, die sich zur Ausführung dieses Plans vereinigt habe, und daß man ihn zu mir schicke, damit ich noch vor Mitternacht vermittelst der Königin eine bestimmte Einwilligung von Seiten des Königs bewirkte, daß der König von ihrem Plane zwar Kenntniß habe, sich aber nie darüber auf eine bestimmte Weise habe erklären wollen, daß er aber jetzt im Augenblick der Ausführung durchaus seine Einwilligung dazu geben müsse. Ich erinnere mich noch, daß es der Graf von Inisdal sehr übel nahm, als ich ihm mein Erstaunen darüber bezeigte, daß der Adel in dem Augenblick, wo ein Plan von solcher Wichtigkeit auszuführen sey, sich an mich, die erste Kammerfrau der Königin, wende, um eine Einwilligung zu erlangen, die ja doch wohl dem ganzen Entwurfe hätte vorher gehen müssen. Ich sagte ihm ferner, daß es mir in diesem Augenblick unmöglich sey, zur Königin hinunter zu gehen, ohne daß meine Erscheinung die Aufmerksamkeit der Vorzimmer erregte, daß der König mit der Königin und seiner Familie so eben im Spiel begriffen sey, und daß ich in diesen Familienkreis nur, wenn ich gerufen würde, kommen dürfe. Indeß fügte ich hinzu, daß Herr von Campan diese Art von Zutritt habe, und daß, wenn er sich diesem entdecken wolle, er auf ihn rechnen könne. Mein Schwiegervater, dem der Graf von Inisdal dasselbe wiederholte, was er mir gesagt hatte, nahm diesen Auftrag über sich und gieng zur Königin. Der König spielte mit der Königin, seinem Bruder und dessen Gemahlin Whist; die Prinzessin Elisabeth kniete neben der Tafel auf einer Voyeuse. Herr von Campan erzählte der Königin, was bei mir vorgefallen sey. Alles schwieg. Da nahm die Königin endlich das Wort und sagte zum Könige: "Ha-

ben Sie wohl gehört, was Herr von Campan Ihnen so eben erzählt hat?" — "O ja, ich höre wohl," erwiederte der König, und fuhr im Spiel fort. Der Bruder des Königs, welcher sehr häufig in seine Gespräche Stellen aus Lustspielen zu verweben pflegte, sagte zu meinem Schwiegervater: "Herr von Campan, wiederholen Sie uns doch, "wenn's beliebt, dies artige Liedchen;" und drang in den König, zu antworten. Endlich sagte die Königin: "Man muß denn doch Herrn von Campan irgend etwas sagen." Hierauf richtete der König an meinen Schwiegervater die Worte: "Sagen Sie dem Grafen von Inisdal, ich könne in meine Entführung nicht willigen." Die Königin bestand darauf, daß Herr von Campan diese Antwort nur ja wörtlich ausrichten möchte: "Sie verstehen doch, fügte sie hinzu, der König kann in seine Einführung nicht willigen." Der Graf von Inisdal war über die Antwort des Königs sehr unzufrieden, und sagte beim Weggehen: "Ich verstehe schon, er will im voraus alle Schuld auf diejenigen werfen, die sich aufopfern werden." Er gieng fort, und ich dachte, der Plan sey aufgegeben. Indeß die Königin blieb bis Mitternacht mit mir allein, um ihre Schatullen in Ordnung zu bringen, und befahl mir, nicht schlafen zu gehen. Sie dachte, daß man sich die Antwort des Königs als eine stillschweigende Einwilligung auslegen und blos als eine Verweigerung der Theilnahme an dem Unternehmen betrachten werde. Ich weiß nicht, was in den Zimmern des Königs diese Nacht über vorgieng; ich blickte von Zeit zu Zeit nach den Fenstern, ich sah den Garten frei, hörte im Schlosse kein Geräusch, und so bestätigte mich denn der anbrechende Tag in dem Gedanken, daß man den Plan aufgegeben habe. "Man wird doch wohl noch die Flucht ergreifen müssen, sagte

mir kurze Zeit darauf die Königin; man weiß nicht, wie weit die Aufrührer gehen werden. Die Gefahr steigt mit jedem Tage." *) Sie empfieng von allen Seiten Rathschläge und Denkschriften. Rivarol überreichte mehrere, die ich ihr vorlas. Es war darin viel Verstand entwickelt, aber die Königin fand, daß darin nichts für ihre Lage wesentlich nützliches enthalten sey. Der Graf von Moustier übergab ebenfalls Denkschriften und Pläne, wie man sich verhalten müsse. Ich erinnere mich noch, daß er in einer dieser Schriften zum

---

*) Wenn die folgende Anekdote nicht wahr ist, so ist sie nach dem Obigen wenigstens wahrscheinlich.

"Da die Gährung vom 13. April 1790, welche durch die heftigen Debatten über den unklugen Vorschlag des Dom Gerle an die Nationalversammlung veranlaßt worden war, die Besorgniß erweckt hatte, daß die Feinde des Vaterlands den König aus der Mitte der Hauptstadt entführen wollten, so versprach Herr von La Fayette gute Wache zu halten, und sagte zu Ludwig dem Sechzehnten, daß, wenn er an den Misvergnügten irgend beunruhigende Gesinnungen bemerken sollte, er ihn durch einen Kanonenschuß von der Batterie Heinrichs des Vierten am Pont Neuf davon benachrichtigen würde. Dieselbe Nacht hörte man einige blinde Flintenschüße von der Terrasse der Tuilerien fallen. Der König, den diese Schüsse täuschten, eilte zur Königin, fand sie aber nicht in ihrem Zimmer; er eilte also von da in das Zimmer des Dauphin, und fand diesen in den Armen der Königin. "Ach, sagte der König zu ihr, ich suche Sie, und habe großen Kummer um Sie gehabt." Die Königin antwortete ihm, indem sie ihm ihren Sohn zeigte: "Ich war hier auf meinem Posten." — Eine Aeußerung, die der mütterlichen Gesinnungen der Königin höchst würdig ist." S. Anekdoten aus der Regierung Ludwigs des Sechzehnten.

(Der franz. Herausgeber.)

Könige sagte: "Lesen, Ew. Majestät, noch einmal den Telemach durch, dieses Buch, welches Ihnen in Ihrer Kindheit so viel Vergnügen gemacht hat, und Sie werden darin die ersten Keime dieser Grundsätze finden, die, von Feuerköpfen übel angewendet, die gegenwärtige Explosion herbeiführen." Ich habe eine so große Menge dieser Denkschriften gelesen, daß es mir nicht möglich ist, ihren Inhalt treu anzugeben, und ich will überhaupt in diesem Buche nur die Vorfälle aufzeichnen, wovon ich selber Augenzeuge gewesen, oder die Aeußerungen, deren Ton ungeachtet der Länge der Zeit noch in meinen Ohren gewissermaßen nachhallt.

Der Graf von Segur wurde nach seiner Rückkunft aus Rußland einige Zeit von der Königin in Geschäften gebraucht und hatte damals einigen Einfluß auf sie; aber dies dauerte nicht lange. Der Graf August von La Mark gab sich ebenfalls dem Könige zu nützlichen Verhandlungen mit den Partheiführern hin. Auch der Erzbischof von Toulouse, Herr von Fontanges, besaß das Vertrauen der Königin; aber nichts von alle dem, was im Kabinet gethan wurde, konnte befriedigende Resultate herbeiführen. Selbst die Kaiserin Katharina die Zweite ließ der Königin ihre Ansichten über die Lage Ludwigs des Sechzehnten zukommen, und die Königin ließ mich einige von der Kaiserin eigenhändig geschriebene Zeilen lesen, die sich mit den Worten endigten: "Die Könige müssen ihren Gang verfolgen, ohne sich um das Geschrei der Völker zu kümmern, so wie der Mond seinen Lauf verfolgt, ohne sich durch das Bellen der Hunde anfechten zu lassen." Ich mag diese Maxime der despotischen Beherrscherin Rußlands nicht weiter untersuchen, aber sie war wenig anwendbar auf die Lage eines gefangen gehaltenen Königs.

Alle diese Privatratschläge von auswärts und von innen her führten keine Entscheidung herbei, die dem Hofe Vortheil gebracht hätte. Indeß die Revolutionsparthei verfolgte ihr kühnes Unternehmen mit festem Schritt und ohne Widerstand zu finden. Die Rathschläge von auswärts, sowohl von Koblenz als von Wien, hatten auf die Mitglieder der königlichen Familie einen sehr verschiedenartigen Einfluß, auch waren die Kabinette selber nicht von einerlei Ansicht. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, aus dem, was die Königin gegen mich äußerte, abzunehmen, daß sie dachte, wenn man die ganze Ehre der Wiederherstellung der Ordnung der Koblenzer Parthei überließe, so würde Ludwig der Sechzehnte bei der Rückkehr der Ausgewanderten unter Vormundschaft gesetzt werden, was ihre eigenen Leiden dann noch vermehren würde. Oft sagte sie mir: "Wenn es den Ausgewanderten glücken sollte, so werden sie lange Zeit hindurch uns Gesetze vorschreiben, und es wird unmöglich seyn, ihnen irgend etwas abzuschlagen. Das hieße eine zu große Verbindlichkeit mit ihnen eingehen, wenn man ihnen die Krone verdanken müßte." Es schien mir immer, als wünschte sie, daß ihre Familie durch uneigennützige Dienstleistungen dem Verdienst der Ausgewanderten das Gleichgewicht halten möchte. Sie fürchtete Herrn von Calonne, und zwar mit vollem Recht. Sie hatte Beweise, daß dieser Minister ihr grausamster Feind geworden war, und daß er, um ihren Character anzuschwärzen, sich der niedrigsten und strafbarsten Mittel bediente. Ich kann es bezeugen, daß ich in den Händen der Königin eine Handschrift der schändlichen Memoiren der Frau von Lamotte gesehen habe, die ihr aus London mitgebracht worden war, und die an allen den Stellen, wo diese Nichtswürdige aus völliger

Unbekanntschaft mit den Hofgebräuchen die gröbsten Fehler begangen hatte, von Herrn von Calonne eigenhändig verbessert war.

Die beiden Gardisten des Königs, die an der Thür Seiner Majestät am 6. October verwundet worden, waren Herr von Repaire und Herr von Miomandre de Sainte Marie; der letztere hatte in jener Unglücksnacht des 6. Octobers den Posten des ersten eingenommen, als dieser ihn zu verlassen genöthigt war.

Herr von Miomandre hatte sich zu Paris an einen andern Gardisten, Namens Bernard angeschlossen, der an demselben Tage in einem andern Theile des Schlosses einen Flintenschuß von den Räubern empfangen hatte. Beide Offiziere, die im Krankenhause zu Versailles *) zusammen verpflegt und geheilt worden waren, waren von einander

*) Eine große Anzahl der am 6. October verwundeten Leibgardisten hatte sich in das Krankenhaus zu Versailles begeben. Die Geistesgegenwart des Oberchirurgus dieses Krankenhauses, des Herrn von Voisin, rettete ihnen das Leben. Das Raubgesindel wollte nemlich in das Krankenhaus eindringen und sie darin umbringen. Herr Voisin eilt nach dem Eingangszimmer, ladet sie ein, sich zu erfrischen, läßt Wein bringen, und findet ein Mittel, der Oberin der barmherzigen Schwestern zu sagen, sie möchte die Gardisten in den Saal bringen lassen, der für die Armen bestimmt sey, und sie mit den Mützen und Mänteln, die in der Anstalt vorräthig wären, bekleiden lassen. Die gutherzigen Schwestern vollzogen diesen Befehl mit einer solchen Schnelligkeit, daß, während die Mörder sich den Wein schmecken ließen, die Gardisten in einen andern Saal geschaft, als Arme gekleidet und ihre Lagerstätten wieder aufgestellt wurden. Jene durchliefen hierauf alle Säle, glaubten aber blos arme Kranke darin zu sehen. So wurden die Gardisten gerettet. (Die Verfasserin.)

unzertrennlich. Man erkannte sie im Palais Royal wieder und beschimpfte sie. Die Königin hielt es für nöthig, daß sie Paris verlassen möchten. Sie sagte mir daher, ich möchte Herrn von Miomandre von Sainte Marie schriftlich einladen, mich um acht Uhr Abends zu besuchen, und möchte ihm dann den Wunsch der Königin, ihn in Sicherheit zu sehen, mittheilen, zugleich befahl sie mir, wenn die Abreise von ihm beschlossen seyn würde, ihm ihre Schatulle zu öfnen und ihm in ihrem Namen zu sagen, ein Dienst, wie der seinige, lasse sich freilich nicht mit Golde bezahlen, und sie könne blos für die Zukunft hoffen, einst so glücklich zu seyn, ihn nach Verdienst belohnen zu können; indeß böte ja doch eine Schwester einem Bruder, der sich in der Lage befände, wie die seinige jetzt sey, wohl Geld an, und sie bäte ihn daher, so viel anzunehmen als nöthig sey, um seine Schulden in Paris und die Reisekosten zu bestreiten. Auch befahl sie mir, ihm zu sagen, daß er doch seinen Freund Bernard mitbringen möchte, und ich sollte dann diesem dasselbe Anerbieten machen.

Die beiden Gardisten kamen zur bestimmten Stunde und nahmen jeder, wie mich dünkt, hundert oder zweihundert Louisd'or an. Im Augenblick darauf trat die Königin in Begleitung des Königs und der Prinzessin Elisabeth in mein Zimmer. Der König stellte sich mit dem Rücken gegen das Kamin, die Königin setzte sich auf einen Lehnstuhl, die Prinzessin Elisabeth neben sie; ich nahm hinter der Königin Platz, und die beiden Gardisten blieben dem Könige gegen über stehn. Die Königin sagte ihnen, der König habe noch vor ihrer Abreise gern die beiden braven Männer sehen wollen, die ihm so große Beweise von Muth und Anhänglichkeit gegeben. Miomandre nahm das Wort, und sagte alles

das, was eine so rührende und ehrenvolle Anrede ihm nur irgend eingeben konnte. Die Prinzessin Elisabeth sprach von der tiefen Theilnahme des Königs. Hierauf nahm die Königin von neuem das Wort, und drang auf ihre baldige Abreise. Der König schwieg; doch war er sichtbar bewegt, und Thränen der Rührung traten in seine Augen. Die Königin stand jetzt auf; der König gieng aus dem Zimmer fort, die Prinzessin Elisabeth folgte ihm. Die Königin blieb etwas zurück und sagte mir beiseite am Fenster: »Es thut mir leid, den König erst hierher geführt zu haben, und ich weiß gewiß, Elisabeth denkt gerade so. Hätte der König diesen wackern Männern den vierten Theil von dem gesagt, was er innerlich für sie fühlt, so würden sie darüber entzückt gewesen seyn; aber er kann seine Schüchternheit nun einmal nicht überwinden.«

Der Kaiser Joseph war so eben gestorben. Die Betrübniß der Königin war nur mäßig. Dieser Bruder, auf den sie einst so stolz gewesen war, den sie so zärtlich geliebt hatte, hatte wahrscheinlich einen großen Theil ihrer Zuneigung verloren. Sie machte ihm bisweilen, obwohl mit vieler Schonung, den Vorwurf, daß er mehrere von den Grundsätzen der Zeitphilosophie angenommen, und vielleicht wußte sie, daß er unsere Unruhen mehr als Deutscher Kaiser, denn als Bruder der Königin von Frankreich betrachtete. *)

---

*) Der Kaiser Joseph hatte der Königin einen Kupferstich zugeschickt, worauf Nonnen und Mönche ohne Kutte vorgestellt waren. Die ersteren probirten die neuesten Moden an, die letzteren ließen sich frisiren. Dieser Kupferstich blieb beständig in einem Kabinet unaufgehangen. Endlich sagte mir die

Mirabeau hatte noch nicht die Hoffnung aufgegeben, sich zur letzten Stütze des unterdrückten Hofes zu machen,

---

Königin, ich möchte ihn wegschaffen lassen; es würde ihr leid thun, zu sehen, wie viel Einfluß die Philosophen auf den Verstand und die Handlungen ihres Bruders hätten.
(Die Verfasserin.)

Die Jesuiten und die Mönche haben keinen entschiedeneren und furchtbareren Feind gehabt, als Joseph den Zweiten. Man wird aus mehreren Briefen, die wir in der Beilage L. mittheilen, den Haß abnehmen können, den er gegen die ersteren hegte. Was die Mönche betrift, so werden die folgenden, aus der Correspondenz dieses Fürsten (S. Ungedruckte Briefe des Kaiser Josephs des Zweiten, Paris 1822.) entlehnten Stellen als Erklärung zu dem Kupferstich, den er der Königin geschickt hatte, dienen können.

"Das Mönchswesen hat in Oesterreich einen unerträglichen Grad erreicht, und die Zahl der Stifter und Klöster hat sich bis zum Uebermaß vermehrt. Bisher haben die Mönche, indem sie sich — ich weiß nicht hinter welche Regel oder Gesetze — versteckten, sich dem Einfluß der Regierung zu entziehen gewußt, die nur sehr wenige Rechte über ihre Person hatte; und dennoch sind sie die unnützesten so wie die gefährlichsten Unterthanen eines Staats. Denn sie suchen sich der Befolgung der bürgerlichen Gesetze zu entziehen und wenden sich bei jeder Gelegenheit an den Pontifex maximus in Rom.

Mein Staatsminister, der Baron Kusel, der aufgeklärte van Swieten, der Prälat Rautenstrauch, und mehrere andere verdienstvolle Männer, werden eine Commission bilden, die ich mit der Aufhebung der überflüßigen Klöster beauftragt habe, und ich hoffe von ihrem Eifer für die gute Sache und von ihrer Ergebenheit für mein Haus alle die treuen Dienste, die sie nur irgend dem Vaterlande zu leisten im Stande sind.

und ich erinnere mich, daß damals bereits gewisse Mittheilungen zwischen ihm und der Königin stattfanden.

Wenn ich dem Mönchswesen die Maske abgenommen und den beschaulichen Mönch in einen gewerbfleißigen Bürger verwandelt haben werde, dann wird, hoff' ich, mehr als einer dieser widerspenstigen Sclaven über meine Reformen ganz anders urtheilen.

Mein Unternehmen ist nicht leicht. Es wird keine Kleinigkeit seyn, diese Armee von Mönchen aufzulösen, und aus diesen Fakirs, vor deren geschorener Platte der Pöbel sich ehrfurchtsvoll niederwirft, und die über die Gemüther des Volks eine größere Herrschaft, als alles andere auf der Welt, zu erlangen gewußt haben, wieder Menschen zu machen." —

An den Kardinal Herzan, k. k. Gesandten zu Rom.

"Mein Herr Kardinal,"

"Seitdem ich das erste Diadem der Welt trage, ist die Philosophie die beständige Richtschnur meiner Handlungen gewesen. Oesterreich muß eine neue Gestalt annehmen. Die Macht der Ulema's wird eingeschränkt werden, und die Rechte des Fürsten werden ihren ehemaligen Glanz wieder erhalten. Es ist unumgänglich nöthig, daß ich aus dem Gebiet der Religion gewisse Dinge aussondere, die niemals hätten da hinein gezogen werden sollen.

Da ich den Aberglauben und die Sadducäer verabscheue, so will ich mein Volk davon befreien. Zu diesem Zweck werde ich die Mönche vertreiben, ihre Klöster aufheben, und sie den Bischöfen ihrer Diöcesen unterwerfen. Sie werden mich freilich in Rom verklagen, als hätte ich einen Eingriff in die göttlichen Rechte gethan, sie werden schreien, daß der Ruhm Israels dahin ist. Man wird mir vorwerfen, ich hätte dem Volke die Kanzel entzogen und eine Grenzlinie zwischen den Glaubenslehren der Kirche und den Ideen der Philosophie ziehen wollen; aber man wird noch erbitterter

Es handelte sich darum, ihm eine Ministerstelle zu geben. Dies ward ruchtbar, und ungefähr um dieselbe Zeit dekre-

---

darüber seyn, daß ich eine Reform unternommen, ohne vorhergegangene Bevollmächtigung von Seiten der Diener Gottes.

Das ist es eben, was den Verfall des menschlichen Geistes herbeigeführt hat. Nie wird ein Diener des Altars leiden wollen, daß der Landesfürst ihn auf den Platz stellt, der ihm zukommt, und ihm blos das Evangelium als Eigenthum läßt. Ist es nicht in ihren Augen eine wahre Gotteslästerung, wenn man durch Gesetze es zu hindern sucht, daß die Söhne Levi's aus dem menschlichen Verstande ein Monopol machen?

Das Prinzip des Mönchswesens war zu allen Zeiten, von dem Pater Pachomius bis auf unsere Tage, mit der gesunden Vernunft in geradem Widerspruch. Von der Hochachtung gegen die Ordensstifter gieng man zu ihrer Anbetung über, und zwar bis zu dem Grade, daß wir die Zeit wiederkehren sahen, wo die Israeliten nach Bethel zogen, um die goldenen Kälber anzubeten.

Diese falschen Grundsätze verbreiteten sich unter dem Pöbel, welcher Gott nicht mehr kannte, und alles von seinen Heiligen hoffte.

Der Einfluß der Bischöfe, den ich wieder herstellen werde, hat hauptsächlich zum Zweck, diesen Irrthum des Volks zu zerstören. Künftig soll allein das Evangelium gepredigt werden, und zwar durch Weltgeistliche, nicht durch Mönche, die blos die Träumereien überspannter Köpfe in Umlauf setzen.

Ich werde Sorge tragen, daß das neue Gebäude, welches ich aufführen will, dauerhaft sey. Die Generalseminarien werden Pflanzschulen seyn, worin sich verständige Geistliche bilden werden; die Pfarrer, die daraus hervorgehen, wer-

tirte die Nationalversammlung, daß kein Deputirter die Stelle eines königlichen Ministers übernehmen dürfe, außer zwei Jahre darauf, wenn er seine Geschäfte als Mitglied der Versammlung vollendet haben würde. Ich weiß, daß die Königin über diesen Beschluß sehr traurig und der Meinung war, daß dadurch dem Hofe ein mächtiges Hülfsmittel entzogen worden sey.

Der Aufenthalt in den Tuilerien, der im Sommer nicht angenehm ist, erweckte in der Königin den Wunsch, nach Saint Cloud zu gehen. Diese Reise wurde ohne Hindernisse beschlossen; die Pariser Nationalgarde folgte dem Hofe dahin. Damals wurden neue Pläne zur Flucht eingereicht; ihre Ausführung wäre damals etwas sehr leichtes gewesen. Der König hatte es dahin gebracht, daß er ohne Garden und blos in Begleitung eines Adjutanten des Herrn von La Fayette ausgehen konnte. Die Königin hatte ebenfalls, so wie der Dauphin, blos einen von ihrer Dienerschaft bei sich. Der König und die Königin fuhren oft Nachmittags um vier Uhr aus, und kehrten erst um acht oder neun Uhr des Abends zurück.

---

den den Geist der Aufklärung in der Welt verbreiten und ihn durch weisen Unterricht dem Volke mittheilen.

So wird es denn endlich nach langen Jahrhunderten des Irrthums wieder wahre Christen geben, die, wenn mein Plan gelingt, ihre Pflichten gegen Gott, gegen das Vaterland und ihren Nächsten kennen werden. Unsere Enkel werden uns segnen, daß wir sie von der Tyrannei Roms befreit und die Priester zu ihrer Pflicht zurückgeführt haben, indem wir ihr jenseitiges Leben dem lieben Gott, ihr gegenwärtiges aber dem Vaterlande anheimstellten."

(Der franz. Herausg.)

Ich gebe hier einen dieser Reiseentwürfe, den die Königin mir mittheilte, und dessen Ausführung unfehlbar schien. Die königliche Familie sollte sich in einen, vier Lieues von Saint Cloud entfernten, Wald begeben. Zuverläßige Personen sollten den König begleiten, der überdies immer seine Stallmeister und Pagen bei sich hatte. Die Königin sollte mit ihrer Tochter und der Prinzessin Elisabeth nachkommen. Diese Prinzessinnen hatten, so wie die Königin, Stallmeister und Pagen, deren Treue unverdächtig war. Der Dauphin wäre dann seinerseits mit Frau von Tourzel am bestimmten Orte eingetroffen. Eine große Berline und eine Chaise wären für die ganze Familie hinlänglich gewesen. Die Adjutanten hätte man dann gewinnen oder zwingen können. Der König sollte auf seinem Schreibtisch zu Saint Cloud einen Brief an den Präsidenten der Nationalversammlung zurücklassen. Die Dienerschaft des Königs und der Königin würde ohne die mindeste Unruhe bis um neun Uhr Abends gewartet haben, weil die königliche Familie oft erst um diese Zeit heimkehrte. Der Brief konnte höchstens erst gegen zehn Uhr nach Paris abgefertigt werden. Die Nationalversammlung war um diese Stunde aber nicht mehr beisammen; man hätte den Präsidenten in seinem oder in einem andern Hause erst aufsuchen müssen, und so wäre Mitternacht herangekommen, ehe man die Nationalversammlung zusammenberufen und Couriere abgeschickt hätte, um die königliche Familie anzuhalten, die überdies einen Vorsprung von sechs bis sieben Stunden gehabt hätte; auch reiste man damals noch in Frankreich ohne alle Schwierigkeit. Die Königin hatte diesen Plan gebilligt, aber ich wagte nicht, sie darum zu fragen, und ich dachte

selbst, daß, wenn er zur Ausführung käme, sie mich darüber in Unwissenheit lassen würde. An einem Juniusabend um neun Uhr giengen die Leute des Schlosses, da sie den König nicht zurückkehren sahen, unruhig in den Höfen auf und nieder. Ich glaubte an die Abreise, und wagte in der Unruhe meiner Wünsche kaum zu athmen, als ich auf einmal Wagengeroll hörte.*) Ich gestand der Königin, daß ich geglaubt hätte, sie sey schon fort; sie sagte mir indeß, man müsse vorerst warten, bis die Prinzessinnen aus Frankreich fort seyn würden, und dann se-

*) Bei der Rückkehr von einer Reise nach Saint Cloud schrieb der König an die Herzogin von Polignac:

"Ich komme so eben vom Lande zurück. Die Luft hat uns recht gut gethan; aber wie verändert erschien uns der ganze Aufenthalt! Wie öde war der Frühstücksaal! Keiner von Ihnen war da. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir uns noch einmal alle da zusammenfinden werden; aber wenn? — Ich weiß es nicht. Wie viel werden wir uns da zu sagen haben! Die Gesundheit Ihrer Freundin hält sich noch, trotz allen Bekümmernissen, die sie drücken. Leben Sie wohl, Frau Herzogin! Sprechen Sie mit Ihrem Manne und allen Ihren Umgebungen von mir. Sagen Sie nur, daß ich erst dann wieder glücklich seyn würde, wenn ich mich mit allen meinen ehemaligen Freunden wieder zusammen finden würde."

Je mehr die Nationalversammlung — fügt Montjoie, der diesen Brief mittheilt, hinzu — in ihren Arbeiten vorschritt, desto unglücklicher fühlte sich die Königin. Den Beweis davon geben die folgenden Zeilen aus einem andern Handschreiben Ludwigs des Sechzehnten an die Herzogin von Polignac:

"Seit achtzehn Monaten giebt es hier nichts als Trauriges zu sehen und zu hören. Man wird dadurch, wenn auch nicht in üble Laune versetzt, doch bekümmert und betrübt darüber,

hen, ob dieser Plan mit denen von auswärts in Uebereinstimmung zu bringen sey.

daß man überall Widerspruch findet, und sogar falsch beurtheilt wird."

In einem früheren Briefe des Königs an die Herzogin heißt es:

"Ihre Freundin fühlt sich unglücklich und wird sehr falsch beurtheilt; aber ich schmeichle mir, daß man ihr einst Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Indeß die Bösen sind sehr thätig, und man glaubt ihnen mehr als den Guten; Sie haben an sich den besten Beweis hievon." S. Geschichte Mariens Antoinettens von Montjoie. S. 262.

(Der franz. Herausgeber.)

Siebzehntes Kapitel.

Erste Föderation. — Versuch, die Königin zu ermorden. — Zweiter Plan, sie zu vergiften. — Merkwürdige Aeußerung derselben. — Rührende Scene. — Der König dictirt der Frau von Campan um Mitternacht im Saale des Ministerrathes den Bericht über den Vorfall zu Nancy. — Frau von Campan wird Gegenstand verleumderischer Angebungen. — Die Königin giebt ihr Beweise von Vertrauen. — Zusammenkunft der Königin mit Mirabeau in dem Garten von Saint Cloud. — Er tritt mit dem Hofe in Unterhandlungen. — Spöttereien der revolutionären Parthei. — Dem Dauphin werden Steine von der Bastille überreicht. — Die Abneigung der Königin gegen Herrn von La Fayette nimmt zu. — Plan der Prinzen, über Lyon nach Frankreich zurückzukehren. — Unklugheit der Anhänger der Königin. — Anekdote von Herrn von La Fayette. — Abreise der Prinzessinnen. — Mirabeau's Tod.

Am 14. Julius, an dem Jahrestage der Eroberung der Bastille, begab man sich zur ersten sogenannten "Föderation" nach Paris. Welch ein ungeheurer Zusammenfluß von 400,000 Menschen, unter denen es vielleicht nicht zweihundert gab, die nicht geglaubt hätten, daß der König sein Glück und seinen Ruhm in der eingeführten Ordnung der Dinge finde! Die Liebe, die man allgemein — mit Ausnahme derer, die auf seinen Sturz dachten — für ihn hegte, zeigte sich in den Gemüthern der Franzosen aus den Provinzen noch in ihrer ganzen Kraft; aber, wenn ich von denen, die ich zu sprechen Gelegenheit hatte, weiter schließen darf, so war es völlig unmöglich, sie aufzuklären und aus ihrer Täuschung herauszuversetzen. Sie liebten den König eben

so sehr als die Konstitution, und die Konstitution eben so sehr als den König, und man konnte in ihrem Verstande und Herzen eines von dem andern nicht trennen.

Der Hof kehrte nach der Föderation nach Saint Cloud zurück. Ein Bösewicht, Namens Rotondo, schlich sich da in der Absicht ein, die Königin zu ermorden. Es ist bekannt, daß er bis in den inneren Garten eingedrungen war, und daß der Regen glücklicher Weise die Königin hinderte, an diesem Tage auszugehen. Herr von La Fayette, der von diesem Komplott Nachricht erhalten hatte, erließ an alle Schildwachen die strengsten Befehle, und im ganzen Schlosse ward auf seinen Befehl eine genaue Bezeichnung der Figur und Person dieses Ungeheuers bekannt gemacht. Wie es kam, daß derselbe dennoch der Strafe entgieng, weiß ich nicht. Eine Gegenpolizei, die unmittelbar unter dem Könige stand, entdeckte zugleich, daß ein Plan angesponnen werde, um die Königin zu vergiften. Sie sprach darüber mit mir und ihrem ersten Arzte, Herrn Vicq d'Azyr, aber ohne die mindeste Gemüthsbewegung. Indeß dachten wir, er so wie ich, auf Vorsichtsmaßregeln. Er verließ sich auf die außerordentliche Mäßigkeit der Königin; indeß rieth er mir doch, immer eine Flasche süßes Mandelöl, das von Zeit zu Zeit durch frisches ersetzt werden müßte, bei der Hand zu haben, da solches Oel nebst Milch bekanntlich das sicherste Gegengift gegen alle ätzende Gifte sey. Die Königin hatte eine Gewohnheit, die Herrn Vicq d'Azyr ganz besonders viel Unruhe machte. Auf der Commode in ihrem Zimmer stand immer fein zerstoßener Zucker, und oft, wenn sie trinken wollte, schüttete sie, ohne jemanden weiter zu rufen, einige Löffel davon in ein Glas Wasser. Wir verabredeten uns daher, daß ich einen bedeutenden Vorrath von Zucker

auf meinem Zimmer reiben lassen und stets einige Düten davon in meinem Arbeitsbeutel bei mir haben sollte, um, so oft ich im Zimmer Ihrer Majestät allein wäre, drei bis viermal des Tages die Zuckerbüchse ausschütten und sie mit frischem Zucker anfüllen zu können. Wir wußten, die Königin würde jede Vorsichtsmaßregel der Art gehindert haben, aber aus welchem Grunde, wußten wir nicht. Eines Tages überraschte sie mich, wie ich eben den besprochenen Umtausch vornahm, und sagte mir, sie merke wohl, daß dies eine zwischen mir und Herrn Vicq d'Azyr verabredete Maßregel sey, allein ich gäbe mir eine vergebliche Mühe. »Geben Sie Acht, fügte sie hinzu, man wird auch nicht ein Körnchen Gift gegen mich anwenden. Die Zeiten der Brinvilliers sind nicht mehr; heutzutage hat man die Verleumdung, die weit wirksamer ist, um jemanden zu tödten, und durch sie wird man auch mich ins Grab bringen.«

Während so traurige Nachrichten und so verbrecherische Anschläge das Gemüth der unglücklichen Fürstin betrübt und niedergeschlagen machten, gab man ihr anderseits oft die aufrichtigsten Beweise von Anhänglichkeit an ihre Person und an die Sache des Königs, die sie wieder in die süßesten Täuschungen einwiegten oder ihr den rührenden Anblick von Thränen zeigten, die um ihrer Leiden willen flossen. Eines Tages war ich während dieses Aufenthalts zu Saint Cloud Zeuge einer sehr rührenden Scene, die wir indeß nicht weiter bekannt werden ließen. Es war Nachmittags um vier Uhr, die Wache war noch nicht aufgezogen, und es war diesen Tag fast niemand weiter in Saint Cloud; ich las der Königin etwas vor, welche in einem ihrer Zimmer, aus welchem ein Balcon nach dem Hofe hinaus gieng, an ihrem Stickrahmen arbeitete. Die Fenster waren zu, gleich-

wohl hörten wir ein dumpfes Geräusch wie von vielen Stimmen, die aber nur ein unvernehmliches Gemurmel von sich gaben. Die Königin sagte mir, ich möchte doch gehen und sehen, was es gäbe. Ich zog den Musselinvorhang auf, und erblickte unter dem Balcon mehr als funfzig Personen. Dieser Menschenkreis bestand aus jüngern und älteren Frauen, in ländliche Tracht gekleidet, aus alten Ludwigsrittern, jungen Malteserrittern und einigen Geistlichen. Ich sagte der Königin, dies wären wahrscheinlich Gesellschaften aus den benachbarten Dörfern, die sie zu sehen wünschten. Sie stand auf, öfnete das Fenster und trat auf den Balcon hinaus. Da sprachen auf einmal alle diese braven Leute mit leiser Stimme zu ihr: »Ew. Majestät, fassen Sie Muth! die guten Franzosen leiden für Sie und mit Ihnen, sie beten für Sie, der Himmel wird sie erhören; wir lieben, wir achten Sie, wir verehren unsern tugendhaften König.« Die Königin brach in Thränen aus und hielt sich ihr Schnupftuch vor die Augen. »Die arme Königin! sie weint!« sagten die Frauen und jungen Mädchen. Indeß die Besorgniß, Ihre Majestät und selbst die Personen, die so viel Liebe für sie zeigten, bloszustellen, gab mir ein, die Hand der Königin zu fassen, mit dem Wink, daß ich sie in ihr Zimmer zurückzuführen wünschte, zugleich gab ich dieser achtungswerthen Versammlung durch einen Blick zu verstehen, daß die Klugheit mich so handeln heiße. Man nahm es auch ganz so auf, denn ich hörte reden: »Diese Dame hat sehr Recht;« und dann die Worte: »Leben Ew. Majestät recht wohl!« und dies alles im Tone eines so tiefen und wehmüthigen Gefühls, daß ich selbst jetzt nach zwanzig Jahren nicht ohne Rührung daran zurückdenken kann.

Einige Tage darauf erfolgte der Aufstand zu Nancy. Es ist davon weiter kein Grund bekannt geworden, als der, welcher in die Augen sprang; indeß gab es noch einen andern, über den ich mich sehr gut hätte unterrichten können, wenn die außerordentliche Gemüthsunruhe, die ich darüber empfand, mich nicht so ganz unfähig gemacht hätte, darauf Acht zu geben. Ich will mich darüber näher zu erklären versuchen. In den ersten Tagen des Septembers befahl mir einst die Königin beim Schlafengehen, ich möchte ihre ganze Dienerschaft fortgehen lassen und bei ihr bleiben. Sobald wir allein waren, sagte sie mir: »Um Mitternacht wird der König hierher kommen. Sie wissen, daß er Sie immer ausgezeichnet hat. Heute giebt er Ihnen den Beweis von Vertrauen, daß er sie wählt, um den ganzen Bericht über den Vorfall in Nancy, den er Ihnen dictiren wird, niederzuschreiben. Er muß nemlich mehrere Abschriften davon haben.« Um Mitternacht trat der König in das Zimmer der Königin, und sagte lächelnd zu mir: »Sie haben sich dessen wohl nicht versehen, daß Sie noch mein Sekretär seyn würden, und das bei der Nacht.« Ich folgte dem Könige; er führte mich in den Saal des Ministerrathes. Ich fand da ein Heft Papier, ein Dintenfaß und einige Federn, alles schon bereit liegend. Er setzte sich neben mich und dictirte mir den Bericht des Markis von Bouillé, den er zu gleicher Zeit ebenfalls abschrieb. Meine Hand zitterte, ich vermochte kaum zu schreiben; meine innern Betrachtungen ließen mir kaum die nöthige Aufmerksamkeit, um auf den König zu hören. Diese große Tafel, dieser Sammetteppich, diese Sessel, die blos für die ersten Räthe des Königs bestimmt waren, das, was dieser Ort einst gewesen, und was er in diesem Augenblick war, wo der König eine Frau

zu Verrichtungen gebrauchte, die mit ihren sonstigen Geschäften in so gar keiner Beziehung standen; das Unglück, welches ihn in diese Nothwendigkeit versetzt hatte, und dann noch das, was meine Liebe und Besorgniß für mein Fürstenhaus mich für die Zukunft ahnden ließ, — alle diese Gedanken machten auf mich einen solchen Eindruck, daß, als ich in das Zimmer der Königin zurückgekehrt war, ich den übrigen Theil der Nacht weder den Schlaf wiederfinden noch mich an den Inhalt des Geschriebenen zurückerinnern konnte.

Je mehr ich sah, daß ich so glücklich war, meinen Gebietern einigermaßen nützlich seyn zu können, desto mehr suchte ich blos im Kreise meiner Familie zu leben, und erlaubte mir nie Aeußerungen, die das engere Vertrauen, das mir geschenkt wurde, hätten verrathen können; allein am Hofe bleibt nichts verschwiegen, und ich sah mich bald von zahlreichen Feinden umgeben. Jemanden aus der Gunst der Fürsten zu verdrängen, ist nur zu leicht, und es war damals noch leichter geworden, seitdem der bloße Verdacht des Umgangs mit den Anhängern der Revolution hinlänglich war, um jemanden der Achtung und des Zutrauens des Königs und der Königin zu berauben. Glücklicher Weise sicherte mich mein Betragen gegen sie vor den Gefahren der Verleumdung. Ich hatte Saint Cloud seit zwei Tagen verlassen, als ich zu Paris ein Billet von der Königin erhielt, folgendes Inhalts: "Kommen Sie nur sogleich nach Saint Cloud, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, das Sie interessirt." Ich reiste augenblicklich dahin ab. Die Königin sagte, sie verlange ein Opfer von mir; ich antwortete, es sey dies schon so gut wie geschehen. Sie sagte mir nun, es komme darauf an, dem Umgang mit einem Freunde

zu entsagen; dies werde mir vielleicht peinlich seyn, aber es sey um meinetwillen durchaus nothwendig. Was sie selber beträfe, so würde es ihr vielleicht nicht ganz unangenehm seyn, daß ein Deputirter und Mann von Kopf mein Haus zu besuchen pflege, weil ihr dies von großem Nutzen seyn könne; allein sie denke in diesem Augenblick nur an mein eigenes Interesse. Sie erzählte mir hierauf, die Palastdamen hätten sie den gestrigen Abend versichert, daß Herr von Beaumetz, Adelsdeputirter von Artois, der zur linken Seite der Nationalversammlung übergetreten war, seine Zeit in meinem Hause zubringe. Da ich sah, mit welchen unbegründeten Voraussetzungen man mir einen schlimmen Streich zu spielen suchte, antwortete ich lächelnd, daß es mir unmöglich sey, Ihrer Majestät das verlangte Opfer zu bringen, weil Herr von Beaumetz, als ein Mann von vielem Verstande, sich gewiß nicht entschlossen hätte, zur linken Seite der Nationalversammlung überzugehen, um dann seine Zeit bei der ersten Kammerfrau der Königin hinzubringen und dadurch der Volksgunst wieder verlustig zu gehen; daß ich ferner ihn seit dem 1. October 1788 gar nicht mehr gesehen, außer im Schauspiel und auf den Promenaden, aber ohne daß er mich da weiter angeredet hätte, was mir denn sehr natürlich geschienen, weil er, wenn er der Volksparthei gefallen oder sich vom Hofe gewinnen lassen wollte, nach meiner Ansicht nicht anders handeln könne. Die Königin schloß diese Erklärung mit den Worten: "Ganz richtig, durchaus richtig! man hat da eine sehr schlechte Gelegenheit gewählt, um Ihnen zu schaden; aber nehmen Sie sich in Acht, bis in Ihre geringsten Handlungen. Sie sehen, daß das Vertrauen, welches wir Ihnen schenken, Ihnen mächtige Feinde zugezogen hat."

Der geheime Verkehr, der fortwährend zwischen dem Hofe und Mirabeau stattfand, endigte damit, daß er mit der Königin im Garten von Saint Cloud eine Zusammenkunft hatte *). Er reiste von Paris zu Pferde ab, unter dem Vorwande, sich zu einem seiner Freunde, zu Herrn von Clavieres, aufs Land begeben zu wollen; allein an einer Gartenthür von Saint Cloud machte er Halt, und ward durch irgend jemanden nach einem Platze auf dem höchsten Punkte des Privatgartens geführt, wo die Königin ihn erwartete. Sie erzählte mir, sie habe ihn mit den Worten angeredet: "Gegen einen gewöhnlichen Feind, gegen einen Mann, welcher der Monarchie den Untergang geschworen hätte, ohne den Nutzen, den sie einem großen Volke gewährt, würdigen zu können, würde mein gegenwärtiger Schritt sehr übel angebracht seyn; indeß wenn man zu einem Mirabeau spricht, so ꝛc. ꝛc." Die arme Königin freute sich, diesen Weg gefunden zu haben, um ihn höher als alle andere zu stellen, und indem sie mir die einzelnen Umstände dieser Zusammenkunft anvertraute, sagte sie mir unter andern: "Wissen Sie wohl, daß die Worte ein Mirabeau ihm unendlich zu schmeicheln schienen?" Indeß nach meiner Ansicht hieß dies eben nicht ihm schmeicheln, denn sein Verstand hat mehr Unheil angerichtet, als er jemals wieder gut zu machen im Stande war. Er hatte beim Abschied voll Begeisterung zu der Königin gesagt: "Ew. Majestät, die

*) Nicht in ihrem Zimmer — wie Herr von Lacretelle erzählt — empfieng die Königin Mirabeau. Seine Persrn war zu allgemein gekannt. Sie hatte sich vielmehr ganz allein in ihren Garten begeben, und zwar auf einen runden freien Platz, der noch auf der Höhe des Privatgartens zu Saint Cloud zu sehen ist. (Die Verfasserin.)

Monarchie ist gerettet *)!" Bald nachher muß Mirabeau sehr bedeutende Geldsummen empfangen haben. Er ließ dieß durch Steigerung seines Aufwandes etwas zu sehr merken. Schon waren einige seiner Vorschläge über die Nothwendigkeit, die Aufrührer zu verhaften, im Umlauf. Als er einst zugleich mit einer andern, der Königin sehr ergebenen Person zu Mittag eingeladen war, merkte er, daß diese Person auf die Nachricht, er sey mitgeladen, ausgeblieben war. Der Herr und die Frau des Hauses sagten es ihm absichtlich, wunderten sich aber erstaunlich, als sie ihn den abwesenden Gast loben und zugleich versichern hörten, er würde an der Stelle desselben eben so gehandelt haben; indeß, fügte er hinzu, man dürfe diese Person in einigen Monaten nur wieder von neuem einladen, und sie würde dann schon mit dem Wiederhersteller der Monarchie zu Mittag speisen. Mirabeau vergaß, daß man leichter Böses denn Gutes ausüben könne, und hielt sich in der Politik für einen zweiten Atlas.

Die Revolutionsmänner ließen es während ihres kühnen Vorwärtsschreitens weder an Kränkungen noch an Spöttereien fehlen. Es war Sitte, am Neujahrstage unter den Fenstern des Königs ein Morgenständchen zu bringen. Am Neujahrstage von 1791 fand sich also das Musikchor der Nationalgarde daselbst ein. Um eine Anspielung auf die von der Nationalversammlung dekretirte Liquidation der Staatsschulden zu machen, spielte man einzig und allein, mit mehrmaliger Wiederholung, aus der komischen Oper »die Schulden« das Lied, dessen Schlußreim lautet: »Doch unsre Gläubiger sind bezahlt, und das ist unser Trost.«

*) Man vergleiche hierüber die Memoiren von Weber, Th. II. S. 37. (Die Verfasserin.)

Denselben Tag kamen "Eroberer der Bastille," Grenadiere von der Pariser Garde, mit militärischer Musik an ihrer Spitze, um dem jungen Dauphin ein Würfelspiel, das aus Steinen und Marmorstückchen von diesem Staatsgefängnisse verfertigt war, zum Neujahrsgeschenk zu überreichen. Die Königin übergab mir dies unselige Kleinod, indem sie mir sagte, ich möchte es aufheben, weil es einst für die Geschichte der Revolution nicht ohne Interesse seyn würde. Auf dem Deckel waren schlechte Verse eingegraben, deren Sinn etwa folgender war: "Steine von jenen Mauern, welche unschuldige Opfer der willkührlichen Gewalt gefangen hielten, sind zu einem Spielwerk umgeschaffen, das Ihnen, gnädigster Prinz, als ein ehrfurchtsvoller Beweis von der Liebe des Volks und von der Macht desselben hier überreicht wird."

Die Königin meinte, das leidenschaftliche Streben nach Volksgunst verdamme Herrn von La Fayette, sich zu allen Unbesonnenheiten des Volks herzugeben. Ihre Abneigung gegen diesen General stieg von Tag zu Tage, bis zu dem Grade, daß, als er gegen das Ende der Revolution den erschütterten Thron stützen zu wollen schien, sie von ihm einen so wichtigen Dienst durchaus nicht annehmen mochte.

Die Auswanderung hatte bereits sehr viele Personen entfernt. Leute, die vorher nie gewagt haben würden, auf irgend einen bedeutenden Posten Anspruch zu machen, suchten jetzt unter dem Vorwand einer eifrigen Anhänglichkeit an die Sache des Königs sich dem Inneren der Tuilerien zu nähern. Ich habe viele von diesen Leuten gekannt; einige waren blos elende Intriganten, andere hatten gute Absichten, aber nicht die nöthige Umsicht, um brauchbar zu seyn.

Herr von J...., Obrister im Generalstabe der Armee, war so glücklich, der Königin mehrere Dienste zu leisten, auch entledigte er sich mehrerer wichtigen Sendungen mit der gehörigen Verschwiegenheit und Würde *). Beide Majestäten setzten in ihn das größte Vertrauen, obwohl seine vorsichtige Besorgniß, so oft von unbesonnenen Plänen die Rede war, ihn in den Augen unverständiger Menschen und seiner Feinde als einen Befolger der Grundsätze der Konstitutionellgesinnten erscheinen ließ. Bei seiner Sendung nach Turin hatte er viele Mühe, um die Prinzen von dem Plane abzubringen, den sie damals hatten, mit einer schwachen Armee über Lyon nach Frankreich zurückzukehren, und als er in einer deshalb gehaltenen Berathschlagung, die bis drei Uhr Morgens dauerte, seine Instructionen mitgetheilt und gezeigt hatte, daß ein solcher Schritt den König gefährden könne, erklärte sich einzig und allein der Graf von Artois gegen diesen Plan, der vom Prinzen von Condé ausgegangen war.

Unter den Beamten von niederem Range, die bei den kritischen Zeitumständen zu den wichtigeren Staatsgeschäften gezogen wurden, befand sich auch ein gewisser Herr von Goguelat, Kriegsfeldmesser zu Versailles und ein sehr geschickter Zeichner. Er hatte für die Königin Pläne von Saint Cloud und Trianon gezeichnet; sie war damit sehr zufrieden und ließ ihn im Generalstabe der Armee anstellen. Am Anfange der Revolution wurde er zu dem Grafen von Esterhazy nach Valenciennes als Flügeladju-

*) Während der Gefangenschaft der Königin im Tempel schlich er sich in der schmutzigen Kleidung eines Lampenanzünders in dies Gefängniß, und richtete daselbst seine Aufträge aus, ohne entdeckt zu werden. (Die Verfasserin.)

tant geschickt. Dieser letztere Grad war ihm blos darum ertheilt worden, um ihn von Versailles zu entfernen, wo er in den ersten Monaten der Ständeversammlung die Königin blosgestellt hatte. Um seine Anhänglichkeit an die Sache des Königs an den Tag zu legen, trat er unaufhörlich zu der Rednerbühne der Versammlung hin, tadelte da ganz laut die Vorschläge der Deputirten, und kehrte dann in die Vorzimmer der Königin zurück, wo er alles das wiedererzählte, was er so eben gehört oder wohl selber unkluger Weise gesagt hatte.

Ich hatte die Königin von dem übeln Eindruck benachrichtigt, den die Ueberspanntheit dieses Offiziers machte. Sie war auch ganz meiner Ansicht in Hinsicht der Gefahr, die ich dabei sah; allein, obwohl sie Herrn von Goguelat entfernte, blieb sie unglücklicher Weise immer noch bei der Idee, daß man in bedenklichen Fällen, wo die treueste Ergebenheit nöthig wäre, diesen Mann noch sehr gut werde brauchen können. Man gab ihm daher im Jahre 1791 den Auftrag, im Einverständniß mit dem Markis von Bouillé zu der Entweichung des Königs mitzuwirken *).

Nicht blos viele Projectmacher suchten sich bei der Königin einzuführen, sondern die Prinzessin Elisabeth hatte auch noch Verkehr mit mehreren Privatleuten, die sich damit abgaben, Pläne für das Benehmen des Hofes zu entwerfen. Unter die Zahl derselben gehörte auch der Baron von Gilliers und Herr von Vanoise. Sie giengen bei der

---

*) Ueber das Benehmen dieses Offiziers vergleiche man die Memoiren des Herrn von Bouillé, die des Herzogs von Choiseul, und den Bericht über die Reise nach Varennes von Herrn von Fontanges in den "Memoiren von Weber."

(Der franz. Herausgeber.)

Baronin von Mackau aus und ein, in deren Hause die Prinzessin alle ihre Abende zubrachte. Die Königin sah diese Zusammenkünfte nicht gern, wo die Prinzessin Elisabeth leicht Ansichten auffassen konnte, die denen des Königs oder den ihrigen offenbar entgegengesetzt waren.

Die Königin gab oft Herrn von La Fayette Audienzen. Eines Tags, wo er ebenfalls in ihrem kleinen Kabinet war, giengen seine Flügeladjutanten auf ihn wartend im großen Kabinet, wo sich die Dienerschaft aufhielt, auf und nieder. Einige junge unvorsichtige Frauen machten sich ein Vergnügen daraus, zu äußern, und zwar in der Absicht, daß diese Offiziere es hören möchten: es sey doch sehr beunruhigend, die Königin mit einem Rebellen und Räuberanführer allein zu wissen. Diese Ungereimtheiten, die immer eine üble Wirkung hervorbrachten, verdrossen mich, und ich gebot ihnen Stillschweigen. Eine von ihnen beharrte indeß bei der Benennung "Räuberanführer." Ich sagte ihr, was den Rebellen beträfe, so verdiene Herr von La Fayette wohl diesen Titel, indeß den Namen eines Partheiführers habe die Geschichte bisher jedem gegeben, welcher Befehlshaber von vierzig tausend Menschen, einer ganzen Hauptstadt und von vierzig Lieues in die Runde gewesen; oft schon hätten Könige mit Partheiführern unterhandelt, und wenn die Königin dies zu thun beliebte, uns blos zukäme, zu schweigen und ihre Handlungsweise zu ehren. Den folgenden Tag fragte mich die Königin in einem ernsten Tone, aber mit vieler Güte, was ich denn den Tag zuvor über Herrn von La Fayette geäußert, indem sie hinzufügte, man habe sie versichert, daß ich ihren Kammerfrauen, weil sie ihn nicht gern sähen, Stillschweigen geboten und seine Parthei genommen hätte. Ich wiederholte der Königin Wort für Wort, was

gesprochen worden, und sie war so gütig, mir zu sagen, ich hätte vollkommen Recht.

Jedesmal, wenn der Neid ihr falsche Berichte über mich zugetragen hatte, war sie so gütig, mich davon zu unterrichten, und so konnten diese denn niemals dem Vertrauen Eintrag thun, womit sie mich fortwährend beehrte und was ich so glücklich war stets, selbst mit Gefahr meines Lebens, zu rechtfertigen.

Die Prinzessinnen Tanten des Königs reisten zu Anfang des Jahres 1791 von Bellevue ab *). Ich nahm von

*) Alexander Berthier, Prinz von Neufchatel, damals Oberster im Generalstabe der Armee und Befehlshaber der Nationalgarde von Versailles, begünstigte die Abreise der Prinzessinnen. Die Jakobiner dieser Stadt bewirkten seine Absetzung, und er kam in die größte Lebensgefahr, weil er den Prinzessinnen diesen Dienst geleistet. (Die Verfasserin.)

"Ein Haufe von Weibern zog nach Bellevue, um sich der Abreise der Prinzessinnen zu widersetzen. Als sie aufs Schloß kamen, sagte man ihnen, die Prinzessinnen wären nicht mehr da, sondern mit einem Gefolge von zwanzig Personen bereits abgereist. Die Nachricht von dieser Abreise verursachte eine große Gährung im Palais Royal. Alle davon benachrichtigten Klubs gaben den Chefs Befehl, ihre leichten Truppen auf die Beine zu bringen. Das Departement der Seine und Oise faßte einen Beschluß, daß man die Effecten der Prinzessinnen nicht zurückhalten dürfe. Die Municipalität von Versailles wurde beauftragt, den Befehlshaber der Nationalgarde und der Linientruppen zu ersuchen, hiezu den nöthigen Beistand zu leisten. Sie sollte sich mit den Municipalitäten von Sevres und Meudon in Einverständniß setzen, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Der General Berthier hatte das vom Monarchen in ihn gesetzte Vertrauen durch ein festes und vorsichtiges Betragen gerechtfertigt, das ihn zu den ersten militärischen Ehrenstellen

der Prinzessin Abschied. Ich glaubte nicht, daß ich diese hohe und edle Beschützerin meiner früheren Jugend damals zum letztenmale sähe. Sie empfieng mich ganz allein in ihrem Kabinet, und versicherte mich, sie hoffe und wünsche, sehr bald wieder nach Frankreich zurückzukehren; die Franzosen würden zu sehr zu beklagen seyn — meinte sie —, wenn die Ausschweifungen der Revolution bis zu dem Grade steigen sollten, daß dadurch ihre Abwesenheit sich in die Länge ziehen müßte. Ich wußte von der Königin, daß die Abreise der Prinzessinnen für nothwendig erachtet worden war, um dem

---

befördern und ihm die Achtung der Soldaten, deren Schicksal, Gefahren und Ruhm er theilte, sichern mußte. Er hatte sich noch denselben Tag, wo der Befehl ausgefertigt wurde, um Mitternacht nach Bellevue begeben. Sobald die Municipalitäten von Sevres und Meudon von seiner Ankunft auf dem Schlosse benachrichtiget waren, faßten sie beide einen Beschluß, kraft dessen sie die Vollziehung des Beschlusses des Departements ganz diesem General überließen; um indeß über ihre eigene Gesinnung gegen die Prinzessinnen keinen Zweifel mehr zu lassen, erließen sie eine Verfügung, welche jedes Aufwühlen der Erde im Schlosse und den dazu gehörigen Grundstücken verbot.

Die Posten wurden mit ziemlicher Ruhe abgelöst; aber als die Wagen abfahren sollten, brach ein Gemurmel aus und die Widersetzlichkeit kannte keine Schranken mehr. Ein Theil der bewafneten Macht und der unbewafneten Haufen erklärte, daß die Prinzessinnen nicht abreisen würden und stieß die furchtbarsten Verwünschungen gegen dieselben aus. Ein Sapeur der Nationalgarde von Sevres, ein Offizier von derselben Garde und ein Jägeroffizier von der ersten Division zeichneten sich durch eine förmliche und hartnäckige Widerspenstigkeit aus; mehrere Kanoniere, anstatt bei ihren Stücken zu bleiben und dadurch Ruhe zu erhalten, hieben die Stränge an den Wagen

Könige freien Spielraum zu verschaffen, im Fall er sich genöthigt sehen sollte, sich mit seiner Familie zu entfernen. Da die neue Verfassung der Geistlichkeit mit den Religionsgrundsätzen der Prinzessinnen in offenbarem Widerspruch stehen mußte, so glaubte man, daß ihre Reise nach Rom blos ihrer Religiosität zugeschrieben werden würde. Indeß war es doch schwer, eine Versammlung zu täuschen, welche die geringsten Handlungen der königlichen Familie in Erwägung nahm, und man hatte seitdem mehr als je ein aufmerksames Auge auf alles, was irgend in den Tuilerien vorgieng.

Die Prinzessinnen wünschten auch die Prinzessin Elisabeth mit nach Rom zu nehmen. Allein sowohl die freie Uebung ihrer Religion, als das Glück, sich zu dem Oberhaupt der christlichen Kirche zu flüchten, und sicher bei ihren Tanten, die sie zärtlich liebte, leben zu können, — alles dies opferte diese tugendhafte Prinzessin aus Anhänglichkeit an die Person des Königs auf.

Der vermöge der neuen kirchlichen Verfassung von den Geistlichen geforderte Eid hatte in der französischen Kirche

---

entzwei. So groß war die Ohnmacht der Gesetze, daß der General Berthier, obwohl er durch wiederholte Verfügungen des Departements und der Municipalitäten von Versailles und Meudon mit der vollen Gewalt bekleidet war, die Abfahrt der Equipagen nicht bewirken konnte. Ja dieser ehrliebende und muthvolle Offizier wurde sogar selber durch seine eigenen Leute in den Schloßhof von Bellevue eingesperrt und lief Gefahr, ermordet zu werden. Erst am 14. März konnte er die Vollziehung des Gesetzes bewirken, und man wird weiter unten sehen, welche Hindernisse er dabei zu überwinden hatte und welchen Gefahren er ausgesetzt war." S. die Memoiren der Prinzessinnen von Montigny. Th. I. und die Beilage M.

(Der franz. Herausgeber.)

eine Spaltung herbeigeführt, welche die vielfältigen Gefahren, die den König bereits umgaben, noch vermehrte. Mirabeau brachte eine ganze Nacht bei dem Pfarrer von Saint Eustache, dem Beichtvater des Königs und der Königin, zu, um ihn zu vermögen, den von dieser neuen Verfassung geforderten Eid zu leisten. Ihre Majestäten wählten sich sofort einen andern Beichtvater, welcher unbekannt blieb.

Einige Monate nachher endigte dieser nur zu berüchtigte Mirabeau, der ein feiler Demokrat und ein gedungener Rojalist gewesen, sein Leben und seine Laufbahn. Die Königin bedauerte seinen Tod, und wunderte sich gleichwohl selbst darüber, wenn sie von ihrem Bedauern sprach. Aber sie hatte gehoft, daß blos er, der die Geschicklichkeit und die Kraft gehabt, alles zu zerrütten, im Stande seyn würde, das Uebel, welches er durch sein unglückliches Talent verursacht hatte, wieder gutzumachen. Man hat über die Todesart Mirabeau's viel gesprochen, indeß hat Herr Cabanis, sein Arzt und Freund, es verneint, daß er vergiftet worden sey. An dem Tage, wo seine Leiche geöfnet worden war, hörte ich Herrn Vicq d'Azyr der Königin folgendes darüber erzählen. Dieser Arzt versicherte nemlich, daß das über den Zustand seiner Eingeweide abgefaßte amtliche Gutachten eben so gut auf einen durch zu starke Arzeneimittel verursachten Tod, als auf eine Vergiftung anwendbar sey. Auch meinte er, die Leute vom Fach wären in ihrem Bericht sehr treu gewesen, indeß sey es klüger, darin für einen natürlichen Tod zu stimmen, weil in dem kritischen Zustande, worin sich Frankreich befinde, leicht eine an diesem Verbrechen völlig unschuldige Parthei ein Opfer der Volksrache werden könnte.

Achtzehntes Kapitel.

Vorbereitung zur Reise nach Varennes. — Durch wen die Königin beobachtet und verrathen wird. — Verschiedene Anekdoten. — Die Abreise der Frau von Campan nach Auvergne erfolgt noch früher, als die der königlichen Familie nach Varennes. — Frau von Campan erfährt die Verhaftung des Königs. — Die Königin schreibt an sie gleich nach ihrer Rückkehr nach Paris. — Anekdote. — Beleidigende Maßregeln, die man ergreift, um den König in den Tuilerien zu bewahren. — Milderung derselben von Seiten mehrerer Offiziere der Nationalgarde. — Der Kummer bleicht die Haare der Königin. — Barnave erwirbt sich während der Rückreise von Varennes die Achtung und das Zutrauen Mariens Antoinettes. — Sein anständiges und ehrerbietiges Benehmen kontrastirt mit dem Petion's. — Muthvolle Handlung Barnave's. — Seine Rathschläge an die Königin. — Einzelne Umstände der Reise nach Varennes.

Im Anfang des Frühlings von 1791 wollte der König, des Aufenthalts in den Tuilerien überdrüßig, nach Saint Cloud zurückkehren. Schon war sein ganzer Hofstaat dahin abgegangen, und die Mittagsmahlzeit dort bereits für ihn zubereitet. Er stieg um ein Uhr in seinen Wagen. Da empörte sich die Garde, sperrte die Schloßgitter, und erklärte, daß sie ihn nicht fortlassen werde. Dieser Streich war unstreitig die Folge einer geheimen Anzeige, daß man eine Entweichung vorhabe. Zwei Personen, die sich dem Wagen des Königs näherten, wurden sehr gemishandelt. Mein Schwiegervater ward von den Garden gewaltsam ergriffen, die ihm seinen Degen wegnahmen. Der König und seine Familie

wurden genöthigt, wieder auszusteigen und in ihre Zimmer zurückzukehren. Diese Beschimpfung war ihnen innerlich eben nicht sehr empfindlich; sie sahen darin einen Grund, um ihren Plan, sich von Paris zu entfernen, selbst in den Augen des Volks zu rechtfertigen.

Seit dem Monat März dieses Jahres beschäftigte sich die Königin mit den Vorbereitungen zu ihrer Abreise. Ich brachte diesen Monat in ihrer Nähe zu und vollzog einen großen Theil ihrer geheimen Befehle, die sie mir zu diesem Zwecke gab. Mit vieler Bekümmerniß sah ich, wie sie sich mit Besorgungen beschäftigte, die mir unnütz und sogar gefährlich schienen, und machte ihr daher bemerklich, daß die Königin von Frankreich überall Hemden und Kleider vorräthig finden würde. Meine Bemerkungen waren indeß fruchtlos. Sie wollte zu Brüssel eine vollständige Ausstattung für sich und ihre Kinder haben. Ich gieng daher immer ganz allein und fast verkleidet aus, um diese Ausstattung einzukaufen oder machen zu lassen.

Ich bestellte sechs Hemden in einem Leinwandhändlerladen, in einem andern wieder sechs, und so Kleider, Pudermäntel u. s. w. Meine Schwester ließ eine vollständige Ausstattung für die Prinzessin machen, nach dem Maaß der Sachen ihrer älteren Tochter, und ich bestellte Kleider für den Dauphin nach dem Maaß meines Sohnes. Ich packte diese Sachen alle in einen kleinen Reisekoffer und adressirte ihn auf Befehl der Königin an eine ihrer Kammerfrauen, an die Wittwe des Majors von Arras, die sich daselbst auf unbestimmten Urlaub aufhielt, um sogleich nach Brüssel oder nach jedem anderen Orte abgehen zu können, sobald sie Befehl dazu erhielte. Diese Dame hatte Güter in dem österreichi-

schen Antheil von Flandern, und konnte daher Arras verlassen, ohne daß es auffiel.

Die Königin brauchte von Paris blos ihre erste dienstthuende Kammerfrau mitzunehmen. Sie hatte mir bereits im voraus gesagt, daß, wenn ich in dem Augenblick ihrer Abreise gerade nicht den Dienst bei ihr hätte, sie sich so einrichten würde, daß ich ihr nachkommen könnte. Sie wünschte zugleich auch ihre Reisetoilette mitzunehmen, und fragte mich, wie man sie wohl am besten fortschaffen könne, unter dem Vorwand, sie sey für die Erzherzogin Christine, die Statthalterin der Niederlande, zum Geschenk bestimmt. Ich wagte es, diesem Plane kräftig entgegen zu arbeiten, und stellte ihr vor, daß in einer Umgebung von so vielen Menschen, die ihre geringsten Handlungen auszuspähen suchten, man mit Grund voraussehen könne, daß gar viele darunter scharfsichtig genug seyn würden, um zu errathen, daß dies blos ein Vorwand sey, um dies Reisegeräth noch vor ihrer Abreise abgehen zu lassen. Sie blieb indeß bei ihrer Idee, und alles, was ich bei ihr bewirken konnte, war, daß die Reisetoilette nicht aus ihrem Zimmer verschwand, und daß ich mit Herrn von ***, dem österreichischen Geschäftsträger in Abwesenheit des Grafen von Mercy, verabreden durfte, daß er zu ihrer Toilette kommen und sie in Gegenwart ihrer ganzen Dienerschaft bitten möchte, für die Statthalterin der Niederlande eine Reisetoilette ganz nach dem Muster der ihrigen gütigst bestellen zu lassen. Die Königin befahl mir denn auch, in Gegenwart des Geschäftsträgers, dieses Meuble zu bestellen. Diese Art, ihren Wunsch zu erfüllen, hatte blos die geringe Unbequemlichkeit, eine Ausgabe von fünfhundert Louisdor machen zu müssen, und schien jeden Verdacht zu entfernen. Wenn ich in Beziehung auf diese Reisetoilette

auch nicht den kleinsten Umstand auslasse, so geschieht es darum, weil diese kleinlichen Details von einiger Wichtigkeit sind, indem diese ersten Vorbereitungen zur Reise durch eine Frau entdeckt wurden, deren Character ich schon lange im Verdacht hatte, und von welcher ich sogar Angebereien befürchtete. Es war dies eine Garderobefrau, und ihr Dienst dauerte das ganze Jahr hindurch ohne Unterbrechung fort. Da sie seit der Vermählung der Königin in die Nähe derselben gestellt war, so war die Königin an sie gewöhnt und liebte ihre Geschicklichkeit und Umsicht. Ihre äußere Lage war weit vortheilhafter, als es einer Frau von ihrem Stande zukam; ihre Besoldung und ihre Nebenvortheile waren allmählig bis zu einer Summe von 12000 Franks jährlicher Einkünfte gestiegen. Dazu war sie schön, nahm in ihrer Wohnung, in dem Halbgeschoß unter den Zimmern der Königin, Deputirte des Bürgerstandes auf, und hatte Herrn von Gouvion, den Flügeladjutanten des Herrn von La Fayette, zum Geliebten. Man wird bald sehen, bis zu welchem Punkt ihre Undankbarkeit sie verleitete.

Gegen die Mitte des Mai's 1791, einen Monat darauf, als mir die Königin die Bestellung der Reisetoilette befohlen, fragte sie mich, ob sie bald fertig seyn würde. Ich schickte nach dem Kunsttischler, der damit beauftragt war; allein er konnte sie erst nach Verlauf von sechs Wochen fertig liefern. Ich meldete dies der Königin, die mir hierauf sagte, sie habe nicht Zeit darauf zu warten, da sie schon in der Mitte des Junius abreisen müsse. Sie fügte hinzu, da sie die Reisetoilette für ihre Schwester in Gegenwart ihrer ganzen Dienerschaft bestellt habe, so sey es hinlänglich zu sagen, daß ihre Schwester über das lange Warten darauf ungeduldig worden sey, und man müsse also die ihrige leer machen und reinigen,

und sie dem österreichischen Geschäftsträger zustellen, damit dieser sie hinbefördern könne. Ich vollzog diesen Befehl, ohne dabei irgend einen Schein von Geheimnißthuerei zu zeigen. Ich befahl der Garderobefrau, alles, was sich in der Reisetoilette befände, herauszunehmen, weil der für die Erzherzogin bestellte ja doch bald fertig werden würde, und besonders alle Parfümerieen, die etwa dieser Prinzessin nicht angenehm seyn könnten, bis auf die letzte Spur daraus wegzuschaffen. Ich muß indeß hier dem Gange der Begebenheiten vorgreifen, um zu zeigen, daß alle diese Vorsichtsmaßregeln eben so unnütz als gefährlich waren.

Nach der Rückkehr von Varennes übersandte der Maire von Paris der Königin eine vom 21. Mai datirte Anzeige der Garderobefrau, worin diese erklärte: in den Tuilerien würden Vorbereitungen zu einer Abreise gemacht; man habe geglaubt, daß sie den wahren Grund der Absendung der Reisetoilette der Königin nach Brüssel nicht errathen würde, allein die Anmeldung eines Geschenks von Seiten der Königin an ihre Schwester sey ein bloßer Vorwand; Ihre Majestät habe dies Meuble zu lieb, als daß sie sich desselben berauben könnte, auch habe sie oft geäußert, daß es ihr auf Reisen sehr gute Dienste leisten würde. Auch erklärte sie, daß ich einen ganzen Abend bei der Königin eingeschlossen geblieben und beschäftigt gewesen wäre, alle ihre Diamanten von neuem einzupacken; sie habe dieselben auseinander gelegt nebst Baumwolle auf dem Sopha im Kabinet der Königin getroffen. Diese letztere Angabe brachte die Königin auf den Gedanken, daß diese Frau ohne ihr Vorwissen einen Nachschlüssel zu diesem Kabinet habe. Die Königin hatte wirklich das Anordnen ihrer Diamanten den einen Abend um sieben Uhr ausgesetzt, um sich zur Spielparthie zu begeben,

und hatte den Schlüssel ihres Kabinets abgezogen, indem sie mir sagte, sie würde den folgenden Tag früh gleich nach dem Aufstehen dieselben mit mir vollends einpacken, es stehe ja doch eine Schildwache unter dem Fenster, und sie behalte den Schlüssel zum Kabinet in ihrer Tasche, so daß sie also keine Gefahr für ihre Juwelen sehe. Diesen Abend also, nachdem wir das Kabinet verlassen hatten, oder an dem folgenden Morgen sehr früh, war es, wo diese Elende unsere geheimen Vorbereitungen entdeckt hatte. Das Diamanten-Kästchen wurde an Leonard, den Friseur der Königin, *) übergeben, der mit dem Herzog von Choiseul abreiste, und wurde dann zu Brüssel in sicherer Verwahrung gelassen. Beide Majestäten hatten bereits die Krondiamanten, die sie zu ihrem Gebrauch hatten, an Kommissare der Nationalversammlung abgegeben; die, welche die Königin damals über die Grenze schickte, gehörten ihr eigen.

Bei diesen Voranstalten zur Abreise war es, wo die Königin mir sagte, sie habe noch einen sehr kostbaren Schatz mir anzuvertrauen, und ich sollte deshalb rechtschaffene Leute von unabhängiger Existenz und von zuverläßiger Treue ausmitteln, denen ich die Brieftasche, die sie mir einhändigen würde, anvertrauen könnte. Ich kam auf den Gedanken, die akademische Malerin Vallayer Coster, welche in der Gallerie des Louvre wohnte, zu wählen, in welcher ich, so wie an ihrem Manne, alle die Eigenschaften beisammen fand, welche die Königin von den künftigen Aufbewahrern dieses anvertrauten Gutes verlangte. Auch waren sie wirklich so

*) Dieser Unglückliche kehrte, nachdem er einige Zeit ausgewandert gewesen war, nach Frankreich zurück, und starb durch Henkers Hand. (Der franz. Herausgeber.)

treu, als ich sie bezeichnet hatte. Erst im September 1791, nach der Annahme der Konstitution, gaben sie diese Brieftasche wieder an mich zurück. Die Strafbare, von der ich bisher nur zu viel zu sprechen hatte, hatte auch hierüber einige Anzeigen gemacht. Sie erklärte nemlich: sie habe eine Brieftasche auf einem Armstuhl gesehen, wo dergleichen sonst nie gelegen; die Königin habe darauf hinweisend leise mit mir gesprochen, und die Brieftasche sey von diesem Augenblick an verschwunden. Herr Bailly, welcher diese zwei Seiten lange Anzeige der Königin zustellte, hatte davon nicht den mindesten Gebrauch gemacht, der Ihrer Majestät hätte nachtheilig werden können.

Die Herzogin von Angouleme sollte alle Diamanten der Königin haben. Ihre Majestät behielt sich blos einige Perlenschnuren und ein Paar Ohrgehänge, die aus einem Ringe, und zwei Birnen aus einem einzigen Diamanten bestanden. Diese Ohrgehänge und einiger Lieblingsschmuck, der die Mühe des Einpackens nicht lohnte, blieben in der Kommode des Zimmers der Königin in den Tuilerien zurück, und sind gewiß von der Kommission, welche sich am 10. August des Schlosses bemächtigte, in Beschlag genommen worden.

Nachdem alle die erwähnten Vorbereitungen getroffen waren, hatte ich noch verschiedene geheime Aufträge, die sich sämmtlich auf die Abreise bezogen, zu besorgen. Am Abend vorher, ehe ich selber Paris verließ, war ich bei meinem Schwiegervater. Die Königin hatte aus Besorgniß vor den Ausschweifungen, welche das Volk bei ihrer Entweichung sich gegen diejenigen erlauben könnte, deren Anhänglichkeit an sie bekannt war, nicht haben wollen, daß er in Paris zurückbliebe, und hatte daher Herrn Vicq d'Azyr veranlaßt,

ihm die Bäder von Mont d'Or zu verordnen. Zugleich war sie so gütig, zu bedauern, daß mein Dienstverhältniß mich nicht in die Lage setze, mit ihr zugleich abreisen zu können, und sie geruhte mir fünfhundert Louisdor für die Reise, die ich unternehmen mußte, um mit ihr wieder zusammentreffen zu können, zu überreichen. Ich brauchte damals das Geld sehr nöthig; indeß wußte ich, wie wichtig es für sie sey, so viel als möglich selber für sich zu behalten, und ich nahm es daher nicht an. Uebrigens versicherte sie mich, daß der König blos bis an die Grenze gehe, um von da aus mit der Nationalversammlung zu unterhandeln, und daß er Frankreich nur in dem Falle verlassen werde, wenn sein Plan und seine Vorschläge nicht den gewünschten Erfolg haben sollten. Sie rechnete auf eine zahlreiche Parthei in der Nationalversammlung, worin — wie sie meinte — viele Leute von ihrer ersten Ueberspannung geheilt wären. Ich reiste also am 1. Junius ab, und gelangte am 7. zu Mont d'Or an, wo ich nun von Tag zu Tage auf die Nachricht von ihrer Abreise wartete. Endlich kam diese uns zu. Ich hatte bereits alles vorbereitet, was meine Abfahrt sicher stellen konnte; aber die von der Nationalversammlung nach der Abreise beider Majestäten getroffenen Maßregeln hatten diese Abfahrt schwieriger gemacht, als die Königin gedacht hatte. Ich war eben im Begriff mich auf den Weg zu machen, als ich einen Kourier, der von der kleinen Stadt Besse angekommen war, den Einwohnern von Mont d'Or mit freudigem Frohlocken zurufen hörte, daß der König und die Königin angehalten worden wären *). Noch denselben Abend

*) Man vergleiche die Historischen Erläuterungen der Frau von Campan No. III. (Der franz. Herausgeber.)

traf die Bestätigung dieser Nachricht ein, und zwei Tage darauf erhielten wir einen Brief von der Königin, den sie einem ihrer Aufwärter *), dessen Treue und Verschwiegenheit sie kannte, in die Feder dictirt hatte. Er enthielt blos die Worte: "Ich lasse Ihnen aus meinem Bade schreiben, worein ich mich begeben habe, um wenigstens meinen physischen Kräften aufzuhelfen. Ueber den Zustand meines Gemüths kann ich nichts weiter sagen. Wir leben noch; das ist alles. Kehren Sie nicht eher hierher zurück, als auf einen Brief von mir; dies ist sehr wichtig." Dieser Brief, welcher nicht versiegelt war, führte das Datum des Tages, wo die Königin wieder in Paris eingetroffen war. Wir erkannten die Hand dessen, der ihn geschrieben, und wurden von Rührung ergriffen, als wir sahen, daß die unglückliche Fürstin noch in einem solchen Augenblicke uns ihres Andenkens gewürdigt hatte. Nach Empfang dieses Briefes kehrte ich nach Clermont zurück, wo die von der Nationalversammlung errichtete Aufsichtskommission uns verhaften lassen wollte; indeß, da erwiesen wurde, daß Herr von Campan bei seiner Abreise von Paris wirklich krank gewesen sey, so fand diese strenge Maßregel nicht weiter statt. Gegen Anfang des August verlangte die Königin, daß ich wieder nach Paris zurückkehren möchte, sie sehe daselbst für mich keine Gefahr mehr, und meine baldige Rückkunft werde ihr angenehm seyn. Ich weiß also über die Entweichung des Königs und der Königin nichts Näheres weiter anzugeben, als was ich von der Königin und von den Personen, welche Zeugen ihrer Rückkehr gewesen, habe erzählen hören.

---

*) Er wurde am 10. August 1792 in dem Zimmer der Königin ungebracht. (Die Verfasserin.)

Als die königliche Familie von Varennes nach den Tuilerien wieder zurückgebracht war, hatte die Dienerschaft der Königin die größten Schwierigkeiten, um bis zu ihren Zimmern zu gelangen. Alles war so eingerichtet worden, daß die Garderobefrau, welche als Spion gedient hatte, alle Dienstgeschäfte allein über sich hatte, und darin von ihrer Schwester und Tochter unterstützt werden sollte.

Herr von Gouvion, Flügeladjutant des Herrn von La Fayette, hatte eine genaue Schilderung dieser Frau unten an der Treppe, die zur Königin führte, aufhängen lassen, damit die Schildwache keine andere Frauen vorbei und zu ihr hinein ließe. Sobald die Königin von diesem elenden an die Schildwache gegebenen Befehl Nachricht erhielt, sagte sie es dem Könige, der es gar nicht glauben wollte und jemanden die Treppe hinunter schickte, um der Sache gewiß zu werden. Seine Majestät ließ nun Herrn von La Fayette kommen, verlangte volle Freiheit für seine Zimmer und für die der Königin, und befahl ihm, aus dem Schlosse eine Frau zu entfernen, zu welcher Niemand außer ihm Zutrauen haben könne. Herr von La Fayette sah sich genöthigt, darein zu willigen *).

*) Der an die Schildwachen erlassene Befehl, welcher alle im Dienst der Königin stehende Frauen entfernte, war von dem Volke selber auf eine Weise gebrochen worden, die recht lebhaft jene plötzliche Sinnesänderung veranschaulicht, die alles Ueberraschende bei Zusammenrottungen des Volks zu bewirken pflegt. An dem Tage, wo man die Rückkehr der unglücklichen Reisenden erwartete, rollte kein Wagen durch die Straßen von Paris. Fünf oder sechs Kammerfrauen der Königin, die an allen Thoren zurückgewiesen worden waren, fanden sich endlich mit einer meiner Schwestern, die im

Die Maßregeln, welche getroffen wurden, um den König zu bewachen, waren eben so streng am Eingange des Schlosses als beleidigend im Innern desselben. Die Bataillonchefs, welche in dem Saal, der "das große Kabinet" hieß und unmittelbar vor dem Schlafzimmer der Königin lag, hingestellt waren, hatten Befehl, die Thür beständig offen und die Augen auf der königlichen Familie zu haben. Der König machte einst die Thür zu. Der Gardeoffizier öffnete

---

Dienst der Königin stand, am Thore der Feuillans ein, und drangen mit Gewalt darauf, daß die Schildwache sie hineinlassen sollte. Die Fischweiber fielen wegen der Dreistigkeit, die sie hatten, dem Befehl einer Schildwache zu widerstehen, über sie her. Eine von ihnen wollte so eben meine Schwester beim Arme fassen, und nannte sie eine Sclavin der Oesterreicherin. "So hören sie doch!" sagte meine Schwester hierauf mit fester Stimme und mit jenem unverkennbaren Tone des Gefühls, wovon sie erfüllt war; "ich bin seit meinem funfzehnten Jahre im Dienst der Königin; sie hat mich ausgestattet und verheirathet; ich habe ihr in den Zeiten des Glücks und der Macht gedient; jetzt ist sie unglücklich; soll ich sie nun verlassen?" — "Sie hat Recht, riefen diese Furien, sie darf ihre Gebieterin nicht verlassen; laßt sie hinein." Augenblicklich umringen sie nun die Schildwache, erzwingen den Durchweg, führen die Kammerfrauen der Königin hinein und geleiten sie bis auf die Terrasse der Feuillans. Eine dieser Furien, die bei dem geringsten Antrieb meine Schwester zerfleischt haben würde, nahm sie damals unter ihren Schutz, und gab ihr einige Rathschläge, wie sie sicher bis aufs Schloß gelangen könnte. "Vor allen Dingen, meine Liebe, sagte sie zu ihr, legen Sie diesen Gürtel von grünem Bande ab, er erinnert an jenen Artois, dem wir nie verzeihen werden."

(Die Verfasserin.)

sie wieder und sagte, sein Befehl laute so, und er würde sie immer wieder öffnen, so daß Seine Majestät beim Zumachen sich eine fruchtlose Mühe geben würde. Sie blieb sogar die Nacht offen stehen, wenn die Königin in ihrem Bette war, und der Offizier setzte sich dann zwischen beide Thüren in einen Lehnstuhl, den Kopf nach Ihrer Majestät hingewendet. Man konnte blos dies bewirken, daß während des Aufstehens und Ankleidens der Königin die Thür geschlossen werden konnte. Die Königin ließ daher das Bett ihrer ersten Kammerfrau dicht neben das ihrige setzen. Dieses Bett, welches fortgerollt werden konnte und mit Vorhängen versehen war, sicherte sie, daß der Offizier sie nicht sehen konnte.

Frau von Tarjaie, meine Gefährtin, die während der Zeit meiner Abwesenheit den Dienst verrichtete, erzählte mir, daß in der einen Nacht der Bataillonchef, der zwischen den beiden Thüren schlief, als er sie im tiefen Schlafe und die Königin wachend sah, seinen Posten verließ und sich Ihrer Majestät näherte, um ihr einige Winke über die Art und Weise zu geben, wie sie sich verhalten möchte. Obwohl sie so gütig war, ihm zu sagen, er möchte doch etwas leiser sprechen, um nicht ihre erste Kammerfrau im Schlafe zu stören, so wachte diese dennoch auf, und war vor Schrecken fast des Todes, als sie einen Mann in der Uniform der Pariser Garde so nahe am Bett der Königin erblickte. Die Königin beruhigte sie indeß und sagte ihr, sie möchte nicht erst aufstehen; die von ihr erblickte Person sey ein guter Franzose, der sich zwar über ihre und des Königs Gesinnungen und Lage täusche, dessen Aeußerungen aber eine ächte Anhänglichkeit an den König verriethen. Es stand außerdem noch eine Schildwache in dem schwarzen Korridor, der hinter diesem Zimmer hinläuft, und woran sich eine Treppe befindet, die

damals blos Privattreppe war und dem König und der Königin dazu diente, um sich ungehindert sehen und sprechen zu können. Diesen höchst unangenehmen Posten — man mußte da nemlich vier und zwanzig Stunden unabgelöst stehen — bat sich oft Saint Prix, ein Schauspieler vom französischen Theater, aus. Er hatte sich demselben gewissermaßen gewidmet, um die kurzen Unterredungen, welche der König und die Königin auf dem Korridor hatten, zu begünstigen. Er entfernte sich dann von ihnen und benachrichtigte sie, sobald er das mindeste Geräusch hörte. Herr Collot, Kommandant eines Bataillons der Pariser Nationalgarde, der mit dem Militärdienst im Innern des Schlosses beauftragt war, milderte ebenfalls mit Vorsicht alle die empörenden Befehle, welche er erhalten hatte, z. B. den, der Königin bis an die Thür ihrer Garderobe zu folgen, was niemals geschah. Ein Offizier von der Pariser Garde erdreistete sich, von der Königin auf eine unverschämte Weise zu sprechen, und das in ihrem eigenen Zimmer. Herr Collot wollte darüber bei Herrn von La Fayette Beschwerde führen und auf seine Absetzung antragen. Die Königin war indeß dagegen und sagte zu diesem Manne einige Worte der Vernunft und der Güte, der von nun an einer ihrer ergebensten Anhänger wurde.

Als ich die Königin nach dem unglücklichen Ausgange der Reise von Varennes zum erstenmal wiedersah, fand ich sie eben aus dem Bette heraussteigend. Ihre Züge hatten sich eben nicht sehr verändert, aber nach den ersten gütigen Worten, die sie an mich richtete, nahm sie ihre Haube ab und sagte mir, ich möchte doch einmal sehen, welche Wirkung der Kummer auf ihre Haare gehabt. In einer einzigen Nacht waren sie, gleich denen einer siebzigjährigen Frau,

grau geworden. Ich kann hier die Gefühle nicht schildern, die mein Herz bei diesem Augenblick zerrissen; auch würde es nicht passen, von meinen eigenen Leiden zu sprechen, während ich ein so ungeheueres Unglück darstelle. Die Königin zeigte mir einen Ring, den sie so eben für die Prinzessin von Lamballe hatte machen lassen; es war ein Büschel von ihren weißen Haaren mit der Inschrift: "Vor Kummer grau geworden." Um die Zeit der Annahme der Konstitution wollte die Prinzessin nach Frankreich zurückkehren. Die Königin, die an eine Rückkehr der Ruhe nicht glaubte, war dagegen; gleichwohl bewog die Anhänglichkeit, welche Frau von Lamballe gegen sie fühlte, dennoch zu kommen und sich den Tod zu holen.

Als ich nach Paris zurückkehrte, war der größte Theil der strengen Maßregeln wieder aufgehoben; die Thore blieben offen; man bewieß dem Monarchen mehr Ehrerbietung; man wußte, daß die Konstitution, welche bald vollendet war, angenommen werden würde, und man hoffte eine bessere Ordnung der Dinge.

An dem Tage meiner Ankunft ließ mich die Königin in ihr Kabinet kommen, um mir zu sagen, daß sie meiner sehr bedürfe, wegen der Verbindungen, die sie mit den Herren Barnave, Duport und Alexander Lameth angeknüpft habe *). Sie erzählte mir, Herr von J.... sey Mittelsperson zwischen ihr und diesen Ueberresten der konstitutionellen Parthei, die, obwohl leider zu spät, sehr gute Gesinnun-

*) Die Königin hatte Herrn von J.... befohlen, diese drei Deputirten zu sprechen. (Der franz. Herausgeber.)

gen angenommen hätten; auch sagte sie mir, Barnave sey ein Mann, vor dem man Hochachtung haben müsse. Ich erstaunte, als ich Barnave's Namen auf eine so wohlwollende Art erwähnen hörte. Damals, als ich von Paris abreiste, sprachen sehr viele Personen nur mit Abscheu von ihm. Ich machte ihr diese Bemerkung. Sie wunderte sich darüber nicht, sagte mir indeß: er habe sich sehr geändert; dieser junge Mann von Geist und edler Gesinnung gehöre zu jener Klasse, die von der besten Erziehung sey und sich blos durch jenen Ehrgeiz, der aus wirklichem Verdienst entspringt, habe irre führen lassen. "Ein Gefühl von Stolz, das ich an einem jungen Manne vom Bürgerstande eben nicht sehr tadeln möchte, — sagte die Königin, als sie von Barnave sprach — bewog ihn, allem beizustimmen, was die Bahn zu Ehrenstellen und Ruhm für den Stand, worin er geboren ist, ebnete; und wenn jemals die höchste Gewalt in unsere Hände zurückkehrt, so ist ihm die Verzeihung in voraus in unseren Herzen zugesichert." Die Königin fügte dann hinzu, es sey ein ganz anderer Fall mit den Adeligen, die sich der Revolutionsparthei in die Arme geworfen, nachdem sie doch vorher im Genuß aller Vorzüge und Vorrechte gewesen, oft selbst zum Nachtheil der unteren Stände, unter denen sich oft die größten Talente fänden; überhaupt seyen die Adeligen, die doch ihrer Geburt nach das Bollwerk der Monarchie seyn sollten, doppelt strafbar, daß sie ihre Sache verrathen hätten, um sich später wieder ihre Verzeihung zu erwerben. Die Königin setzte mich immer mehr durch die Wärme, womit sie ihre günstige Meinung über Barnave zu rechtfertigen suchte in Erstaunen. Damals sagte sie mir

auch, sein Betragen unterweges sey musterhaft gewesen, während die republikanische Rohheit Petion's höchst beleidigend gewesen sey. Dieser letztere habe nemlich in der Berline des Königs sehr unreinlich gegessen und getrunken, habe die Knochen des Geflügels zum Kutschenschlage hinaus geworfen, selbst auf die Gefahr, den König damit ins Gesicht zu treffen, und habe, wenn Prinzessin Elisabeth ihm Wein einschenkte, sein Glas, ohne ein Wort zu sagen, emporgehoben, zum Zeichen, daß er genug habe. Diese beleidigende Manier sey übrigens absichtlich berechnet gewesen, da dieser Mensch sonst nicht ohne Erziehung sey, und Barnave sey dadurch sehr empört worden. Als die Königin in ihn drang, etwas von ihr anzunehmen, erwiederte Barnave: "Die Deputirten der Nationalversammlung dürfen bei einer so feierlichen Gelegenheit Ihre Majestäten nur mit ihrer Sendung beschäftigen, aber nicht mit ihren Bedürfnissen." Mit einem Wort, seine ehrerbietigen Rücksichten, seine zarten Aufmerksamkeiten und alle seine Aeußerungen hatten nicht blos ihr Wohlwollen, sondern auch das der Prinzessin Elisabeth gewonnen.

Der König hatte angefangen, mit Petion über die Lage Frankreichs zu sprechen und über die Beweggründe seiner Handlungsweise, die sich auf die Nothwendigkeit stützten, der vollziehenden Gewalt einen Nachdruck zu geben, der selbst zum Vortheil der Konstitutionsurkunde für ihre Wirksamkeit nöthig sey, da ja doch Frankreich keine Republik seyn könne, — — "Freilich noch nicht, erwiederte Petion, weil die Franzosen dazu noch nicht reif sind." Diese kecke und grausame Antwort legte dem Könige Stillschweigen auf, das er denn auch bis zu seiner Ankunft in Paris beobachtete. Petion hielt den kleinen Dauphin auf seinen

Knieen, und machte sich ein Vergnügen daraus, die schönen blonden Locken des interessanten Kindes um seine Finger zu rollen, und wenn er dann mit lebhafter Geberde sprach, so zog er an den Haarlocken so heftig, daß der Knabe schrie. — »Geben Sie mir doch meinen Sohn, sagte die Königin zu ihm, er ist eine sorgsame Behandlung und an Rücksichten gewöhnt, die ihn für solche Vertraulichkeiten eben nicht gestimmt machen.«

Der Chevalier von Dampierre war dicht am Wagen des Königs, als er eben aus Varennes herausfuhr, getödtet worden. Einige Meilen weiter war ein armer Dorfpfarrer so unvorsichtig, sich zu nähern, um den König anzureden. Die Kannibalen, die den Wagen umgaben, stürzten auf ihn los. »Tiger, rief Barnave ihnen zu, habt ihr aufgehört, Franzosen zu seyn? Nation von braven Männern, bist du eine Mörderrotte geworden?« Diese Worte allein retteten den bereits zu Boden geworfenen Pfarrer vom gewissen Tode. Barnave hatte, als er dies sprach, sich fast zum Kutschenschlage hinaus geworfen, und die Prinzessin Elisabeth, gerührt über ein so edles Selbstvergessen, hielt ihn am Rockschooß fest. Die Königin sagte mir, als sie mir diesen Vorfall erzählte, daß im Augenblick gewaltiger Krisen ihr jedesmal die seltsamen Kontraste auffielen, und daß bei dieser Gelegenheit ihr die religiöse Elisabeth, wie sie Barnave's Rockzipfel festgehalten, sehr seltsam vorgekommen sey. Dieser Deputirte war übrigens noch in eine Verwunderung von ganz anderer Art versetzt worden. Die Abhandlungen der Prinzessin Elisabeth über die Lage Frankreichs, ihre sanfte und einnehmende Beredsamkeit, die edle Einfachheit, womit sie sich mit Barnave unterhielt, ohne sich im mindesten etwas von ihrer Würde zu vergeben, — alles

dieses schien ihm an dieser seltnen Prinzessin himmlisch, und sein Herz, das gewiß edler Gesinnungen fähig war, wofern er nur nicht den Weg des Irrthums eingeschlagen gehabt hätte, ward von der rührendsten Bewunderung überwältigt. Das Benehmen der beiden Deputirten machte der Königin die große Kluft bemerklich, die zwischen der republikanischen und der konstitutionellen Parthei stattfand. In den Gasthöfen, wo sie abstieg, hatte sie mehrere Privatunterredungen mit Barnave. Dieser sprach viel von den Fehlern der Rojalisten während der Revolution und meinte, er habe das Interesse des Hofes immer so schwach, so schlecht vertheidigt gefunden, daß er mehrmals in Versuchung gekommen sey, demselben einen muthigen, mit dem Geist der Zeit und des Volks vertrauten Kämpfer anzubieten. Die Königin fragte ihn, welches Mittel er ihr denn anzuwenden gerathen haben würde. — "Die Liebe des Volks, Ew. Majestät!" —"Und wie konnte ich diese denn haben, erwiederte die Königin, sie war mir ja geraubt?" — "Ach, Ew. Majestät, es war für Sie unendlich leichter, sie wiederzuerobern, als mir, sie zu erlangen." Diese Behauptung könnte Stoff zu einem Kommentar darbieten, doch ich beschränke mich darauf, diese merkwürdige Unterredung wiederzuerzählen *).

---

*) Das Benehmen Barnave's nach der Rückkehr der königlichen Familie nach Paris stimmte ganz mit den Gesinnungen überein, die er während der Reise gezeigt hatte. Man kann dies aus den folgenden Details abnehmen, die aus der Biographie de Bruxelles entlehnt sind.

"Barnave, der nebst den Herren von Latour Maubourg und Petion von der Nationalversammlung zum Kommissar ernannt worden war, um die Rückkehr des Königs zu sichern, brachte zu dieser peinlichen Sendung, die durch sein frühe-

Die Königin gab die Verhaftung zu Varennes hauptsächlich Herrn Goguelat Schuld. Sie meinte, er habe die Zeit schlecht berechnet, wie lange eine solche Reise dauern müsse. Er hatte die von Montmedy nach Paris in einer Postchaise gemacht, bevor er vom Könige die letzten Befehle einholte, und hatte seine ganze Berechnung auf die

---

res Benehmen nur noch delikater wurde, die aufmerksamsten Rücksichten und das feinste Gefühl für die Formen des Wohlstands mit. Dieser Umstand vollendete in Barnave die große Veränderung, welche Nachdenken und Erfahrung bei ihm bereits begonnen hatten. Er ließ bei seiner Rückkehr dekretiren, daß eine Kommission gebildet werden solle, welche die Sammlung und Anordnung der Gesetze zu revidiren habe. An diese Kommission, welche nachmals unter dem Namen "Revisionskommission" den Haß der ganzen Parthei, die den Thron umzustürzen suchte, gegen sich hatte, ließ Barnave die Denkschrift einsenden, worin der König die Gründe, die ihn zu seiner Entfernung von Paris bewogen hatten, dargestellt hatte. Man bestimmte zugleich, daß diese Denkschrift, ehe sie an die Kommission adressirt würde, von Herrn von La Porte, dem Intendanten der Civilliste unterzeichnet werden sollte. Barnave stattete hierauf über die Vollziehung seiner Sendung den einfachsten und edelmüthigsten Bericht ab, ohne demselben irgend eine Bemerkung beizufügen. Bei der langen Erörterung, die bald nachher über die Folge der Konstitutionsartikel begonnen wurde, erklärte sich Barnave mit eben so viel Verstand als Energie über die Nothwendigkeit, die Person des Königs für unverletzlich zu erklären; allein dieser wahrhaft erhaltende Grundsatz ward von den Rednerbühnen herab, die jetzt Werkzeuge in der Hand der Aufrührer waren, welche die Nationalversammlung zu beherrschen suchten, mit Hohngelächter begrüßt. Barnave warf auf sie einen Blick der Verachtung, der noch immer lebendig uns vor Augen schwebt; sein Muth und

Zeit gegründet, die er zur Hinreise gebraucht hatte. Man hat nachher die Sache probirt, und ein leichter Wagen ohne vorhergehenden Kourier brauchte beinahe drei Stunden weniger, als ein schwerer Wagen mit voraufgehendem Kourier.

---

sein Talent schien davon nur neue Kräfte zu gewinnen, und die Nationalversammlung, welche diesmal nur auf die ewigen Gesetze der Vernunft, der Erfahrung und der Politik hörte, heiligte, den Thoren und Aufrührer zum Trotz, diesen großen Grundsatz, ohne welchen kein monarchischer Staat bestehen kann. Die Erörterung, welche wenige Tage nachher eingeleitet wurde, in Bezug auf den alle Ordnung aufhebenden Vorschlag, den Soldaten funfzehn [illegible]ge Zeit zu gestatten, um ihre Beschwerden über die Offiziere einzureichen, welche sie gezwungen hätten, ihre Corps zu verlassen, zeigte vollends, wie sehr sich Barnave immer mehr und mehr von den Theorieen entfernte, die er während der ersten Stürme der Revolution auf die Rednerbühne der Nation mitgebracht hatte. Er widersetzte sich mit Nachdruck dem Entwurf einer Militärkommission, erklärte, daß die von ihren Corps ausgestoßenen Offiziere nicht immer durch den Geist des Patriotismus ausgestoßen worden seyen, verlangte die Verwerfung derjenigen Artikel über die Kriegszucht, welche den Soldaten das Recht einräumten, ihre Chefs anzugeben. Nach einer kurzen Zwischenzeit hörte man, wie Barnave einen Gesetzentwurf gegen die sogenannten widerspenstigen Priester bestritt und die Aufruhrstifter anklagte, daß sie den Gang der Nationalversammlung hemmen wollten, indem sie den Geist des Zwiespalts und der Unruhe unter den Mitgliedern derselben aussäten. Wenn die Popularität Barnave's unter so vielseitigen Angriffen endlich erlag, so wuchs dagegen sein Ruf in den Augen aller Redlichgesinnten; indeß stand es nicht mehr in seiner Macht, Uebel, die unheilbar geworden waren, wieder gut zu machen."

(Der franz. Herausgeber.)

Auch machte ihm die Königin den Vorwurf, daß er die große Straße nach Pont de Sommevelle verlassen habe, wo der Wagen den vierzig Husaren, die er kommandirte, hätte begegnen müssen. Sie meinte auch, man hätte auf den kleinen Volkshaufen zu Varennes losstürzen müssen, ohne erst die Husaren zu fragen, ob sie für den König oder für die Nation wären; überhaupt hätte man nicht erst vom Könige Befehle einholen sollen, da man ja doch die an den Grafen von Inisdal gegebene Antwort gewußt habe, als von Entführung die Rede war; daß Goguelat auf die Frage des Königs: "Wenn man Gewalt brauchen sollte, wird es da wohl sehr scharf hergehen?" geantwortet habe: "Sehr scharf, Ew. Majestät!" was denn hinreichte, um den König zu zwanzig Gegenbefehlen zu veranlassen. Wie soll man aber das begreifen, daß man es sogar vernachläßigte, einen Kourier an Herrn von Bouillé abzusenden, welcher Zeit genug gehabt hätte, um mit einer Ehrfurcht gebietenden Truppenzahl nach Varennes zu kommen, und daß man nicht einmal daran dachte, die dem Könige nacheilenden Kouriere anzuhalten*)? Ihre Majestäten waren bei einem Spezereihändler,

---

*) Der Vorfall zu Varennes, eine von den Begebenheiten der Revolution, deren Aufklärung sehr wichtig ist, weil sie eine der entscheidendsten war, hat eine Menge von Berichten veranlaßt, die sich widersprechen oder sich gegenseitig zur Bestätigung dienen. Die Berichte des Markis von Bouillé, des Herrn von Fontanges (in den Memoiren von Weber), und des Herzogs von Choiseul sind bereits in der Sammlung der Memoiren über die Revolution erschienen. Die elfte Lieferung dieser Sammlung enthält noch die Memoiren des Grafen Ludwig (gegenwärtig Markis von Bouillé), und die Berichte der Grafen von Raigecourt, von Damas und

Namens Sauce, welcher Maire von Varennes war, abgestiegen, und der König sprach lange mit diesem über die Beweggründe, die ihn von Paris entfernten, und wünschte ihm die Nützlichkeit seines Schrittes zu beweisen, der, anstatt aus einer feindseligen Gesinnung, gerade aus seiner Liebe für seine Unterthanen geschehen sey. Dieser Maire hätte den König retten können. Die Königin saß unterdeß im Laden zwischen zwei Ballen Talglichtern und sprach mit Madame Sauce, die in ihrem Hauswesen als eine Frau von großem Gewicht erschien, und auf welche Herr Sauce von Zeit zu Zeit hinblickte, gleichsam um ihren Rath einzuholen. Indeß die Königin erhielt blos zur Antwort: "Was wollen denn Ihre Majestät? Ihre Lage ist sehr unangenehm; aber, sehn Sie, das würde meinen guten Sauce der Gefahr aussetzen, man würde ihm den Kopf abschneiden. Eine Frau muß auf ihren Mann denken."— "Nun wohl! erwiederte ihr die Königin; der meinige ist Ihr König; er hat Sie so lange glücklich gemacht und will es auch ferner thun." Madame Sauce sprach noch weiter von den Gefahren ihres Mannes; da trafen die Flügeladjutanten ein, und die Rückkehr nach Paris war entschieden.

Die erste Kammerfrau des Dauphins, in der Meinung, daß einige Verzögerung Herrn von Bouillé Zeit verschaffen könne, um Truppen herbeizuführen, warf sich auf ein Bette und fieng an zu schreien, daß sie vor heftiger Kolik fast sterbe. Die Königin näherte sich ihr, und diese Dame drückte ihr die Hand, um ihr den Grund dieses Benehmens be-

---

von Valory, welche alle Mitspieler oder Augenzeugen dieser historischen Scene gewesen sind.

(Der franz. Herausgeber.)

merklich zu machen. Ihre Majestät sagte, sie könne eine Frau, die sich so aufgeopfert hätte, um sie auf einer so gefährlichen Reise zu begleiten, unmöglich in einem Zustande der Art im Stich lassen, und sie sey ihr sorgfältige Pflege schuldig. Allein man errieth wahrscheinlich diese unschuldige List, und so ward nicht der mindeste Aufschub bewilligt *).

Nach diesem allen, was mir die Königin von den durch Herrn Goguelat begangenen Fehlern erzählt hatte, glaubte ich, er sey in Ungnade gefallen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als er nach der Amnestie, die auf die Annahme der Konstitution folgte, in Freiheit gesetzt worden war und sich der Königin vorstellte, und von dieser mit der größten Güte empfangen wurde. Sie meinte, er habe gethan, was ihm möglich gewesen, und sein aufrichtiger Pflichteifer müsse das übrige vergessen machen **).

*) Die Königin erzählte mir, daß, als sie noch 2 Lieues vor Varennes waren, ein Unbekannter in vollem Galopp dicht am Wagen des Königs vorbeigeritten sey und einige Worte hinein gerufen habe, die man aber vor dem Gerassel der Räder auf dem Steinpflaster nicht habe verstehen können. Indeß nach ihrer Verhaftung habe man sich an den Ton der Worte dieses Unbekannten erinnert, und der König nebst ihr sey der Meinung gewesen, er habe ihnen zugerufen: "Sie sind erkannt!" oder "Sie sind entdeckt!"

(Die Verfasserin.)

**) Unter den Papieren der Frau von C. befand sich noch ein zweiter Bericht über die Reise nach Varennes, ebenfalls von ihrer Hand; den wir um seiner größeren Ausführlichkeit willen und wegen seiner geschichtlichen Wichtigkeit in den "Historischen Erläuterungen" (No. III.) für unsere Leser noch beigefügt haben. (Der franz. Herausg.)

Historische Erläuterungen
der
Frau von Campan.

I.

Die Königin hatte den Herzog von der Normandie geboren, und die Geburt dieses zweiten Sohnes schien das Glück, das sie bereits genoß, noch zu erhöhen. Außerdem hatte sie noch eine zweite Prinzessin, Namens Sophie. Die ruhige und regelmäßige Lebensweise der königlichen Familie, die sich nicht mehr in dem Alter der rauschenden Vergnügungen befand, erinnert mich an die Jahre, die zwischen dem Friedensschluß von 1783 und der Geburt der zweiten Prinzessin verflossen, als an die glücklichste Zeit Ludwigs des Sechzehnten. Doch bald sollte diese Regierung durch ein unvorhergesehenes Ungewitter getrübt werden, welches durch den Irrthum, durch die niedrigste Verworfenheit und die schwärzeste Verleumdung noch vergrößert wurde.

Der Kardinal von Rohan, der in die Intriguen der Frau von Lamotte auf eine Weise eingegangen war, die bis jetzt noch nicht ganz aufgeklärt ist, that einige Schritte bei Herrn von Saint James, dem Zahlmeister für die außerordentlichen Kriegsausgaben, um eine bedeutende Geldsumme aufzuborgen. Er vertraute ihm einige Details über den Handel, den er mit Böhmer abgeschlossen, um der Königin sein prachtvolles Halsband zu verschaffen. Dieser Finanzbeamte indeß, dessen Vermögensumstände damals schon sehr wankend waren und der bald nachher einen gewaltigen Ban-

kerott machte, lieh ihm kein Geld. Er konnte sich gar nicht erklären, wie der Kardinal, der mit der Königin in offenbarer Disharmonie lebte, zu einem solchen Auftrage käme, und glaubte wegen der ihm gemachten vertraulichen Eröfnung mit der Königin reden zu müssen. Ich weiß nicht, auf welche Weise die Sache der Königin mitgetheilt wurde; aber ich weiß so viel, daß sie auf die Königin wenig Eindruck machte. Wie konnte auch sie, auf dem Gipfel des Glücks und des Ruhms, daran denken, daß sich aus einem solchen Anlaß eine Intrigue bilden könne, die das traurigste Unheil herbeizuführen im Stande seyn würde? Die Königin sagte mir blos, daß schon wieder von diesem fatalen Halsbande die Rede sey; Herr von Saint James habe ihr sagen lassen, daß Böhmer sich immer noch mit der Hofnung hinhalte, es an sie zu verkaufen. Sie trug mir auf, sobald ich ihn einmal sehen würde, mit ihm darüber zu sprechen, und ihn blos zu fragen, was er mit diesem Schmucke gemacht habe.

Den folgenden Sonntag begegnete ich Böhmern in einem Saale der sogenannten großen Schloßzimmer, als ich eben in die Messe der Königin gieng. Ich rief ihn an, und er begleitete mich bis an meine Vergitterung. Ich fragte ihn, ob er endlich sein Halsband losgeworden; er antwortete mir, es sey schon verkauft. Ich fragte ihn, an welchen Hof; er antwortete, an den zu Konstantinopel und es sey gegenwärtig im Besitz der Favoritsultanin. Ich wünschte ihm Glück dazu. Indeß empfand ich hauptsächlich wegen der Königin einiges Vergnügen darüber, weil diese doch nun nicht mehr wegen dieses Stücks geplagt werden würde. Am Abend stattete ich von der gehabten Zusammenkunft und von meiner Unterredung mit dem Juwelier Bericht ab. Für die Königin war dies eine wahre Freude. Doch bezeigte sie

einige Verwunderung darüber, daß ein Halsband, welches zum Schmuck für Französinnen gearbeitet worden, bis in das Serail gekommen sey, und meinte, daß blos die Schönheit der darin verbundenen Diamanten den Ankauf des Ganzen bewirkt haben könne. Sie sprach bei dieser Gelegenheit mit mir sehr lange über die große Veränderung, die mit dem Geschmack und den Lieblingswünschen der Frauen zwischen dem zwanzigsten und dem dreißigsten Jahre vorgehen; sie erzählte mir, als sie noch nicht zehn Jahre alt gewesen, habe sie die Diamanten bis zur Thorheit geliebt, gegenwärtig aber habe sie nur noch Sinn und Geschmack für Privatumgang, Landleben, Beschäftigung, und für die Erziehung ihrer Kinder. Von diesem Augenblick, bis zu dem unseligen Ausbruch der ganzen Geschichte war von dem Halsband nicht weiter die Rede.

Im Jahre 1785 erfolgte die Taufe des Herzogs von Angouleme. Die Königin bestellte bei Böhmer das Achselband, die Schnallen und den Degen, womit der König und sie bei dieser Gelegenheit das Kind beschenkten. Als Böhmer diese Stücke der Königin einhändigte, überreichte er ihr zugleich eine Note, die sich in einer der Denkschriften, die während des Prozesses des Kardinals gedruckt wurden, wörtlich treu abgedruckt befindet. Die Königin trat in ihre Bibliothek, wo ich eben ein Buch durchblätterte, und hielt dies Papier in der Hand. Sie las mir es vor, und meinte, da ich diesen Morgen die Räthsel im Merkur errathen hätte, so möchte ich doch auch die Lösung dessen zu finden suchen, was der Narr Böhmer ihr so eben zugesandt habe, — es waren dies ihre eigenen Worte. Sie las mir diese Note vor, welche ganz so wie in jener Denkschrift die Bitte enthielt, "ihn nicht zu vergessen", und wie glücklich er sich fühle, sie im Besitz

der schönsten Diamanten zu sehen, die in Europa existirten. Nachdem sie es gelesen, drehte sie das Papier zusammen und zündete es an einem Wachsstock an, der in ihrer Bibliothek zum Brieffiegeln beständig angezündet dastand, und trug mir blos auf, wenn ich Böhmern sähe, von ihm eine Erklärung darüber zu verlangen. "Hat er denn noch einige Schmuckstücke in Vorrath? fuhr die Königin weiter fort; ich würde dann in Verzweiflung seyn; denn ich habe mir vorgenommen, mit ihm nie mehr etwas zu schaffen zu haben. Wenn ich die Form meiner Diamanten einmal geändert zu haben wünschen sollte, so werde ich mich meines Kammerjuweliers bedienen, der zu stolz ist, um mir auch nur einen Karat zum Verkauf anzubieten"

Nach dieser Unterredung reiste ich auf mein Landgut nach Crespy. Mein Schwiegervater hatte da alle Sonntage zu Mittag Gäste, und Böhmer pflegte ein bis zweimal des Sommers auch dahin zu kommen. Sobald ich mich da eingerichtet hatte, kam Böhmer ebenfalls hin. Ich wiederholte ihm wörtlich alles, was mir die Königin an ihn aufgetragen hatte. Er schien versteinert, und fragte mich, wie doch die Königin den Sinn des Papiers, welches er ihr überreicht hätte, nicht habe begreifen können. "Ich habe es selber gelesen, fuhr ich fort, und nichts darin verstanden," — "Was Sie betrift, Madame, erwiederte Böhmer, so wundert mich das nicht." Er fügte hinzu, es sey bei der Sache ein Geheimniß, um welches ich vielleicht nicht wisse, und bat mich um eine Unterredung, worin er mich vollständig von dem unterrichten werde, was zwischen der Königin und ihm vorgefallen. Ich konnte ihm diese erst für den Abend, und zwar um die Stunde, wo die Pariser Gäste fort seyn würden, versprechen. Sobald ich die Personen losgeworden war, die meine Gegenwart

im Gesellschaftssaale nöthig machten, gieng ich mit Böhmer in eine Gartenallee hinunter. Ich glaube mich noch Wort für Wort an das Gespräch erinnern zu können, das zwischen diesem Manne und mir statt hatte. Ich wurde gleich im ersten Augenblick, wo ich diesen eben so niedrigen als gefährlichen Betrug entdeckte, so von Schrecken ergriffen, daß jedes Wort dieser Unterredung sich tief in mein Gedächtniß eingeprägt hat. Ich war so von Betrübniß durchdrungen, ich ahndete so viele Gefahren in Hinsicht der Art und Weise, wie die Königin sich von einer Lüge der Art würde losmachen müssen, daß es während dieser Unterredung mit Böhmer zu donnern und zu regnen anfieng, ohne daß ich es bemerkte.

Als ich nun mit Böhmer allein war, fieng ich so an:

Was bedeutet denn das Papier, welches Sie am Sonntag Ihrer Majestät beim Herausgehen aus der Kapelle übergaben?

B. Das kann der Königin nicht unbekannt seyn, Madame.

Verzeihen Sie; sie hat mir sogar aufgetragen, Sie darum zu befragen.

B. Das ist blos Scherz.

Welcher Scherz, meinen Sie denn, könnte bei einer einfachen Sache zwischen Ihnen und der Königin stattfinden? Die Königin kleidet sich sehr selten in ihren Staat, Sie wissen es ja; Sie haben mir selber gesagt, daß die außerordentliche Einfachheit des Versailler Hofes Ihrem Handel Schaden thue. Sie fürchtet, daß Sie immer neue Sachen erfinden würden, sie hat mir ausdrücklich befohlen, Ihnen zu sagen, daß sie zu den Diamanten, die sie schon besitzt, auch nicht einen für zwanzig Louisdor hinzukaufen werde.

B. Ich glaube es wohl, Madame, sie hat es auch weniger nöthig als jemals. Aber was hat sie denn über das Geld geäußert?

Sie sind ja längst bezahlt.

B. Ach, Madame, Sie sind im Irrthum. Man ist mir noch eine große Summe schuldig.

Was wollen Sie damit sagen?

B. Ich muß Ihnen schon alles gestehen. Die Königin hält es vor Ihnen geheim; sie hat mein großes Halsband gekauft.

Die Königin? Sie hat es Ihnen ja abgeschlagen; sie hat es sogar dem Könige abgeschlagen, der es ihr schenken wollte.

B. Nun gut! sie hat ihre Ansicht geändert.

Hätte sie ihre Idee geändert, so hätte sie es doch wohl den König wissen lassen. Ich habe auch dieses Halsband niemals unter den Diamanten der Königin gesehen.

B. Sie wollte es am Pfingsttage tragen. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie es nicht gethan hat.

Wenn hat Ihnen denn die Königin angezeigt, daß sie sich zum Ankauf Ihres Halsbandes entschlossen habe?

B. Sie selber hat nie darüber mit mir gesprochen.

Wer war denn ihre Mittelsperson?

B. Der Kardinal von Rohan.

Sie hat seit zehn Jahren ihn niemals angeredet. Sie sind bestohlen, lieber Böhmer, ich weiß selbst nicht durch welche Intrigue, aber die Sache ist gewiß.

B. Die Königin stellt sich, als stehe sie mit dem Kardinal nicht ganz gut; aber er steht mit ihr sehr gut.

Was meinen Sie damit? Die Königin stelle sich blos so, als ob sie mit einer so ausgezeichneten Person des Hofes schlecht stehe? Im Gegentheil, die Fürsten stellen sich sonst eher, als ob sie mit einem gut ständen. Sie hat sich ferner also vier Jahre lang gestellt, als wolle sie Ihr Halsband weder kaufen noch zum Geschenk annehmen, hat es aber doch endlich gekauft, und stellt sich, als könne sie sich nicht daran erinnern, weil sie es nicht trägt? — Sie sind ein Narr, guter Böhmer, und ich sehe Sie in eine Intrigue verwickelt, die mich für Sie zittern macht und die mich um der Königin willen betrübt. Als ich Sie vor sechs Monaten fragte, was aus dem Halsbande geworden und wo Sie es denn abgesetzt hätten, sagten Sie mir, Sie hätten es an die Favoritsultanin verkauft.

B. Ich habe so geantwortet, wie die Königin es wünschte; sie hatte mir ja durch den Kardinal von Rohan diese Antwort anbefehlen lassen.

Aber so sagen Sie mir doch, wie die Befehle der Königin an Sie gekommen sind.

B. Durch Schreiben, die von ihr eigenhändig unterzeichnet waren; und seit einiger Zeit bin ich genöthigt, dieselben manchen Leuten, die mir Geld geliehen, vorzuzeigen, um sie zu beruhigen.

Sie haben also niemals etwas erhalten?

B. Verzeihen Sie; ich habe bei Ueberlieferung des Halsbandes eine Summe von dreißig tausend Franks in Kassenbillets empfangen, die mir Ihre Majestät durch den Kardinal einhändigen ließ, und Sie können versichert seyn, daß er die Königin insgeheim sieht und spricht; denn er hat mir bei Uebergabe dieser Summe gesagt, daß sie dies

selbe in seiner Gegenwart aus einer Brieftasche in ihrem Porzelansekretär, der in ihrem kleinen Kabinet steht, herausgenommen habe.

Das sind alles Lügen; und Sie sind sehr strafbar, daß Sie, obwohl Sie vermöge Ihrer Stelle am Hofe dem Könige und der Königin den Eid der Treue geleistet haben, sich ohne Wissen des Königs für die Königin in Unterhandlungen einlassen, und zwar in einer so bedeutenden Sache und ohne von ihr unmittelbaren Befehl erhalten zu haben.

Diese letztere Bemerkung machte diesen gefährlichen Schwachkopf bestürzt; er fragte mich, was er denn machen solle. Ich rieth ihm, den Baron von Breteuil aufzusuchen, der, seitdem er die Bewahrung der Krondiamanten unter sich hatte, sein Minister war, diesem alles, was vorgefallen, aufrichtig zu entdecken, und sich von ihm leiten zu lassen. Er versicherte mich, daß er lieber mir diese Eröfnung gegen die Königin übertragen würde. Ich lehnte es ab, weil ich in seiner Erzählung einen Hinterhalt von geheimen Ränken entdeckte, welchen mir die Klugheit zu vermeiden gebot. Ich brachte zehn Tage auf meinem Landsitze zu, ohne daß ich von dieser Geschichte weiter etwas hörte. Die Königin ließ mich hierauf nach Klein Trianon rufen, um mit mir die Rolle der Rosine, die sie im Barbier von Sevilla spielen wollte, einzustudiren. Ich saß mit ihr ganz allein auf dem Sopha; es war blos von der Rolle die Rede. Nachdem sie eine Stunde lang mit Wiederholung der Rolle hingebracht hatte, fragte sie mich, warum ich ihr denn den Böhmer zugeschickt hätte; er habe mit ihr von meinetwegen sprechen wollen, sie habe ihn aber nicht vor sich gelassen. Ich erfuhr auf diese Weise, daß er nichts von dem, was ich ihm gera-

then, gethan hatte. Der Eindruck, den die Nennung des Namens dieses Mannes auf mich machte, mochte sich auf meinem Gesicht verrathen; die Königin bemerkte es und fragte mich darüber. Ich bat sie, ihn zu sprechen; ich versicherte sie, es sey dies für ihre Ruhe dringend nöthig, weil sich hinter ihrem Rücken eine Intrigue anspinne, und zwar eine sehr ernsthafte, indem man gewissen Leuten, welche an Böhmer Geld geliehen, Schuldversicherungen vorzeige, die von ihr eigenhändig unterzeichnet seyen. Ihr Erstaunen und ihr Verdruß war unbeschreiblich. Sie befahl mir, in Trianon zu bleiben, und ließ einen Kourier nach Paris abgehen, um Böhmern unter irgend einem Vorwande zu sich zu fordern. Er kam den folgenden Morgen, an demselben Tage, wo die Komödie aufgeführt werden sollte, und es war dies zugleich das letztemal, daß die Königin sich in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit eine Unterhaltung der Art gewährte.

Die Königin ließ ihn in ihr Kabinet eintreten und fragte ihn, aus welchem unseligen Anlaß sie denn noch immer von seinem närrischen Plane reden hören müsse, daß er an sie ein Stück verkaufen wolle, das sie seit mehreren Jahren fortwährend abgelehnt habe. Er antwortete, er sey wohl dazu gewungen, da er seine Gläubiger nicht mehr beruhigen könne. »Was gehen mich Ihre Gläubiger an?« sagte die Königin. Nun gestand Böhmer allmählig alles das, was, seiner Einbildung nach, zwischen ihm und der Königin durch die Vermittelung der Kardinals vorgefallen war. Bei jedem einzelnen Umstande, den sie jetzt vernahm, stellte er ihrem Erstaunen und Unwillen die größte Gleichförmigkeit seines Betragens entgegen. Sie sprach vergebens; der lästige und so gefährliche Juwelier hörte nicht auf,

zu wiederholen: "Ew. Majestät, jetzt ist es nicht mehr Zeit, sich zu verstellen, geruhen Sie nur zu gestehen, daß Sie mein Halsband haben, und lassen Sie mir Unterstützung zukommen, oder mein Bankerott wird bald alles offenbar machen."

Man kann sich leicht vorstellen, wie tief der Schmerz der Königin darüber war. Als Böhmer weggieng, fand ich sie in einem sehr beunruhigenden Zustande. Der Gedanke, daß man habe glauben können, ein Mann wie der Kardinal besitze ihr tiefstes Vertrauen, und sie habe sich seiner gegen einen Kaufmann bedient, um sich ohne Wissen des Königs eine Sache zu verschaffen, die sie aus der Hand des Königs nicht habe annehmen wollen, brachte sie zur Verzweiflung. Sie zog den Abbé von Vermond und den Baron von Breteuil nach einander zu Rathe. Allein der Haß und die Verachtung, welche diese Männer gegen den Kardinal hegten, ließ sie vergessen, daß Personen aus den ersten Ständen des Staats, selbst bei den niedrigsten Lastern, immer noch Schutz und Beistand in dem Stande finden, dem sie angehören, daß ein Rohan, ein geistlicher Fürst, wie strafbar er auch seyn möchte, eine bedeutende Parthei für sich haben würde, an die sich dann alle Unzufriedenen des Hofes und alle Lästermäuler der Hauptstadt natürlicher Weise anschließen würden.

Man überredete sich nur zu leicht, daß er aller Vorrechte seines Ranges und Standes beraubt, und der Schande, die sein Betragen verdiente, preisgegeben werden würde; allein man täuschte sich.

Ich sprach die Königin nach dem Weggange des Barons und des Abbé's; ihr heftig bewegter Gemüthszustand erschreckte mich. "Abscheuliche Laster, äußerte sie,

müssen durchaus entlarvt werden. Wenn der römische Purpur und der Fürstenhut blos einen Geldbedürftigen und Gauner decken, der die Gemahlin seines Monarchen bloszustellen wagt, so muß ganz Frankreich und Europa es wissen." Der unheilbringende Plan war in diesem Augenblick offenbar schon entworfen. Die Königin sah mein Erschrecken; ich verheimlichte es ihr nicht. Ich wußte, sie hatte zu viele Feinde, als daß mir nicht hätte bange werden müssen, wie ich sie im Begriff sah, die ganze civilisirte Welt mit einer Intrigue bekannt zu machen, die man nur noch mehr zu verwirren suchen würde. Ich bat sie, die weisesten und gemäßigtesten Maßregeln zu nehmen. Sie legte mir Stillschweigen auf und sagte mir, ich möchte ganz ruhig und überzeugt seyn, daß hier keine Unvorsichtigkeiten begangen werden würden.

Das vom Könige mit dem Kardinal hierauf angestellte Verhör, die Verhaftung und der Prozeß des Kardinals, und der endlich erfolgte Urtheilsspruch sind zu bekannt und auch oben bereits erzählt worden *).

Herr Pierre de Laurencel, Substitut des Generalprokurators, ließ der Königin ein Namenverzeichniß von Mitgliedern der großen Kammer zukommen, nebst einer Uebersicht der Mittel, deren sich die Freunde des Kardinals bedient hatten, um während der Dauer des Prozesses für ihn Stimmen zu gewinnen. Es befand sich diese Liste unter den Papieren, welche die Königin meinem Schwiegervater, und, nach dessen Tode, mir zum Aufheben gegeben hatte. Ich habe dieses Verzeichniß später verbrannt, und ich erinnere mich blos noch, daß die Frauen dabei eine für ihre Sittlich-

*) Seite 88.

keit eben nicht vortheilhafte Rolle spielten. Durch sie und durch bedeutende Summen, die man gezahlt hatte, war den ältesten und ehrwürdigsten Personen der Kopf verrückt worden. Ich sah darunter auch nicht ein einziges Parlements-Mitglied, welches unmittelbar gewonnen worden wäre.

II.

Darstellung der Abreise Ludwigs des Sechzehnten nach Paris am 6. October 1789. Von Herrn von Saint Priest.

Ich glaube die Darstellung dessen, was am 5. und 6. October 1789 zu Versailles vorgegangen, damit anfangen zu müssen, daß ich den Inhalt eines Briefes mittheile, den mir Herr von La Fayette einige Tage zuvor schrieb.

»Der Herzog von La Rochefoucauld wird Ihnen erzählt haben, daß man den Grenadieren den Gedanken in den Kopf gesetzt hat, diese Nacht nach Versailles zu gehen. Ich ließ Ihnen damals sagen, Sie möchten sich darüber nicht beunruhigen, weil ich ganz auf das Vertrauen derselben zu mir rechnete, um sie von diesem Plan abzulenken. Ich muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen und erklären, daß sie sich vorgenommen hatten, mich erst um Erlaubniß dazu zu bitten, und daß mehrere darin blos einen ganz gewöhnlichen Schritt sahen, der nur auf meinen Befehl erfolgen werde. Dieses bloße Wollen ist durch vier Worte, die ich zu ihnen sprach, gänzlich zerstört worden. Ich denke jetzt nur noch an die unerschöpflichen Hilfsquellen der Kabalenmacher. Sie dürfen diesen Umstand nur als eine Anzeige betrachten, die von keiner Bedeutung ist.«

Herr von La Fayette rechnete indeß nicht so stark, als er es versicherte, auf den Gehorsam der Grenadiere, der weiland französischen Garden, da er zu Sevres und zu Saint Cloud Abtheilungen der unbesoldeten Nationalgarde aufstellte, um die Uebergänge über den Seinestrom zu bewachen. Er benachrichtigte mich davon, und befahl dem Kommandanten dieser Posten, mir es zu melden, wenn ein solcher Uebergang statt fände.

Diese Anordnungen schienen mir indeß nicht hinreichend, um die königliche Residenz zu sichern. Ich nahm den Brief des Herrn von La Fayette in den Staatsrath mit und benutzte dies als Anlaß, um vorzuschlagen, daß Versailles durch einige reguläre Truppen verstärkt werden möchte. Ich bemerkte, daß der Brief des Herrn von La Fayette einen sehr scheinbaren Beweggrund dazu, und ein Mittel darbot, dem vom König sanctionirten Decret zu genügen, welches den Municipalbehörden in Hinsicht auf die Bewegungen der regulären Truppen ein Vorrecht ertheilte. Der König genehmigte in Uebereinstimmung mit seinem Staatsrath diesen Vorschlag und trug mir auf, ihn auszuführen. Ich adressirte demzufolge den Brief des Herrn von La Fayette an die Municipalität von Versailles, nachdem ich den Maire zuvor davon benachrichtigt hatte. Das Actenstück wurde sofort einregistrirt, und demzufolge der Beschluß gefaßt, die vollziehende Gewalt um eine Truppenverstärkerung zu ersuchen. Mit dieser Vollmacht versehen, bemerkte ich dem Kriegsminister, daß, da das Infanterieregiment Flandern gerade unterweges sey, um einen für die Pariser Nationalgarde bestimmten Waffentransport von Douai nach Paris zu geleiten, es sehr zweckmäßig seyn würde, dies Truppenkorps, sobald es seine Sendung erfüllt haben würde, nach Versailles

zu ziehen, um wenigstens zum Theil die Gährung zu vermeiden, welche die Ankunft eines Linienregiments in der königlichen Residenz sowohl unter den Parisern, als in der Nationalversammlung unfehlbar veranlassen würde. Diese Maßregel wurde vom Ministerrath genehmigt. Bailly sagt in seinem Tagebuche, daß er mir über die Unruhe, in welche die Bezirke von Paris dadurch versetzt worden, geschrieben habe. Er fügt hinzu, ich hätte ihm geantwortet: »die durch sehr umständliche Gerüchte angekündigte Ankunft von Bewaffneten in der königlichen Residenz, in der Absicht, die Ankunft des Regiments Flandern daselbst zu hindern, habe den König bestimmt, in dieser Hinsicht militärische Maßregeln zu nehmen.«

Ich kann mich um so weniger darauf zurückbesinnen, was ich damit meinte, da ich mit Gewißheit weiß, daß ich keine andere militärische Maßregel nahm als die, dem Regiment Flandern einen Wink zu geben, sie möchten als Krieger marschieren und sich nicht von ihrer Bestimmung ablenken lassen.

Freilich hatte nach meiner Antwort an Bailly die städtische Behörde von Paris die Dreistigkeit, vier Deputirte nach Versailles zu senden, um sich bei den königlichen Ministern nach den Gründen der Hinberufung des Regiments Flandern zu erkundigen. Diese Deputirten stiegen bei mir ab, und der eine von ihnen, Herr Dusaulx, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften, führte das Wort. Er fragte mich in einem höchst gebieterischen Tone über den fraglichen Gegenstand und kündigte mir an, daß die Ausführung dieses Planes sehr unangenehme Folgen haben werde. Ich antwortete ihm in dem gemäßigtsten Tone, daß die Herforderung eines Linienregiments eine natürliche Folge des

Winkes sey, den Herr von La Fayette in einem Briefe gegeben. Ich fügte hinzu, daß ich ihm dies blos für meine Person antwortete, da Seine Majestät mich nicht bevollmächtigt habe, auf eine Frage zu antworten, von welcher er unmöglich habe voraussehen können, daß man sie an seinen Minister wagen werde. Herr Dusaulx und seine drei Mitdeputirten, unter denen auch Herr von Condorcet sich befand, reisten sehr unzufrieden zurück. Die Aufrührer der Nationalversammlung unterließen nicht, sich in die Sache ebenfalls zu mischen. Die Herren Alexander Lameth und Barnave wendeten sich deshalb an mich und forderten mich auf, den König zu bitten, die Berufung dieses Linienregiments abzubestellen. Ich antwortete ihnen indeß so, daß ich ihnen alle Hoffnung dazu benahm. Das Regiment kam ohne das mindeste Hinderniß in Versailles an. Die Kabalenmacher gaben der alten französischen Garde zu verstehen, es sey dazu bestimmt, um als königliche Leibgarde an ihre Stelle zu treten: was eine bloße Erdichtung war. Indeß gab dies Anlaß, daß sie ihren alten Plan, nach Versailles zu gehen, wieder aufnahmen. Ich weiß nicht, ob sie blos zur Absicht hatten, dort ihren ehemaligen Posten wieder einzunehmen, oder ob sie bereits den König nach Paris zurückzuführen gedachten. Wie dem auch seyn mag, die Sache kam bald zum Ausbruch.

Die Leibgarden gaben den Offizieren des Regiments Flandern eine Mahlzeit, und ladeten dazu einige Unteroffiziere und Soldaten so wie auch Nationalgardisten von Versailles ein. Es war ein alter Brauch, daß die Militärkorps in der Residenz neuangekommenen Truppen diese Höflichkeit erwiesen. Man trank dabei viele Gesundheiten, und das Gastmal war so geräuschvoll, als es bei solchen Gelegenheiten

zu gehen pflegt. Die Musiker des Regiments waren dazu mit eingeladen worden, und das Lied aus Richard Löwenherz, welches mit dem Verse anfängt: O Richard, o mon Roi! erregte den lebhaftesten Enthusiasmus. Man hielt für gut, die Königin dazu zu holen, um die Begeisterung zu erhöhen. Ihre Majestät erschien auch wirklich nebst dem Dauphin, und dies erregte von neuem ein freudiges Rufen. Als man den Saal dieses Festes verließ, stellten sich einige Soldaten, vielleicht vom Weine berauscht, im Marmorhofe auf, und zwar unter den Zimmern des Königs, der so eben von der Jagd zurückkehrte. Der Ruf: es lebe der König! ließ sich hören, und einer von den Soldaten stieg, unterstützt von seinen Kameraden, von außen bis zum Balcon des Zimmers des Königs hinauf, der sich nicht zeigte. Ich war auf meinem Zimmer, und ließ mich erkundigen, woher denn dieser Lärm komme, wo man mir denn dies berichtete. Uebrigens habe ich keinen Grund zu glauben, daß man irgend die Nationalkokarde mit Füßen getreten habe; und es ist dies um so weniger wahrscheinlich, da der König sie damals selber trug, und da es also Mangel an Ehrerbietung gegen Seine Majestät selber verrathen haben würde. Es war dies eine bloße Lüge, erfunden, um die Gemüther der Pariser Nationalgarde zu erhitzen.

Der Graf von Estaing kommandirte damals die Nationalgarde von Versailles. Der König gab ihm nun auch noch den Oberbefehl über alle regulären Truppen, die in der Stadt waren. Sie bestanden aus den beiden Bataillons des Regiments Flandern, zweihundert Jägern, von den Bischöflichen, achthundert Leibgarden zu Pferde und der diensthuenden Schweizergarde. Am 5. October gegen elf Uhr Vormittags kam einer meiner Kammerdiener von Paris, um mir

zu melden, daß die besoldete und unbesoldete Pariser Nationalgarde, von einer unermeßlichen Pöbelmasse von Männern und Weibern begleitet, sich nach Versailles in Marsch gesetzt habe. Der König war eben auf den Anhöhen von Meudon auf der Jagd, und ich meldete es ihm sogleich schriftlich. Seine Majestät kehrte bald zurück und bestellte den Staatsrath auf halb vier Uhr zu sich. Dieser bestand damals aus acht Ministern: dem Marschall von Beauvau, den Erzbischöfen von Vienne und von Bordeaux, als Großsiegelbewahrern, aus dem Herrn Necker, als Finanzminister, und den Grafen von Montmorin, von La Luzerne, von La Tour du Pin, und von Saint Priest, als Staatssekretären.

Ich meldete dem Ministerrath die Nachricht, die ich erhalten hatte, und die sofort durch mehrere andere Berichte bestätigt wurde. Ich stellte vor, wie gefährlich es seyn würde, die Ankunft dieser Volksmasse in Versailles abzuwarten, und schlug Maßregeln vor, die man unter diesen Umständen ergreifen könne. Sie bestanden darin, die Brücken über die Seine besetzen zu lassen, und zwar die zu Sevres durch ein Bataillon vom Regiment Flandern, die zu Saint Cloud durch ein anderes Bataillon, die zu Neuilly durch die Schweizergarde; endlich darin, daß der König nach Rambouillet, wo die Jäger vom Regiment Lothringen standen, seine Gemahlin und Familie senden, er selber aber mit den zweihundert bischöflichen Jägern und seinen achthundert Schweizergarden den Parisern entgegen gehen sollte. Ferner sollten die tausend Mann Kavallerie, jenseit der Brücke von Sevres in Schlachtordnung aufgestellt, dem Pariser Haufen befehlen, zurückzugehen, und im Fall der Weigerung einige Kavallerieangriffe auf sie machen, um sie zu zerstreuen. Endlich, wenn dies nicht gelänge, so könnte der König bei guter Zeit

an der Spitze seiner Truppen nach Versailles zurückkehren, und sofort nach Rambouillet abgehen. Mein Rath wurde vom Marschall von Beauvau, von den Herren von La Luzerne und von La Tour du Pin gebilligt, dagegen von Herrn Necker lebhaft bestritten, den der Graf von Montmorin und die Erzbischöfe von Vienne und von Bordeaux unterstützten. Herr Necker behauptete, es sey keine Gefahr, wenn man auch diese Menschenmenge nach Versailles kommen ließe, da sie wahrscheinlich blos dem Könige eine Bittschrift zu überreichen käme, und daß im schlimmsten Falle, wenn der König es für nöthig erachten solle, seinen Sitz in Paris aufzuschlagen, er dort von seinem Volke, welches ihn anbete, verehrt und hochgeachtet werden würde.

Ich erwiederte dagegen, der Grund und die Form dieses Schrittes sey von der Art, daß sich von allen diesen angeblichen Gesinnungen des Pariser Volks sehr bald das Gegentheil ausweisen würde.

Der König erklärte sich nicht über den Entschluß, den er ergreifen werde. Er schloß die Berathung, und wir erfuhren, daß er noch erst hatte die Königin zu Rathe ziehen wollen. Sie erklärte ihm, daß sie sich in keinem Falle von seiner Person und von seinen Kindern trennen wolle; dadurch ward denn die Ausführung der von mir vorgeschlagenen Maßregel unmöglich. Bei dieser Verwirrung ergriff man keine Maßregel weiter, und wartete alles ab. Ich ließ indeß nach der Schweizerkaserne zu Courbevoie den Befehl abgehen, daß alles, was vom Garderegiment dort etwa noch wäre, sich auf der Stelle nach Versailles begeben solle; was denn auch sogleich geschah.

Die Nationalversammlung hatte eben ihre Sitzung, als sie durch einen der Deputirten, der so eben von Paris eine

traf, Nachricht von dem Marsch der Pariser erhielt. Einem Theil derselben war diese Bewegung des Volks nicht befremdend. Es schien, als wolle Mirabeau sie benutzen, um den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen. Als Mounier, der damalige Präsident der Nationalversammlung, diese Idee mit Abscheu verwarf; sagte Mirabeau zu ihm: »Was liegt Ihnen denn daran, gutmüthiger Mann, wenn Sie statt Ludwig dem Sechzehnten einen Ludwig den Siebzehnten zum Könige bekommen?« Der Taufname des Herzogs von Orleans war nemlich auch Ludwig.

Mounier schlug bei dem Drang der Umstände der Nationalversammlung vor, sich für fortdauernd und für unzertrennlich von Seiner Majestät zu erklären; dies wurde denn auch beschlossen. Nun bestand Mirabeau darauf, daß die Deputation, welche dies Dekret dem Könige überbringen würde, von ihm die Sanction einiger andern, welche noch zurück geblieben waren, zu verlangen; unter andern das über die Menschenrechte, woran man noch einige Aenderungen wünschte. Die Umstände vermochten auch wirklich den König zur Sanction. Einige Bürgerinnen erschienen, um Bürgergeschenke zu überreichen. Es schien, als seyen sie abgeschickt, um die Gesellschaft bis zur Ankunft der Pariser zu unterhalten. Sie wurden vorgelassen, und es gab eine lächerliche Scene.

Der Graf von Estaing hatte die Garden zu Pferde aufsitzen lassen und sie auf dem Paradeplatz aufgestellt, und zwar vor der französischen Garde, deren Stelle jetzt eine Abtheilung der Versailler Nationalgarde eingenommen hatte, welche ein Leinwandhändler, Namens Lecointre, von sehr schlechter Gesinnung, kommandirte. Er fand es schlecht, daß die Leibgarden die erste Linie bildeten, und suchte einige

Streitigkeiten zu veranlassen, um sie von da wegzutreiben. Er schickte deshalb Leute ab, die sich zwischen die Reihen der Reiter hineinschleichen und die Pferde scheu machten. Herr von Savonnieres, ein Gardeoffizier, welcher diese Kerls wegjagte, empfieng von der Seite der Nationalgarde her einen Flintenschuß, woran er einige Zeit darauf starb. Herr von Estaing, welcher vom Könige den geheimen Befehl erhalten hatte, sich keine Thätlichkeit zu erlauben, ließ die Garden in ihre Kasernen zurückkehren. Sie wurden bei ihrem Weggange durch einige Flintenschüsse von der Versailler Nationalgarde begrüßt, wovon einige Menschen und Pferde verwundet wurden. Als sie in ihre Kaserne zurückkehrten, fanden sie dieselbe von dem Versailler Pöbel geplündert; weshalb sie nach ihrem vorigen Standort zurückkehrten.

Das Regiment Flandern war am Eingange der Versailler Allee aufgestellt. Mirabeau und einige andere Deputirten fiengen an, sich unter die Reihen der Soldaten zu mischen, auch versicherte man, daß sie Geld unter dieselben vertheilt hätten. Die Soldaten liefen nach den Wirthshäusern der Stadt und kamen am Abend wieder zusammen, wo man sie in die königlichen Marställe einschloß.

Was die Leibgarden betraf, so wußte Herr von Estaing nichts besseres, als sie in den Ministerhof einzulassen und die Schloßgitter zu sperren. Von da giengen sie nach der Schloßterrasse, hierauf weiter nach Trianon, endlich nach Rambouillet.

Ich konnte mich nicht enthalten, dem Herrn von Estaing, als er eben vom Könige kam, meine Verwunderung darüber zu bezeigen, daß ich so gar keine militärische Anordnung von ihm treffen sah. "Mein Herr, erwiederte er,

ich erwarte die Befehle des Königs» (der aber nicht den Mund öfnete). »Wenn der König nichts befiehlt, fügte ich hinzu, so muß ein General sich als Militär selbst bestimmen.» Darauf erfolgte keine Antwort. Gegen sieben Uhr Abends erschien eine Art von Pariser Avantgarde, aus schlechtbewafneten Männern und aus Weibern vom Pöbel bestehend, an den Gitterthoren des Ministerhofes, die man zu öfnen sich weigerte. Diese Leute verlangten, daß man einigen Frauen erlauben möchte, dem Könige eine Bittschrift zu überreichen. Seine Majestät befahl, sechs derselben hereinzulassen, und sagte mir, ich möchte nach dem Ochsenauge gehen und sie da anhören. Ich begab mich also dahin. Eine dieser Frauen, die — wie ich nachher erfahren habe — ein öffentliches Mädchen war, führte das Wort und stellte mir vor, in Paris sey Brodmangel und das Volk komme daher, um sich an Seine Majestät zu wenden. Ich antwortete, der König habe alle Maßregeln, die von ihm abhiengen, ergriffen, um dem Mangel bei der letzten Ernte abzuhelfen; zugleich fügte ich hinzu, Unfälle der Art müße man mit Geduld ertragen, so wie man ja auch die Dürre, wenn es an Regen fehle, ertragen müsse. Ich entließ diese Frauen, indem ich ihnen sagte, sie möchten nach Paris zurückkehren und ihre Mitbürger von der Liebe des Königs zu dem Volke seiner Hauptstadt versichern. Damals machte mir ein Privatmann, den ich nicht kannte, den ich aber nachher als den Markis von Favras habe bezeichnen hören, den Vorschlag, ich möchte einer Anzahl von Kavalieren, die gerade zugegen wären, Pferde aus den königlichen Marställen geben lassen, damit sie den Parisern entgegen sprengen und sie zum Rückzuge nöthigen könnten. Ich antwortete ihm, daß die Pferde aus den königlichen Marställen, da sie

zu dieser Art des Dienstes nicht dressirt seyen, sehr schlechte Dienste leisten und ihre Reiter ganz zwecklos der Gefahr aussetzen würden. Ich gieng zum Könige zurück, um ihm von meiner Unterredung mit diesen Frauen Bericht abzustatten. Bald darauf versammelte der König den Staatsrath; es war Nacht. Kaum hatten wir uns gesetzt, als ein Flügeladjutant des Herrn von La Fayette, Namens Villars, mir einen Brief überbrachte, welchen dieser General von Auteuil, eine halbe Stunde von Paris, aus, an mich schrieb. Er meldete mir, er sey mit der besoldeten und unbesoldeten Pariser Nationalgarde und einem Theile des Pariser Volks, die dem Könige Vorstellungen zu machen kämen, im Marsch begriffen. Er bat mich, Seine Majestät zu versichern, daß keine Unordnungen vorfallen würden, und daß er dafür stehe. Ungeachtet dieser zuversichtlichen Sprache ist es gewiß, daß La Fayette wider seinen Willen, als er eben bemüht war, die schon im Marsch begriffene alte französische Garde am Pont Royal aufzuhalten, nach Versailles mit fortgezogen wurde. Eben so gewiß ist es, daß er sich mit dem Gedanken, nach Versailles zu gehen, seit jenem ersten Briefe etwas vertraut gemacht hatte. Er hatte sich sogar gegen mich geäußert, als halte er Paris in diesem Augenblick für passender zur königlichen Residenz als Versailles; aber ohnsteitig hatte er gewünscht, daß man sich anders benehmen möchte, um Seine Majestät dahin zu ziehen.

Nachdem ich dem versammelten Ministerrath den Brief des Herrn von La Fayette vorgelesen, wiederholte ich meine am Nachmittag abgegebene Meinung, mit dem Bemerken, daß es jetzt zu spät sey, um noch die Maßregeln zu ergreifen, die ich damals vorgeschlagen, indeß sey es dringend, daß der König mit seiner Familie und den regulären Truppen nach

Rambouillet abgehe. Nun entbrannte der Streit zwischen mir und Necker noch lebhafter als das erstemal. Ich setzte die Gefahren aus einander, die der König und seine Familie zu bestehen haben würden, wenn sie nicht durch ihre Abreise denselben auswichen, Ich ließ mich über die Hilfsquellen aus, die man bei einer Versetzung von Versailles nach Rambouillet haben würde, und ich schloß mit den Worten an den König: "Sire, wenn Sie sich morgen nach Paris führen lassen, so ist Ihre Krone verloren." Der König ward bewegt und stand auf, um mit der Königin zu sprechen, welche diesmal in die Abreise einwilligte. Herr Necker sagt in einer seiner Schriften: "Er allein (der König) sollte einen Entschluß fassen, und er entschloß sich, zu Versailles zu bleiben. Unter der großen Zahl der Anwesenden erklärte sich, soviel ich mich erinnern kann, ein Einziger für seine Abreise, und zwar ohne alle Einschränkung."

Höchst wahrscheinlich meint Herr Necker mich damit, allein sein Gedächtniß ist ihm nicht treu geblieben; denn es ist gewiß, daß die Herren von Beauvau, von La Luzerne, und von La Tour du Pin beständig meiner Ansicht waren. Ganz mit Stillschweigen übergeht Herr Necker den Befehl, den mir der König beim Eintritt in den Staatsrath gab, daß ich seine Wagen möchte in Bereitschaft setzen lassen, womit diese Sitzung endigte. Ich sagte Seiner Majestät, ich würde jetzt gehen, um seine Befehle zu vollziehen, meine Frau und Kinder nach Rambouillet vorauszuschicken und mich selbst dahin zu begeben, um bei seiner Ankunft dort schon gegenwärtig zu seyn. Ich trug dem Chevalier von Cubieres, dem Hofstallmeister, auf, in den Marställen die Wagen anspannen zu lassen, und ich begab mich nach meiner Wohnung, um meine persönlichen Anordnungen zu

treffen. Nachdem ich mit Frau von Saint Priest Verabredung wegen ihrer Abreise getroffen, setzte ich mich zu Pferde, und zwar in meinen Mantel gehüllt, um nicht erkannt zu werden, was mir denn auch gelang. Kaum hatte ich eine halbe Stunde zurückgelegt, als der Wagen meiner Frau mich einholte. Sie meldete mir, Herr von Montmorin habe ihr sagen lassen, daß der König nicht abreisen würde; »indeß, fügte sie hinzu, ich wollte nicht den von Ihnen getroffenen Anordnungen zuwider handeln.« Ich bat sie, ihren Weg fortzusetzen, und fühlte mich glücklich, sie nebst meinen Kindern von der Scene entfernt zu wissen, auf welche ich mich nun für den folgenden Tag gefaßt machte. Ich selbst, drehte auf der Stelle um, kehrte durch eine der Gitterpforten des Parks, von wo ich meine Pferde zurückschickte, wieder zurück, und begab mich durch den Garten zum Könige. Ich fand daselbst Herrn von La Fayette, der so eben angekommen war. Er bestätigte dem Könige alle die Versicherungen, die er ihm durch mich hatte machen lassen, und gieng dann, ohne eine neue Verfügung für die Sicherheit des Schlosses zu erlassen, von seinem Tagewerk aufs äußerste ermüdet, zu Bette. Der König gab, als er sich zurückzog, seinem Gardehauptmann Befehl, seinen Untergebenen jede Thätlichkeit zu verbieten.

Ich habe niemals recht erfahren können, wer den König in Hinsicht seiner Abreise zu einer Aenderung seines Entschlusses vermocht hat. Ich kehrte voll Bangigkeit auf mein Zimmer zurück, und warf mich unausgekleidet auf mein Bette. Wegen des Lärms, den der Pariser Pöbel auf den Straßen von Versailles machte, konnte ich kein Auge schließen. Bei Anbruch des Tages gieng ich in mein Kabinet, dessen Fenster nach dem Ministerhofe hinausgiengen, und sah

in diesem Augenblick die Gitterthore sich öfnen, und eine zügellose Rotte von Banditen, die mit Piken und Knitteln, zum Theil selbst mit Säbeln und Flinten bewafnet waren, in den Hof hereinstürzen und aus allen Kräften nach dem Prinzenhofe hinlaufen, wo die große Treppe ist, die zu Ihren Majestäten hinaufführte. Alle diese Leute zogen unter meinen Fenstern hin, ohne mich zu bemerken. Ich wartete etwa eine Viertelstunde, und sah dann eine ziemliche Anzahl, die in ihrer Mitte ein Dutzend Gardisten geschleppt brachten, die sie im Gardensaal der Königin ergriffen hatten und jetzt auf dem Paradeplatze unbringen wollten. Zum Glück für diese Unglücklichen erschien Herr von La Fayette mit Wache, mit deren Hilfe er den Banditen ihre Beute wieder entriß. Es ist bekannt, daß sie gerades Weges zu den Zimmern der Königin hinaufgestiegen wären, daß die Leibgarden sie dem Befehl des Königs zufolge ohne Widerstand in ihren Saal herein gelassen hatten, daß indeß diejenigen, welche an der Thür des Vorzimmers der Königin Schildwache standen, einigen Widerstand leisteten und den Lakeien dadurch Zeit verschafften, in den innern Zimmern zu wecken, die Thür durch Kasten und Stühle zu verrammeln, und daß die Königin, durch den Lärm erweckt, sich durch die dazwischen liegenden Gemächer in die Zimmer des Königs rettete. Die Banditen drangen nun hinein, und da sie ihre Beute nicht mehr fanden, richteten sie weiter keine Unordnung im Zimmer an. Aber sie hatten zwei Gardisten ermordet und mehrere andere im Gardensaal verwundet, welches die Frucht jenes Befehls war, den der König am vorhergehenden Tage gegeben, keinen Widerstand zu leisten. Herr von La Fayette gieng zum Könige hinauf, und fand die Thüre des Vorzimmers, welches das Ochsenauge heißt, verschlossen und verrammelt. Man trat in Unterhandlungen mit den Gardisten,

welche sich da hinein geflüchtet hatten, um die Zimmer der Königin zu sichern. Auf die Versicherungen des Herrn von La Fayette öffnete man die Thür. Er stellte nun Grenadiere hin, die in Uebereinstimmung mit den Leibgarden diesen Ausgang bis zur Abreise des Königs nach Paris geschlossen hielten. Die Thür, aus welcher der König gewöhnlich herauskam, wenn er in den Wagen steigen wollte, blieb beständig frei; das Pariser Volk kannte sie nicht. Ich warf einen Ueberrock um, um durch die Menschenmenge, welche den Hof anfüllte, hindurchzukommen, und gieng nach den Zimmern des Königs hinauf. Ich fand ihn nebst der Königin und dem Dauphin auf dem Balcon seines Schlafgemachs, unter dem Schutz des Herrn von La Fayette, der von Zeit zu Zeit dieses Gesindel anredete; indeß alle seine Reden konnten das Rufen: »nach Paris! nach Paris!» nicht stillen. Es fielen sogar auf dem Hofe einige Flintenschüsse, von denen glücklicher Weise Niemand getroffen wurde. Der König gieng von Zeit zu Zeit in sein Zimmer zurück, um sich zu setzen und auszuruhen; er befand sich in einem Zustande von Betäubung, der sich schwer vorstellen oder schildern läßt. Ich näherte mich ihm mehrere male und stellte ihm vor, daß jede Zögerung, in den Wunsch dieses Volkes zu willigen, unnütz und gefährlich sey, man müsse ihnen durchaus versprechen, nach Paris zu gehen, weil dies das einzige Mittel sey, um diese Banditen loszuwerden, die jeden Augenblick sich das Aeußerste erlauben könnten, da es nicht an Leuten fehle, die sie dazu anleiten würden. Auf alles dieses erwiederte der König auch nicht ein Wort. Die Königin, welche zugegen war, sagte: »Ach, Herr von Saint Priest, warum sind wir nicht gestern Abend abgereist?» — Ich konnte mich nicht enthalten, ihr zu antworten: »Es ist nicht meine Schuld.» —

»Ich weiß es wohl,« erwiederte sie. Diese Aeußerung bewies mir, daß sie in die Aenderung des Entschlusses des Königs auf keine Weise eingegangen war. Endlich gegen elf Uhr entschloß man sich zu dem Versprechen, daß man nach Paris gehen wolle. Jetzt hörte man einige Rufe: »es lebe der König!« und das Volk fieng an, die Schloßhöfe zu räumen und wieder den Weg nach der Hauptstadt einzuschlagen. Man hatte aus Sorgfalt während der Nacht von Paris aus Karren voll Brot geschickt, um diese Menschenmenge zu ernähren. Ich verließ den König, um ihm nach den Tuilerien vorauszueilen, und da ich meinen Weg über Saint Cloud nahm, so traf ich kein Hinderniß weiter. Ich speiste bei dem Gesandten beider Sicilien zu Mittag und begab mich dann nach den Tuilerien, um bei der Ankunft Ihrer Majestäten mich schon dort zu befinden. Ich hatte mich gar nicht darauf gefaßt gemacht, daß sie zu dieser unglücklichen Reise, die für sie eine wahre Marter war, so viel Zeit brauchen würden. Vor ihrem Wagen trug man auf Piken die Köpfe der beiden ermordeten Gardisten. Die Kutsche selbst war von Kerls und Galgenstricken umgeben, welche diese königliche Personen mit einer rohen Neugierde angafften. Einige Gardisten zu Fuß und unbewafnet, die von der alten französischen Garde beschützt wurden, folgten demüthig hinterdrein, und — um der Sache die Krone aufzusetzen — nachdem man sechs bis sieben Stunden gebraucht hatte, um den Weg von Versailles nach Paris zurückzulegen, führte man Ihre Majestäten nach dem Stadthause, als sollten sie dort gleichsam Abbitte thun. Ich weiß nicht, auf wessen Befehl dies geschah. Der König gieng in das Stadthaus hinauf und erklärte, er komme aus freiem Antriebe, um in seiner Hauptstadt fortan zu wohnen. Da er etwas leise sprach, so nahm die Königin das Wort

und rief: »Sagen Sie ihnen doch, daß der König aus freiem Entschlusse komme, um in seiner Hauptstadt zu wohnen.« — »Sie sind glücklicher, als wenn ich es Ihnen ausgesprochen hätte,« sagte hierauf Bailly, da die Königin selber Ihnen diese geneigte Versicherung giebt.« — Die Sache selbst bezeugte indeß das Gegentheil von dem, was der König versicherte; er hatte nie so wenig aus freiem Antriebe gehandelt. Es war nahe an zehn Uhr des Abends, als der König in den Tuilerien anlangte. Als er aus dem Wagen stieg, sagte ich ihm, daß, wenn ich gewußt hätte, daß er nach dem Stadthause fahren würde, ich ihn dort erwartet haben würde. »Ich wußte es ja auch nicht:« erwiederte der König ganz traurig.

Am folgenden Tage wurden die Leibgarden, welche die Nacht auf Bänken in den Tuilerien zugebracht hatten, entlassen. Herr von La Fayette ließ alle Posten von der Pariser Nationalgarde, die er kommandirte, besetzen, und so wurde er der Hüter der königlichen Familie.

So bestätigte sich denn das, was ich dem Könige vor zwei Tagen zu Versailles gesagt hatte, daß, wenn er sich nach Paris führen ließe, er seine Krone einbüßen werde. Indeß dachte ich damals noch nicht, daß von diesem Fehlgriff das Leben des unglücklichen Monarchen abhängen würde.

So oft ich daran zurückdenke, von welchen günstigen Folgen eine festere Entschließung zur Entfernung von Versailles gewesen seyn würde, fühle ich noch heute das tiefste Bedauern darüber.

1) Herr von Villars, Flügeladjutant des Herrn von La Fayette, der mir am 5. October seinen Brief nach Versailles brachte, hat mir erzählt, daß er von seinem General an die Brücke von Sevres geschickt worden sey, um zu erfahren,

ob sie vertheidigt werde, und daß man in diesem Falle wieder zurückgegangen seyn würde. 2) Als Frau von Saint Priest nach Rambouillet kam, traf sie daselbst Deputirte aus der benachbarten Stadt Chartres. Sie kamen im Namen ihrer Mitbürger, um Seine Majestät zu bitten, daß er nach ihrer Stadt seine Zuflucht nehmen möchte, und ihn zu versichern, daß sie die Unverschämtheit der Pariser verabscheuten, und daß sie zur Aufrechthaltung des Ansehns Seiner Majestät Gut und Blut aufopfern würden, — ein Beispiel, welchem unfehlbar mehrere Städte nach einander gefolgt seyn würden, besonders die Stadt Orleans, die durchaus für die Sache des Königs gestimmt war. Der Maire von Rambouillet hat mich nachher versichert, daß die Bitte der Deputirten von Chartres in die Register der Municipalität von Rambouillet eingetragen worden sey; und sie muß noch heute darin zu finden seyn. 3) Die Nationalversammlung, unter dem Vorsitz Mounier's, eines rechtschaffenen Mannes, der das Beste des Staats wollte, hatte sich für unzertrennlich von Seiner Majestät erklärt; sie würde dem Könige also nach Rambouillet und nach Chartres gefolgt seyn. Es ist ferner wahrscheinlich, daß die Häupter der Aufrührer sich nicht bis dorthin gewagt haben würden, und daß die Nationalversammlung, durch das Ausscheiden derselben gereinigt, sich an den König, dessen Absichten die besten waren, angeschlossen, und daß daraus die heilsamsten Reformen entsprungen seyn würden, ohne die monarchische Verfassung umzustürzen. 4) Wenn man endlich in die Nothwendigkeit versetzt worden wäre, Paris mit Gewalt zu zwingen, welche Vortheile würde man gegen diese Stadt in Händen gehabt haben, welche damals blos von dem Getreide lebte, welches die Seine herauf kam! Wenn

man die Zufuhren von Lebensmitteln bei Pontoise anhielt, so wurde Paris ausgehungert. Uebrigens hätte der König leicht binnen vier Tagen zehntausend Mann, und binnen vierzehn gegen vierzigtausend um sich versammeln können, ohne die noch bedeutendere Truppenmacht zu rechnen, die man im Nothfall da hätte zusammenziehen können. Die Armee, welche Herr von Bouillé zu Metz unter seinen Befehlen hatte, wäre schnell marschfertig gewesen, und unter einem solchen General würde sie die Aufrührer sehr bald unterworfen haben. Dies ist der genaue Bericht, den ich, als Augenzeuge und Mitspieler jenes fünften und sechsten Octobers, zu geben mir vorgenommen; er kann einst als Beitrag zur Geschichte dieser denkwürdigen Epoche dienen, die durch ihre Folgen vielleicht das Schicksal der Welt entschied.

III.

Vier bis fünf Monate vor der unglücklichen Reise nach Varennes begann die Königin bereits im Geheimen die Vorbereitungen dazu. Sie wünschte viele Sachen voraus abgehen zu lassen, die in gewöhnlichen Zeitumständen als nützlich, unter den damaligen aber als überflüßig erscheinen mußten.

Ich erhielt den Befehl, insgeheim eine vollständige Ausstattung für die Königin, ihre Tochter und den Dauphin machen zu lassen. Die Spionerie von Seiten der Nationalversammlung wurde damals so weit getrieben, und die geringsten Handlungen aller der Personen, die im Besitz des Vertrauens der Königin und des Königs zu seyn schienen, wurden so sorgfältig ausgespäht, daß ich genöthigt war,

zu Fuß und fast verkleidet auszugehen, um die dazu nöthigen Sachen einzukaufen.

Meine Schwester ließ die für die Prinzessin und den Dauphin bestimmten Kleidungsstücke machen, indem sie ein Geschenk vorgab, das sie in die Provinz zu schicken habe. Die Reisekoffer passirten die Grenze, als gehörten sie einer meiner Tanten, der Frau von Cardon, Wittwe des Majors der Stadt Arras, die sich nach Brüssel begab, um die Königin dort zu erwarten, und die erst nach Annahme der Konstitution im September 1791 nach Frankreich zurückkehrte.

Eine Reisetoilette von ungeheuerer Größe, welche von der Wärmflasche an bis zum silbernen Napf alles Nöthige enthielt, schien ein Meuble, das man nicht wohl entbehren könnte. Die Königin suchte ein Mittel, um diese Reisetoilette nach Brüssel zu schaffen. Sie hatte sich dieselbe um die Zeit der ersten Aufstände im Jahr 1789 machen lassen, um sich ihrer im Fall einer schleunigen Flucht bedienen zu können. Der Augenblick, um davon Gebrauch zu machen, war jetzt da. Die Königin wollte sich nicht davon trennen.

Ich widersetzte mich der Ausführung dieses Gedankens mit aller Kraft der Vernunftgründe. Ein Meuble, das von so großem Umfange und für Reisen bestimmt war, konnte nicht gut aus dem Zimmer der Königin weggebracht werden, ohne zu großem Verdacht oder vielleicht zu Angebereien Anlaß zu geben. Endlich wurde beschlossen, daß Herr F. S., damals österreichischer Geschäftsträger in Abwesenheit des Grafen von Mercy, die Königin im Namen der Erbstatthalterin um eine Reisetoilette wie die ihrige bitten sollte. Die Besorgung dieses Auftrags der Erzherzogin wurde mir ganz öffentlich gegeben. Die Königin hielt diesen Umweg

für hinlänglich, um jeden Verdacht zu entfernen; aber sie täuschte sich. Personen, die auf dem Throne geboren sind, haben in der Regel stets weniger Menschenkenntniß als jeder andere.

Ich drängte vergebens den Handwerksmann, seine Arbeit bald fertig zu liefern; er verlangte noch zwei Monate, um sie vollenden zu können, und der für die Abreise bestimmte Zeitpunkt war doch schon so nahe. Die Königin, immer noch zu sehr mit dieser Kleinigkeit beschäftigt, dachte, da sie wirklich eine Reisetoilette, unter dem Vorwand als Geschenk für ihre Schwester, bestellt hätte, so könne sie sich stellen, als wünsche sie dieselbe noch schneller in den Besitz derselben zu setzen, indem sie ihr ihre eigene zuschickte, und befahl mir, das Meuble abzusenden.

Ich gab der Garderobefrau, die mit allen Details der Art beauftragt war, von Seiten der Königin den Befehl, die Reisetoilette in Stand zu setzen, um eingepackt und zu Herrn von ** gebracht zu werden, damit dieser sie nach Brüssel abgehen lassen könnte.

Diese Frau entledigte sich pünktlich ihres Auftrags; aber noch denselben Abend, am 15. Mai 1791, zeigte sie dem Maire von Paris, Herrn Bailly, an, daß in den Zimmern der Königin Vorbereitungen zu einer Abreise getroffen würden, und daß ihre Reisetoilette bereits abgegangen sey, unter dem Vorwand, der Erzherzogin Christine ein Geschenk damit zu machen.

Zugleich hatten alle der Königin zugehörigen Diamanten in Ordnung gebracht werden müssen. Ihre Majestät begab sich mit mir in ein Kabinet des Halbgeschosses, welches nach dem Garten der Tuilerien hinausgieng, und wir packten da alles, was sie an Diamanten, Rubinen und Per-

len besaß, in ein Kästchen zusammen. Die Kästchen, welche ihren sämmtlichen Schmuck enthielten und ein ansehnliches Päckchen ausmachten, waren seit dem 6. October 1789 bei dem Kammerjuwelier niedergelegt. Dieser treue Diener, der sich leicht den Zweck, wozu man diese Kästchen bestimmt hatte, erklären mochte, hatte alle die der Sitte nach mit rothem Maroquin überzogenen und mit dem Namenszug und Wappen der Königin verzierten Kapseln zerstört. Bei den Haussuchungen im Januar 1793 würde es ihm unmöglich gewesen seyn, sie den Augen der Nachforscher zu entziehen, und diese Entdeckung hätte dann als Anklagepunkt gegen die Königin dienen können.

Ich hatte blos noch einige Stücke in das Kästchen zu thun, als die Nothwendigkeit, zum Spiel hinunter zu gehen, welches um Schlag sieben Uhr anfieng, die Königin nöthigte, dies Geschäft zu unterbrechen. Sie befahl mir, die sämmtlichen Diamanten auf dem Sopha liegen zu lassen, in der Ueberzeugung, daß, da sie den Schlüssel ihres Kabinets selber mitnahm und sich auch eine Schildwache unter diesem Fenster befand, nichts für die Nacht zu fürchten sey, zumal, da sie darauf rechnete, den folgenden Tag sehr früh wiederzukommen und diese Arbeit zu endigen.

Dieselbe Frau, welche die Absendung der Reisetoilette angegeben hatte, war auch von der Königin mit der Besorgung ihrer inneren Kabinette beauftragt; kein Polirer durfte ohne ihre Erlaubniß hineintreten, sie begoß die Blumen, fegte den Teppich ꝛc. Die Königin zog mit eigener Hand den Schlüssel ihres Kabinets ab, als sie mit dem Ordnen fertig war; aber diese Frau, welche gern ihre Verrichtungen möglichst gut zu erfüllen suchte und diesen Schlüssel oft nur auf einige Minuten erhielt, hatte sich wahrscheinlich zu diesem

Behuf ohne Vorwissen der Königin einen machen lassen. Dies ist um so unzweifelhafter, da die Absendung der Diamanten Anlaß zu einer zweiten Anzeige wurde, wovon die Königin erst nach ihrer Rückkehr von Varennes Kenntniß erhielt. Sie hatte förmlich erklärt, Ihre Majestät habe mit Hülfe der Frau von Campan ihre sämmtlichen Juwelen einige Zeit vor der Abreise eingepackt; sie wisse dies mit Gewißheit, da sie die Diamanten und die Baumwolle, worein sie gehüllt werden sollten, auf dem Sopha im Kabinet der Königin ausgebreitet liegend gefunden. Diese Vorbereitungen hatte sie offenbar nur in der Zeit zwischen sieben Uhr Abends bis sieben Uhr Morgens entdecken können. Nachdem die Königin sich den folgenden Tag zur bestimmten Stunde eingefunden hatte, wurde das Kästchen an den Friseur der Königin, Herrn Leonard, abgegeben.

Dies Kästchen mit den Diamanten blieb lange Zeit zu Brüssel. Endlich kam es an die Frau Herzogin von Angouleme, und wurde derselben durch den Kaiser bei ihrer Ankunft zu Wien eingehändigt. Ich werde hier einige Details hinzufügen, die anderswo nicht gut Platz finden würden. Um keinen von den Diamanten der Königin zurückzulassen, hatte ich die erste Staatsdame der Königin bitten lassen, mir das Bruchstück ihres großen Staatsanzuges und die Diamanten, die an großen Hoftagen zum Corset des großen Staatsanzuges gehörten, zu übersenden, — alles Sachen, die gewöhnlich in der Garderobe aufbewahrt wurden.

Da die Oberintendantin und die Ehrendame abwesend waren, ließ mich diese Frau bitten, ihr darüber einen Empfangschein auszustellen, dessen Worte und Ausdrücke sie selber dictirte, und der sie gegen alle Verantwortlichkeit für diese Diamanten sicher stellte. Sie hatte die Vorsicht, diese

Schrift in der Krise des 10. Augusts zu verbrennen. Die Königin, welche bei ihrer traurigen Verhaftung zu Varennes ihre Diamanten nicht wieder nach Frankreich zurück kommen lassen wollte, war in dem Jahre, welches zwischen diesem Vorfall und dem vom 10. August verfloß, oft damit beschäftigt, fürchtete aber immer, daß ein Geheimniß der Art entdeckt werden möchte.

In Folge eines Dekrets der Nationalversammlung, welches dem Könige die Aufbewahrung der Krondiamanten entzog, hatte die Königin damals auch bereits diejenigen ausgeliefert, die sie gewöhnlich im Brauch hatte.

Die zwölf Brillianten, welche nach dem Namen des Kardinals, der den Schatz damit bereichert hatte, die »Mazarin's« hießen, einige in Rosettenform geschnittene Diamanten und der sogenannte »Sanci«, waren ihr darunter die liebsten gewesen. Sie wollte das Kästchen, worin sie lagen, dem von der Nationalversammlung ernannten Kommissar selber einhändigen, um es zu den Krondiamanten hinzuzufügen. Nachdem sie ihm alles übergeben hatte, überreichte sie ihm noch eine Schnur feiner Perlen von seltner Schönheit mit den Worten: »daß dieser Schmuck durch Anna von Oesterreich nach Frankreich gebracht worden und wegen seiner Seltenheit unschätzbar sey; da diese Fürstin ihn den nachfolgenden Königinnen und Kronprinzessinnen vermacht habe, so habe Ludwig der Funfzehnte ihr denselben bei ihrer Ankunft in Frankreich übergeben, indeß betrachte sie ihn als Nationaleigenthum.« — »Das wäre doch noch die Frage, Ew. Majestät!« erwiederte der Kommissar. »Mein Herr, fuhr hierauf die Königin fort, die Entscheidung darüber kommt mir allein zu, und so bleibt es denn dabei.«

Mein Schwiegervater, der seinem Lebensende immer näher rückte und vor Betrübniß über die Leiden seiner Gebieterin sich todtgrämte, zog ganz besonders die Theilnahme der Königin auf sich. Er war der Volkswuth im Hofe der Tuilerien nur mit Mühe entrissen worden.

Seit dem Tage, wo der König durch einen Aufstand genöthigt worden war, seine Reise nach Saint Cloud aufzugeben, betrachtete er den Verlust dieses treuen Dieners als unvermeidlich, wofern er ihn bei seiner Abreise in den Tuilerien zurückließe. Er hatte dieser Besorgniß zufolge seinem Leibarzte, Herrn Vicq d'Azyr, befohlen, ihm die Bäder zu Mont d'Or in Auvergne anzurathen, und ihn am Ende des Mai zur Abreise dahin zu bestimmen. Die Königin versicherte mich bei meiner Abreise, daß der große Plan um den 15. oder 20. Junius ausgeführt werden würde, daß Frau von Thibaut die Reise mitmachen würde, da ich nicht an der Reihe des Dienstes sey, daß sie indeß vor meinem Abgange mir noch Verschiedenes aufzutragen habe. Sie trug mir damals auf, an meine Tante, Frau von Cardon, welche damals bereits die von mir bestellten Hemden in Händen hatte, zu schreiben, daß, sobald sie von Herrn Auguié einen Brief empfienge, dessen Datum mit einem B, einem L, oder einem M bezeichnet seyn würde, sie sich sogleich mit ihren Sachen nach Brüssel, Luxenburg oder Montmedy begeben solle. Sie gab mir ferner auf, meiner Schwester die Bedeutung dieser drei Buchstaben zu erklären, und es ihr schriftlich zu hinterlassen, damit sie bei meinem Abgange statt meiner nach Arras schreiben könne. —

Nachdem ich alle Befehle der Königin vollzogen hatte, reiste ich am 30. Mai 1791 nach der Auvergne ab. Kurze Zeit darauf erfolgte die Abreise der königlichen Familie.

Ich werde die Geschichte dieser Entweichung hier mit allen den einzelnen Umständen mittheilen, wie mir sie die Königin nach der Rückkehr persönlich erzählt hat.

Der König hatte dem Grafen von Fersen, der als Fremder weniger dem Verdacht und der Gefahr ausgesetzt war, die Besorgungen für die Abreise übertragen. Er selbst hatte den Wagen bestellt, auch sogar den Paß, der unter dem Namen einer gewissen Frau von Korf ausgefertigt war, verdankte man seiner Verbindung mit dieser fremden Dame. Ja er fuhr sogar selber als Kutscher die königliche Familie bis nach Bondy, wo die Reisenden in ihre Berline stiegen. Frau von Brunier und Frau von Neuville, die beiden ersten Kammerfrauen der Prinzessin und des Dauphins, vereinigten sich hier mit dem Hauptwagen; sie waren in einem Kabriolet. Der Bruder des Königs und seine Gemahlin fuhren vom Luxemburg aus, und schlugen einen anderen Weg ein. Sie wurden wie der König durch den letzten Postmeister an der Grenze erkannt; aber dieser Mann opferte sich für den Prinzen auf, und verließ selber den französischen Boden, indem er sie als Postillion fuhr. Frau von Thibaut, die erste Kammerfrau der Königin, erreichte Brüssel ohne die mindeste Schwierigkeit. Frau von Cardon, die von Arras ausreiste, erfuhr ebenfalls kein Hinderniß, und Leonard, der Friseur der Königin, reiste wenige Stunden vor der königlichen Familie durch Varennes. Das Schicksal schien alle Schwierigkeiten für den unglücklichen Monarchen selber aufgespart zu haben.

Der Anfang der Reise gieng glücklich von statten. Blos einige Ausbesserungen, die an den Wagen vorgenommen

werden mußten, hielten die Reisenden zwölf Lieues von Paris kurze Zeit auf. Der König wünschte einen Berg hinauf zu Fuß zu gehen, und diese beiden Umstände zusammengenommen bewirkten, daß der Wagen gerade drei Stunden später, als berechnet war, vor Varennes eintraf, wo die von Herrn Goguelat kommandirte Truppenabtheilung auf ihn wartete. Diese Truppenabtheilung hatte sich wirklich nach dem bezeichneten Orte begeben, mit dem Befehl, dort einen Geldtransport zu erwarten, um ihn zu escortiren; allein die Bauern der Umgegend, über den Anblick dieses Truppenkorps beunruhigt, kamen mit Knitteln bewafnet herbei und thaten mehrere Fragen, die ihre Unruhe verriethen. Herr Goguelat, der eine Zusammenrottung befürchtete und den erwarteten Wagen nicht ankommen sah, theilte seine Leute in zwei Rotten, und hieß sie zum Unglück die große Straße verlassen um auf zwei Seitenwegen Varennes zu erreichen *). Der König steckte zu Sainte Menehould den Kopf aus dem Kutschenschlage und that mehrere Fragen nach dem Wege. Der Postmeister Drouet, dessen unheilvoller Name in der Geschichte nicht vergessen werden wird, ward von der außerordentlichen Aehnlichkeit Ludwigs des Sechzehnten mit seinem auf den Assignaten befindlichen Bilde überrascht, näherte sich dem Wagen, glaubte auch die Königin zu erkennen, und in der Vermuthung, daß die übrigen Reisenden wohl zu der königlichen Familie und ih-

*) Frau von Campan giebt hier dem Herrn von Goguelat die Maßregeln Schuld, die der Herzog von Choiseul genommen, wie er in seinen Memoiren (Seite 84) selber erzählt.

(Der franz. Herausgeber.)

rem Gefolge gehören möchten, stieg er zu Pferde, kam auf Nebenwegen noch vor den königlichen Flüchtlingen nach Varennes, und machte dort Lärm.

Die Königin fieng jetzt an, die Angst der Furcht zu empfinden; diese wurde noch vermehrt durch den Zuruf eines Unbekannten, der im Galopp am Wagen vorübersprengend sich zum Kutschenschlage herabneigte und ihnen zurief, ohne indeß von seiner Eil abzulassen: »Sie sind erkannt!«

Mit einem vor Furcht klopfenden Herzen kamen sie bis an die Thore von Varennes, ohne einem einzigen Reiter zu begegnen, der sie hätte bei ihrer Einfahrt in die Stadt escortiren können. Sie wußten nicht, wo sich ihre frischen Vorspannpferde befanden, und hielten daher unnützer Weise einige Minuten an. Das Kabriolet fuhr ihnen voraus, und die beiden Damen darin fanden bereits die Brücke mit alten Karren und Meublen gesperrt. Die ganze Bürgergarde war unter den Waffen. Der König fuhr endlich nach Varennes hinein. Herr Goguelat mit seiner Truppenabtheilung war ebenfalls daselbst eingetroffen. Er näherte sich dem Könige und fragte ihn: »ob er durch gewaltsame Mittel ihm den Durchweg bahnen solle?« — eine unglückliche Frage für Ludwig den Sechzehnten, der seit dem Anfange der Revolution in allen entscheidenden Augenblicken eine Scheu vor jedem Befehl, der irgend zu Blutvergießen führen konnte, gezeigt hatte. »Wird es dabei sehr scharf hergehen?« fragte der König. — »Es wird fast nicht anders seyn können, Sire!« erwiederte der Flügeladjutant. Ludwig der Sechzehnte wollte seine Familie nicht der Gefahr aussetzen. Sie stiegen also bei einem Spezereihändler, welcher Maire

von Varennes war, ab. Die Scene, die hier im Kramladen sich ereignete, ist oben bereits erzählt worden. Unterdeß versammelte sich das Volk auf die Nachricht von der Verhaftung des Königs haufenweise. Herr von Goguelat, um noch einen letzten Versuch zu machen, fragte die Dragoner, ob sie wohl die Weiterreise des Königs decken wollten; sie antworteten mit Gemurmel und senkten die Spitze ihrer Säbel. Ein Unbekannter schoß auf Herrn von Goguelat eine Pistole ab; die Kugel streifte ihn indeß nur leicht. In diesem Augenblick traf Herr Romeuf, Flügeladjutant des Herrn von La Fayette, ein. Er war seit dem 6. October 1789 vom Befehlshaber der Pariser Garde gewählt worden, um regelmäßig den Dienst bei der Königin zu haben; sie machte ihm jetzt über seine Sendung die bittersten Vorwürfe. »Wenn Sie sich dadurch haben einen Namen machen wollen, sagte die Königin zu ihm, so haben Sie ein seltsames und verhaßtes Mittel gewählt, das nicht ohne traurige Folgen bleiben kann.« Dieser Militär wollte die Abreise beschleunigen. Die Königin, welche immer noch die Hofnung hegte, daß Herr von Bouillé mit einer Achtung gebietenden Truppenmacht erscheinen und den König aus dieser kritischen Lage reißen würde, suchte ihren Aufenthalt zu Varennes aufs möglichste zu verlängern. Zu dieser Hofnung veranlaßte sie nemlich die Furcht der Leute, welche sie verhaftet hatten; indeß beschleunigte man um nichts desto weniger die Abreise. Eine Horde von Nationalgarden, von Wuth und barbarischer Freude beseelt, umringte den Wagen der königlichen Familie. Die drei von der Nationalversammlung dem Könige entgegen geschickten Kommissare, die Herrn von Latour Maubourg, Barnave und Petion, stießen erst in der Gegend von Epernay zu ihnen.

Beilagen

des französischen Herausgebers.

A.

"Man kann Maria Antoinette nicht anklagen, daß sie auf dem Throne der vortheilhaften Idee nicht entsprochen habe, die man sich von ihren Tugenden auf einer minder hohen Stufe des Ranges gemacht hatte. Sie fuhr fort, im Innern ihres Schlosses dieselbe Abneigung gegen die Etikette zu zeigen. Sie unterließ weder ihre Spaziergänge zu Fuß noch ihre Reisen nach Paris, und, außer an festlichen Tagen, kleidete sie sich gern so einfach als möglich, obwohl ein gewisser Zug von Würde, der ihr besonders eigen war, immer ihren Rang errathen ließ.

Man fieng an, diese Einfachheit lebhaft zu bekritteln, anfangs unter den Hofleuten, hierauf auch im übrigen Königreiche, und dennoch — vermöge eines Widerspruchs, der in Frankreich häufiger vorkommt als anderswo — während man die Königin tadelte, ahmte man an ihr zugleich alles leidenschaftlich nach. Jede Frau wollte ein eben solches Hauskleid, eine eben solche Haube, eben solche Federn haben, als man an ihr gesehen hatte. Man strömte haufenweise zu ihrer Modehändlerin, Madame Bertin, es entstand in Hinsicht des Anzugs unserer Damen eine förmliche Revolution, welche dieser Frau eine Art von Wichtigkeit gab. Die Schleppkleider und alle Formen, welche dem Damenputz eine Art von Vornehmigkeit geben konnten, wurden verbannt, man unterschied nicht mehr eine Herzogin von einer Schauspielerin.

Auch der Männer bemeisterte sich diese Thorheit. Die Großen hatten schon längst ihre Federn, Bandschleifen und Tressen an den Hüten abgelegt und sie ihren Lakeien überlassen. Sie legten nun auch die rothen Talons und die Borten an den Kleidern ab, und es machte ihnen Vergnügen, in groben Tuchröcken, Knotenstöcke in der Hand, und in dicken Schuhen durch die Straßen zu laufen.

Diese Metamorphose zog mehr als einem unter ihnen demüthigende Abentheuer zu. Da sie nichts an sich hatten, was sie von Männern aus dem Volke unterschied, so begegnete ihnen oft, daß im Gedränge grobe Menschen mit ihnen Streit anflengen, und bei dieser Art Kampf war es eben nicht der Vornehme, der den Sieg davon trug. So beraubte sich denn unvermerkt der zweite Stand aller der Achtung, die man bisher gegen ihn gehegt hatte, und beförderte die Herrschaft jener Gleichheit, die für ihn so unheilbringend gewesen ist.

Diese Veränderungen hatten den noch wichtigeren Nachtheil, daß sie auf die Sitten bedeutenden Einfluß hatten; denn einerseits bekam man zu viel Geschmack an den Manieren und Bräuchen des Volks, so wie an den demokratischen Grundsätzen, welche alles gleichstellten, während man andrerseits das Volk an Verachtung, Ungehorsam und Uebermuth gewöhnte. Dies ist eine große Lehre für die, welche herrschen. Sie vergessen nur zu oft, daß man nichts Gutes bewirken kann, wenn man nicht den Geist der Nation, die man beherrscht, vollkommen kennt, und daß es mit den vom Ausland entlehnten Sitten und Bräuchen eben so ist, wie mit den Pflanzen, die bei der Versetzung in ein anderes Klima giftig werden." S. Geschichte Mariens Antoinettens von Montjoie.

B.

"Die Königin richtete sich bei der Wahl ihrer Vergnügungen gar nicht nach dem Ceremoniell. Man spielte im Innern ihrer Zimmer Komödie, und sie verschmähte es nicht, dabei Rollen zu übernehmen, die nicht immer die edelsten waren, auch spielte sie in den komischen Opern mit. Diese Art von Unterhaltung wurde eben so wie die Einfachheit ihrer Kleidung getadelt und nachgeahmt. Der Geschmack an theatralischen Vorstellungen gieng auf alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft über, und es gab keinen Mann von Stande, keinen Financier, keinen auch nur etwas wohlhabenden Bürgersmann, der nicht in seinem Hause einen Schauspielsaal haben und da die Manieren der Schauspieler nachäffen wollte. Ehemals

wäre es selbst für einen bloßen Edelmann eine Schande gewesen, wenn man von ihm geglaubt hätte, daß er — wenn auch nur im Innern eines Privathauses — eine Komödiantenrolle übernommen. Nachdem die Königin durch ihr eigenes Beispiel dieses heilsame Vorurtheil zerstört hatte, vergaß sogar der Chef der Magistratur die Würde seines Postens und lernte und spielte Bouffonrollen.

Diese Sucht, welche bald allgemein wurde, überstieg allmählig die Kluft, welche stets die Schauspieler von den übrigen Klassen der Gesellschaft geschieden hatte, man suchte sie mehr als jemals auf, und die guten Sitten gewannen eben nicht durch diese Annäherung.

Die Königin gab die Rollen, welche sie übernahm, sehr ungeschickt; und sie konnte dies wohl an dem wenigen Vergnügen bemerken, das man an ihrem Spiel fand. Einer wagte sogar, als sie sich einst wieder auf der Bühne gezeigt, ganz laut zu sagen: "Man muß gestehen, das heißt königlich schlecht gespielt." Diese gute Lehre war indeß für sie verloren, da sie niemals der Meinung eines andern etwas aufopferte, was sie an sich für gleichgültig und erlaubt hielt.

Ludwig der Vierzehnte hatte denselben Geschmack, und er tanzte sogar auf dem Theater; aber er hatte durch glänzende Handlungen bewiesen, daß er sich auch Ehrfurcht zu erzwingen wisse, und überhaupt entsagte er, ohne Anstand zu nehmen, diesem Vergnügen, als er jene schönen Verse sich hatte vorsagen hören, worin Racine ihm vorstellte, wie sehr ein solcher Zeitvertreib seiner unwürdig sey.

Die Königin war nicht so folgsam. Wenn einsichtsvolle Personen ihr sagten, daß sie durch diese Art von Zerstreuungen und durch ihre Abneigung gegen den Glanz, der einer Königin zukommt, sich einen Schein von Leichtsinn gebe, den ein Theil des Publikums sehr schlimm auslege, so antwortete sie, wie Frau von Maintenon: "Ich bin einmal auf dem Theater, und da muß man freilich entweder mich auspfeifen oder mir Beifall klatschen." S. Gesch. Mariens Antoinettens von Montjoie.

C.

Franklin's Leben ist bekannt genug. Wir geben hier blos noch einige Details über ihn aus den "Historischen Anekdoten aus der Regierung Ludwigs des Sechzehnten." Th. IV.

"Deane und Franklin, die Deputirten der nordamerikanischen Insurgenten im J. 1777, lebten zu Paris ohne äußere Einrichtung, ohne Luxus, ohne Gepränge, in bürgerlicher Wohlanständigkeit. Der Doktor Franklin wurde sehr gesucht und zu Gaste geladen, nicht blos von seinen Kollegen, den Gelehrten, sondern von allen Leuten, die seiner habhaft werden konnten; denn er theilte sich nicht leicht mit, und lebte in einer Zurückhaltung, die man ihm von seiner Regierung vorgeschrieben glaubte. Er kleidete sich außerordentlich einfach. Er hatte eine schöne Physionomie, beständig eine Brille vor, wenig Haare, und stets eine lederne Mütze auf dem Kopfe, keinen Puder, aber ein sehr nettes Aeußere; außerordentlich weißes Linnenzeug und ein brauner Rock machten seinen ganzen Staatsanzug aus. Zu seiner Sicherheit trug er beständig einen Stock in der Hand.

Der französische Hof, von Silas, Deane und Franklin gewaltig bestürmt, fieng an, sich mit dem Interesse der amerikanischen Insurgenten zu beschäftigen. Beaumarchais, der bei dem Grafen von Maurepas die Rolle eines Intriganten spielte, wußte aus den Zeitumständen Vortheil zu ziehen. Er wurde insgeheim bevollmächtigt, für die englischen Kolonieen Einkäufe an Kriegsbedürfnissen zu besorgen; und sie verdankten zum Theil dem Credit und der Thätigkeit dieses Agenten den unverhoften Vortheil, den nöthigen Kriegs- und Mundvorrath für ihre ersten Feldzüge zu erhalten. Beaumarchais gewann unermeßliche Summen, indem er ihnen seinen Eifer und seine Dienste sehr theuer verkaufte, und spottete über die wahre oder falsche Anklage, daß er ihnen blos Ausschuß von Waffen und die Kriegsbedürfnisse von der schlechtesten Gattung geschickt habe.

Deane, ermüdet von der Langsamkeit und den Ausflüchten des damaligen Marineministers, Herrn von Sartine, schrieb ihm, er möchte sich binnen zweimal vierundzwanzig Stunden entschließen, das Bündniß zwischen Frankreich und Nordamerika zu unterzeichnen; im entgegengesetzten Falle

würde man sich mit England vergleichen. Er that diesen etwas brüsken und ungewöhnlichen Schritt, ohne ihn vorher mit seinem Kollegen besprochen zu haben. Kaum hatte er ihn diesem mitgetheilt, als der Doktor Franklin alles für verloren hielt. »Sie haben den französischen Hof beleidigt und Amerika ruinirt!« rief der Philosoph aus. — »Beruhigen Sie sich nur, bis wir eine Antwort haben werden;« erwiederte der Unterhändler. — »Eine Antwort? Man wird uns nach der Bastille schicken.« — »Das wollen wir doch sehen.« —

Nach Verlauf einiger Stunden erschien der erste Sekretär des Herrn von Sartine. »Sie werden ersucht, meine Herrn, sich zu einer Zusammenkunft um Mitternacht bereit zu halten; man wird Sie holen kommen.«

— »Um Mitternacht!« (rief der Doktor Franklin, sobald der Sekretär weggegangen war,) »meine Voraussage hat sich also bestätigt. Herr Deane, Sie haben Alles verdorben.«

Man unterließ nicht, sie zur bestimmten Stunde abzuholen. Die nordamerikanischen Abgesandten stiegen in einen Wagen und fuhren nach einem, fünf Lieues von Paris entfernten, Landhause, wo Herr von Sartine sie zu empfangen wünschte, um diesen Schritt desto besser mit dem Schleier des Geheimnisses bedecken zu können. Man führte sie zu dem Minister hinein, und die von Herrn Deane so gebieterisch verlangte Erklärung wurde in diesem Augenblick unterzeichnet. Die Deputirten Nordamerika's kehrten triumphirend nach Hause zurück, und Franklin gestand, daß man in der Politik sich nicht immer mit Geduld wafnen müsse. —

Als man am 11. Junius 1790 in Frankreich den Verlust erfuhr, den die vereinigten Staaten Nordamerika's durch Franklin's Tod erlitten hatten, bestieg Mirabeau die Rednerbühne der Nationalversammlung und sprach die Worte: »Franklin ist todt; er ist in den Schooß der Gottheit zurückgekehrt. Dieser Weise, auf den die alte und neue Welt zugleich Anspruch machen dürfen, dieser Mann, um den die Geschichte der Wissenschaften und die Geschichte der Reiche sich streiten, nahm ohne Zweifel eine sehr ausgezeichnete Stelle unter dem menschlichen Geschlecht ein. Nur zu lange haben die Staatskabinette blos den Tod derer gemeldet, die blos

durch das Lob ihres Leichenredners groß erschienen; nur zu lange hat die Etikette der Höfe blos heuchlerische Trauer angelegt; Nationen dürfen blos um ihre Wohlthäter trauern. — Der Kongreß hat wegen Franklin's Tod in den vereinigten Staaten eine zweimonatliche Trauer anbefohlen. Würde es nicht unser würdig seyn, meine Herren, uns an diesen religiösen Act anzuschließen, und theilzunehmen an dieser Huldigung, die öffentlich vor aller Welt sowohl den Menschenrechten als auch dem Philosophen erwiesen wird, der sie auf Erden am meisten geltend zu machen gesucht hat? Das Alterthum würde diesem mächtigen Genius Altäre errichtet haben, der zum Vortheil der Sterblichen mit seinen Gedanken Himmel und Erde umfaßte, und den Blitz wie die Tyrannen zu bezähmen wußte."

Die Nationalversammlung dekretirte einstimmig eine dreitägige öffentliche Trauer.

Die Municipalität von Paris, welche dem Andenken dieses Mannes, den der Geist der Wissenschaft und die Liebe zur Freiheit beseelt hatten, auf eine glänzende Weise huldigen wollte, ließ durch den Abbé Fouchet, den Präsidenten des Generalkonseil's der Commune, in der weiten und prächtigen Rotunde der Getreidehalle, in deren Mitte ein Katafalk errichtet war, eine Leichenrede auf ihn halten. Das ganze Innere der Rotunde war schwarz ausgeschlagen, an jedem Pfeiler ein Kandelaber, ein Kranz von Lampen oberhalb der Kornische; — dies alles, und ringsum die erhöhten Sitze voll Zuschauer in Trauerkleidern bot einen eben so majestätischen als Ehrfurcht gebietenden Anblick dar. Eine Deputation von Seiten der Nationalversammlung hatte sich ebenfalls dabei eingefunden."

D.

"Der König von Neapel heirathete in seinem achtzehnten Jahre Maria Karoline von Oesterreich, die Tochter der berühmten Maria Theresia (1768). Diese Vermählung gab den Neapolitanern Hofnung, daß Oesterreich nun nicht mehr auf den Thron von Neapel Ansprüche machen und die Ruhe

von Neapel lange Zeit ungestört lassen würde. Von diesem Augenblick an hörte aber auch der Einfluß des Madriter Kabinettes auf. England hatte sein Interesse mit dem des österreichischen Kabinets vereinigt, und beide, ersteres durch seinen Handel, letzteres durch seine Verbindungen, hatten bereits ein bedeutendes Uebergewicht in den Angelegenheiten Italiens erlangt. Oesterreich, um sich seinen Einfluß auf den Hof von Neapel zu sichern, vernachläßigte nicht das bedeutende Mittel, welches ihm das Glück an die Hand bot; in dem Heirathskontract Ferdinands und Karolinens ward festgesetzt, daß die Königin nach der Geburt eines Sohnes Zutritt und Theil am Staatsrath, ja sogar eine berathende Stimme darin haben sollte, — ein Recht, welches sie nicht unterließ für sich einzufordern, als die gehörige Zeit gekommen war. Damals erkannte Tanucci, obwohl zu spät, welchen Fehler er begangen, daß er sich nicht mit seinem ganzen Einfluß einer Klausel der Art widersetzt habe. Er suchte sie indeß zu umgehen. Allein die Königin, die eben so scharfsichtig als ehrgeizig war, und deren Einfluß auf ihren Gemahl täglich stieg, entdeckte bald die Hindernisse, welche dieser Minister ihren Absichten in den Weg legte, und beschloß, sich seiner zu entledigen. Tanucci wurde im Jahr 1777 entlassen. Wie so viele andere, die vor ihm diese gefährliche Laufbahn eingeschlagen hatten, endigte er in der Zurückgezogenheit sein Leben, das für ihn wenigstens nicht ruhmlos gewesen war. War auch der Hof undankbar, so war doch das Volk erkenntlich, und selbst heute noch wird sein Andenken in Ehren gehalten. Er war der Sully, der Colbert dieser Nation.

Die Königin wußte einen folgsamen Mann zu finden, der sich zu ihren Absichten hergab. Der Markis von Sambuca wurde an die Stelle des Entlassenen zum Minister ernannt, und so kam denn, einem alten immer wiederkehrenden Brauch zufolge, die Mittelmäßigkeit an die Stelle des Verdienstes. Seitdem stand die Macht und das Ansehn der Königin unerschütterlich fest.

Niemals empfand ein Königreich das Bedürfniß einer Seemacht mehr als Neapel. Wäre sie auch nicht so wichtig, als sie es wirklich ist, um den Handel zu schützen und den Verkehr zwischen beiden Sizilien zu sichern, so ist sie doch unumgänglich nöthig, sowohl um die Kühnheit der afrikanischen

Seeräuber in Schranken zu halten, als auch um ihre Angriffe auf die Küsten des Königreichs abzuwehren. Man fühlte daher die Nothwendigkeit, eine neue Marine zu schaffen oder die alte zu verbessern. Es handelte sich blos noch darum, einen geschickten Seemann zu finden, aber man wollte ihn weder aus Spanien noch aus Frankreich wählen. Der Chevalier Acton hatte einige Zeit bei der Marine gedient, aber dabei Unannehmlichkeiten gehabt, und deshalb seinen Abschied genommen. Dieser wurde jetzt der Königin vorgeschlagen, und von ihr genehmigt.

Dieser Offizier befehligte damals eben die Seemacht des Großherzogthums Toscana, und hatte durch verschiedene Unternehmungen gegen die Barbaresken und besonders durch eine gegen die Algierer, wobei die Spanier, Neapolitaner und Toscaner vereinigt eine Rolle gespielt hatten, einigen Ruf erlangt. Noch jung und ehrgeizig, aber ohne Talent und — das Seewesen ausgenommen — ohne Kenntnisse, war er dafür mit einer seltnen Gelehrigkeit und mit vieler Gewandtheit begabt; auch säumte er nicht, sich eine sogenannte "brillante Carriere" zu eröfnen, indem er die Königin, welcher er sein Glück verdankte, in ihren Plänen unterstützte.

Karoline war von Haus aus ehrgeizig, und hatte den Neuerungsgeist ihres Bruders Joseph, ohne dessen Talente und philosophischen Geist zu besitzen. Es fehlte ihr an seiner männlichen Ausdauer und an seinem unreizbaren Character. Sie ließ zuerst für den innern Handelsverkehr die nöthigen Straßen anlegen, und um die Kosten derselben bestreiten zu können, führte sie eine Auflage ein, welche jährlich 500,000 Ducaten eintragen sollte. Allein diese nützlichen Arbeiten waren kaum angefangen, als sie auch schon wieder unterbrochen wurden; die Einnahme von der neuen Auflage ward zu andern Bedürfnissen verwendet, und obwohl sie nur für den Augenblick erhoben werden sollte, blieb sie dennoch für immer eingeführt.

Unterdeß ward Acton Marineminister. Man erwartete von ihm eine Regeneration oder vielmehr eine neue Schöpfung der neapolitanischen Marine, und er eröfnete seinen Wirkungskreis mit einer sehr unglücklichen Unternehmung. Der Zweck einer bewafneten Seemacht Neapel's konnte kein anderer seyn als der, den Handel, der großentheils in Ausfuhr

der Landesproducte bestand, gegen die Barbaresken zu schützen. Acton befolgte durchaus die Idee, Kriegsschiffe und Fregatten für seinen Staat anzuschaffen, der doch hauptsächlich kleinerer Fahrzeuge bedurfte, die wenig Wasser brauchen und folglich die Korsaren überall in den Buchten und den kleinsten Häfen, wohin sie sich immer zurückziehen mochten, angreifen konnten. Dieser Irrthum kostete die Nation bedeutende Summen und vermöge einer unglücklichen Unklugheit opferte man auch noch die kleinen Fahrzeuge auf, die man schon besaß, und die als Korsaren ausgerüstet sich den afrikanischen Seeräubern furchtbar gemacht hatten.

Ungeachtet des geringen Erfolgs dieser Neuerungen dauerten die Veränderungen und Verbesserungen am Hofe von Neapel immer fort, und man dachte daran, auch im Militäretat eine Reform vorzunehmen. Den Befehlen Karls des Dritten zufolge sollte die Armee nicht über 30,000 Mann stark seyn; allein, wie es fast immer in Friedenszeiten zu gehen pflegt, wenn die Regierung kein aufmerksames Auge darauf hat, der wirklich vorhandene Bestand der Armee betrug kaum die Hälfte der festgesetzten Truppenzahl, d. h. 15000 Mann. Der Chevalier Acton, nachdem er sich außer dem Ministerium der Marine auch noch das des Kriegswesens zu verschaffen gewußt hatte, vermehrte die Zahl der Soldaten, änderte aber nicht das angenommene Verschwendungssystem und arbeitete nicht darauf hin, eine gute Ordnung und Zucht unter den Truppen einzuführen.

Allein, ehe wir die Mittel darstellen, deren sich der Minister Acton bediente, um der Armee eine neue Organisation zu geben, wollen wir einen flüchtigen Blick auf die politischen Ereignisse werfen, die den Hof von Neapel während der acht bis zehn Jahre beschäftigten, die der Epoche vorausgiengen, wo er in die Reihe der gegen Frankreich verbündeten Mächte trat.

Unstreitig konnte der König von Spanien es nicht ohne Verdruß sehen, daß, seitdem eine Oesterreicherin in den Staatsrath seines Sohnes gekommen war, er jede Art von Einfluß verloren hatte, daß ferner England begünstigt wurde, zum Nachtheil Frankreichs, an welches doch das Königreich Neapel aus so vielen Gründen und hauptsächlich aus Handelsinteressen sich hätte eng anschließen sollen. Lange Zeit

begnügte sich Karl der Dritte durch Briefe oder durch seinen Gesandten bloße Warnungen oder gemäßigte Vorwürfe ertheilen zu lassen; doch bald mußte er als erbitterter Vater und fast als Herr sprechen.

Frankreich pflegte in Kalabrien Bauholz zu kaufen. Unter dem Vorwand, daß man dies Holz zu dem Bau der neuen Flotte bedürfe, hinderte Acton die Ausfuhr desselben nach Frankreich. Der Hof von Versailles verbarg seine Empfindlichkeit darüber.

Gerade um diese Zeit erfolgte jenes furchtbare Erdbeben in Kalabrien, durch welches so viele tausend Menschen umkamen, und so viele Tausende ihres Obdachs und Brotes beraubt wurden. Auf die Nachricht von diesem Unglück vergaß der französische Hof jeden Anlaß zur Unzufriedenheit und schickte sogleich eine mit Getreide beladene Fregatte ab, damit der König von Neapel den unglücklichen Bewohnern der verwüsteten Gegenden schnell Hülfe schaffen könnte. Der Minister ließ indeß ganz trocken dies Geschenk ablehnen, worin gewiß weder etwas Beleidigendes noch irgend eine eigennützige Absicht verborgen lag; — so unvernünftig ist der Haß!

Dies Betragen gegen Frankreich brachte den König Karl so auf, daß er sein System der Mäßigung aufgab und seinem Sohne befahl, einen Minister zu entlassen, der sein Vertrauen so misbrauche. Acton, durch die Gunst der Königin unterstützt, trotzte indeß dem Zorne des Königs von Spanien, dessen Befehle man nicht gelten ließ. Der Günstling wurde dadurch nur noch mächtiger. Oesterreich und England waren die einzigen Mächte, welche am Hofe zu Neapel geneigte Aufnahme und Achtung fanden; die Agenten Spaniens und Frankreichs erfuhren daselbst nur abschlägige Antworten, oft sogar Beleidigungen." S. Memoiren über das Königreich Neapel vom Grafen Gregoire Orloff. Th. II.

E.

"Die Gräfin von Lamotte, die in diesem Drama eine so bedeutende Rolle spielt, war in der Champagne unter einem Strohdach und in der größten Dürftigkeit geboren. Dies war

entweder ein Fehlgriff des blinden Glücks oder eine Folge des Unglücks; denn sie hat nachher bewiesen, daß sie durch den Zweig der Grafen von Saint Remy von dem königlichen Hause der Valois stamme. Der Genealogist von Hozier hat ihr darüber ein schriftliches Zeugniß ausgestellt. Dieser hohe Ursprung hatte indeß ihre Lage nicht verbessert. Sie wurde die Gattin des Herrn von Lamotte, eines bloßen Gensdarmen. Ihre beiderseitigen Vermögensumstände waren sehr mittelmäßig. Das Bedürfniß erniedrigt uns nicht in den Augen eines Wohlthäters, sobald es nicht die Frucht einer schlechten Aufführung ist. Unter diesem Gesichtspunkt stellte sie sich zuerst dem Großalmosenier vor, um seine Großmuth auf sich zu lenken und ihn zugleich um seine Fürsprache beim Könige zu bitten. Die Gräfin von Lamotte war zwar keine blühende Schönheit, aber doch mit allen Reizen der Jugend geschmückt; ihre Physionomie war geistvoll und anziehend; sie drückte sich mit Leichtigkeit aus, und ein Zug von Aufrichtigkeit in ihren Erzählungen gab ihr eine gewisse Kraft der Ueberredung. Wir werden indeß bald sehen, daß hinter diesem verführerischen Aeußern die Seele und das Zaubertalent einer Circe verborgen lag.

Die Herkunft und das Unglück einer Abkömmlingin der Valois machte auf das edle und mitleidige Herz des Kardinals von Rohan den tiefsten Eindruck. Er hätte sich glücklich gefühlt, wenn er ihr eine ihren Vorfahren angemessene Stellung hätte geben können, aber, da die Finanzen des Königs keine so hohen Schenkungen erlaubten, so konnte er ihr nur kleinere Unterstützungen verschaffen, um sie gegen das augenblickliche Bedürfniß zu schützen. Diese gewandte und einnehmende Frau hielt sehr bald das Herz ihres Wohlthäters für empfänglich genug, um den heftigsten Eindruck darauf hervorzubringen. Die Dankbarkeit und das wiederkehrende Bedürfniß veranlaßten sie zur Wiederholung ihrer Besuche und Unterredungen. Sie bemerkte, daß ihre Gegenwart dem Kardinal, der sich durch den sinnlichen Eindruck leiten ließ, ein lebhaftes Interesse einflößte. Seine Eminenz rieth ihr, sich unmittelbar an die Königin zu wenden, in der Voraussetzung, daß diese großmüthige Fürstin, gerührt über den schneidenden Kontrast zwischen der Abkunft und der gegenwärtigen Lage dieser Frau, gewiß Mittel finden würde, um sie aus ihren peinlichen

Verhältnissen zu reißen. Der Kardinal gestand ihr, daß er ihr keine Audienz bei der Königin verschaffen könne, und trieb während der verschiedenen, auf einander folgenden Unterredungen die Vertraulichkeit so weit, daß er ihr seinen tiefen Schmerz schilderte, den er darüber empfand, daß er sich den Haß der Königin zugezogen; dies sey, meinte er, für sein Herz eine bleibende Bitterkeit, welche seine schönsten Tage vergifte. Diese Vertraulichkeit ward der höllische Funken, der den unseligsten Brand verursachte. Sie gab Anlaß zur Entstehung eines Verführungsplanes von der Art, wovon die Geschichte der menschlichen Thorheiten nur wenige Beispiele aufzuweisen hat. Der Entwurf war folgender. Frau von Lamotte suchte den Kardinal zu überreden, daß es ihr endlich gelungen sey, zur engsten Vertraulichkeit bei der Königin zu gelangen, sie habe, durchdrungen von den seltnen Gemüthseigenschaften des Kardinals, bei der Königin so viel und so häufig von denselben gesprochen, daß sie ihr endlich ihre Vorurtheile benommen und in ihr den Wunsch erweckt habe, dem Kardinal ihre Gunst wiederzuschenken, ihre Einschmeichelungen hätten so viel Erfolg gehabt, daß die Königin dem Kardinal erlaube, seine Rechtfertigung bei ihr einzureichen, und endlich, daß sie mit ihm in eine schriftliche Korrespondenz zu treten wünsche, die so lange Geheimniß bleiben müsse, bis seine Begnadigung öffentlich bekannt werden dürfe; die Gräfin von Lamotte werde die Vermittlerin dieser Korrespondenz seyn, deren Folgen und Wirkungen den Kardinal unfehlbar auf den höchsten Gipfel der Gunst und des Ansehns stellen würden. —

Frau von Lamotte, nachdem sie das Vertrauen des Kardinals durch alle Künste der Verführung und durch alle Mittel der Intrigue verstärkt hatte, sagte ihm eines Tages: "Ich bin von der Königin bevollmächtigt, von Ihnen eine schriftliche Rechtfertigung über das Unrecht, das man Ihnen beigemessen, zu verlangen." Diese Bevollmächtigung, die von der Gräfin Lamotte erdichtet und vom Kardinal geglaubt wurde, war für diesen Prinzen gleichsam das Morgenroth eines schönen Tages. Sehr bald ward seine Vertheidigungsschrift, die von ihm eigenhändig verfaßt und ganz geeignet war, um jeden nachtheiligen Eindruck zu zerstören, der Frau von Lamotte anvertraut. Sie brachte einige Tage darauf eine

Antwort auf klein Format mit vergoldetem Schnitt zurück, worin Maria Antoinette — deren Handschrift ein geschickter Verfälscher nachzumachen versucht hatte — ihm schrieb: "Ich habe Ihren Brief gelesen, und freue mich, Sie nicht mehr strafbar zu finden; indeß kann ich Ihnen die gewünschte Audienz noch nicht bewilligen. Wenn die Umstände es erlauben, werden, so werde ich es Sie wissen lassen. Seyn Sie indeß verschwiegen." Diese wenigen Worte erregten in dem Kardinal ein unbeschreibliches Entzücken. Frau von Lamotte wurde für ihn nun ein Schutzengel, der ihm die Wege des Glücks bahnte. Sie vermochte seitdem bei ihm alles, was sie nur wünschte.

Durch diesen Erfolg aufgemuntert, erdichtete sie eine ganze Korrespondenz, welche die Königin angeblich mit dem Kardinal zu unterhalten für gut gefunden. Die Forderungen von Geldsummen, welche die Königin in ihren verfälschten Briefen unter allerlei Vorwänden an den Kardinal machte, verschafften der Frau von Lamotte nach und nach gegen 120,000 Livres.

Ein unglücklicher Zufall trug damals noch mehr dazu bei, den Geist des Kardinals auf Außerordentliche hinzulenken. Ich weiß nicht, welches Ungeheuer auf unser Land einen marktschreierischen Enthusiasten ausgespien hatte, der als Apostel der natürlichen Religion sich seiner Proselyten auf eine despotische Art bemeisterte und sie völlig unterjochte.

Plötzliche Heilungen tödtlicher oder für unheilbar gehaltener Krankheiten, die er in der Schweiz und in Strasburg verrichtet hatte, brachten den Namen Cagliostro's in Aller Mund und bewirkten, daß er bald für einen Wunderarzt galt. Seine aufmerksame Sorgfalt für die Armen und seine Geringschätzung der Großen gab seinem Character einen Anstrich von Geistesüberlegenheit und Interesse, welches Enthusiasmus erweckte. Diejenigen, welche er mit seiner Vertraulichkeit beehrte, verkündeten, wenn sie von ihm giengen, wie wahnsinnig seine hohen Eigenschaften. Der Kardinal von Rohan befand sich in der Residenz zu Saverne, als der Graf Cagliostro Strasburg und die Schweiz durch sein Benehmen und seine Krankenheilungen in Staunen setzte. Neugierig, einen so außer-

ordentlichen Mann kennen zu lernen, reiste der Prinz nach Strasburg. Man mußte erst unterhandeln, um bei dem Grafen vorgelassen zu werden. "Wenn der Herr Kardinal krank ist, ließ dieser sagen, so mag er kommen, und ich werde ihn heilen; wenn er sich aber wohl befindet, so braucht er weder mich, noch ich ihn." Eine Antwort der Art, anstatt die Eigenliebe des Prinzen zu verletzen, erregte im Gegentheil nur noch mehr in ihm das Verlangen, ihn kennen zu lernen. Als er endlich in das Heiligthum dieses neuen Aesculap's eintreten durfte, fand er — wie er nachmals erzählte — in der Physionomie dieses Mannes so wenig Mittheilsames, so viel Achtung einflößende Würde, daß er sich von einem heiligen Schauer ergriffen fühlte und daß ihm seine ersten Worte durch die Ehrfurcht eingegeben wurden. Diese Unterredung, so kurz sie auch war, erregte lebhafter als jemals in ihm das Verlangen nach seiner näheren Bekanntschaft. Endlich gelangte er dazu, und der verschmitzte Charlatan wußte sein Betragen und seine Aeußerungen so gut abzumessen, daß er selber, ohne scheinbar es zu wollen, in die engste Vertraulichkeit des Kardinals und zu dem bedeutendsten Einfluß auf seinen Willen gelangte. "Ihre Seele, sagte er einst zu diesem Prinzen, ist der meinigen würdig, und Sie verdienen in alle meine Geheimnisse eingeweiht zu werden." Dies Geständniß nahm alle intellectuellen und moralischen Kräfte eines Mannes gefangen, der zu allen Zeiten den Geheimnissen der Chemie und Botanik nachgejagt hatte.

Der Baron von Planta, den der Kardinal bei seiner Gesandtschaft zu Wien gebraucht hatte, wurde um die Zeit der Halsbandgeschichte ebenfalls der Vertraute seiner Gedanken und Neigungen und zugleich einer seiner bedeutendsten Agenten bei Cagliostro und der Frau von Lamotte. Ich erinnere mich noch, daß ich durch einen gewissen Kanal erfuhr, dieser Baron von Planta begehe sehr häufig die kostspieligsten Orgien im Schlosse zu Strasburg, wo der Tokaier nicht geschont werde, um den Cagliostro und seine angebliche Frau aufs Beste zu bewirthen, und daß ich dem Kardinal darüber einen Wink geben zu müssen glaubte. Er antwortete mir: "Ich weiß es, und habe ihm selbst das Recht gegeben, es darin zu übertreiben, wenn er es für an-

gemessen erachtet." Diese Denkungsart ließ mir keinen Zweifel mehr über den Enthusiasmus des Prinzen für diesen Charlatan, aber ich war weit entfernt zu glauben, daß er sein Orakel, sein Führer und Leitstern geworden sey. Ihm und dem Baron von Planta entdeckte der Kardinal Alles, was er von seiner Verbindung mit Frau von Lamotte und von der durch sie vermittelten Korrespondenz sich Glückliches weissagte. —

In den Händen eines Juweliers der Königin befand sich ein prächtiges Diamantenhalsband, 1,800,000 Livres an Werth. Frau von Lamotte wußte, daß die Königin, welcher es sehr gefiel, unter diesen Umständen, wo die strengste Oekonomie zur Pflicht geworden war, nicht hatte dem König den Vorschlag machen wollen, es ihr zu kaufen. Frau von Lamotte hatte ferner Gelegenheit gehabt, dies berühmte Halsband zu sehen, und der Juwelier Böhmer, dessen Eigenthum es war, hatte ihr nicht verhehlt, daß er wegen dieses Juwels, das für den Handel ein todtes Kapital geworden, sehr in Verlegenheit sey, daß er beim Einkauf desselben auf einen Verkauf an die Königin gerechnet habe, indeß habe Ihre Majestät es abgelehnt; er hatte noch hinzugefügt, daß er demjenigen, der ihm zum Verkauf desselben verhelfen könnte, ein ansehnliches Geschenk machen würde.

Frau von Lamotte hatte bereits an der Leichtgläubigkeit Seiner Eminenz ihr Talent versucht; jetzt faßte sie ferner den Plan, sich das Halsband und das versprochene Geschenk zugleich zu verschaffen. Es gelang ihr, den Kardinal zu überreden, daß die Königin sich dieses Halsband sehr wünsche, und es ohne Vorwissen des Königs kaufen wolle, um es dann allmählig von ihren Ersparnissen zu bezahlen; sie wünsche dem Großalmosenier einen besonderen Beweis von Wohlwollen zu geben, und zwar durch den Auftrag, diesen Kauf in ihrem Namen abzuschließen; er werde zu diesem Zweck eine schriftliche und von ihr unterzeichnete Vollmacht erhalten, die er erst nachdem er bezahlt seyn würde, wieder zurückgeben dürfe; er solle sich mit dem Juwelier so setzen, daß von dem ersten Zahlungstermin an, der am 30. Julius 1785 statt finden sollte, alles übrige in dreimonatlichen Terminen abgezahlt werden könne; daß in diesem Contract durchaus nicht der Name der Königin sondern blos der

des Kardinals genannt werden solle, und daß die geheime Vollmacht, »Maria Antoinette von Frankreich« unterzeichnet, eine hinlängliche Sicherheit für ihn sey.

Der Kardinal war gerade in Elsaß. Frau von Lamotte ließ durch den Baron von Planta einen Kourier abfertigen nebst einem kleinen Briefe mit vergoldetem Schnitt, worin die Königin angeblich dem Kardinal schrieb: »Der Augenblick, den ich wünsche, ist noch nicht da; aber ich muß auf ihre Rückkehr dringen, wegen einer geheimen Unterhandlung, die mich persönlich interessirt, und die ich blos Ihnen anvertrauen will. Die Gräfin von Lamotte wird Ihnen in meinem Namen dies Räthsel lösen.« Auf diesen Brief hätte der Kardinal sich Flügel gewünscht. Er kam ganz unvermuthet bei starkem Januarfrost zurück.

Kaum hatte er die angebliche Lösung des Röthsels vernommen, als er, entzückt über den Auftrag der Königin, die nöthige Vollmacht dringend verlangte, um den Kauf des Halsbandes so schnell als möglich abzuschließen. Diese Schrift ließ nicht lange auf sich warten. Sie war von Trianon aus datirt und »Maria Antoinette von Frankreich« unterzeichnet. Der Beisatz »von Frankreich« zeugte von der gröbsten Unwissenheit; denn die Königin unterzeichnete sich nie anders als »Maria Antoinette.« Dennoch argwöhnte der Kardinal nichts.

Cagliostro, der kürzlich in Paris angekommen war, ward zu Rathe gezogen. Dieser Orakelpriester bestieg seinen Dreifuß, und in einer Nacht wurden beim Schein zahlloser Wachskerzen im großen Saale des Kardinals die ägyptischen Zauberformeln gesprochen. Der Orakelpriester, von seinem Spiritus familiaris begeistert, erklärte: »Diese Unterhandlung sey des Prinzen würdig; sie werde den glücklichsten Erfolg haben, sie werde ferner der Gnade der Königin das Siegel aufdrücken und den glücklichen Tag heraufführen, der zum Glück Frankreichs und der Menschheit die seltnen Talente des Kardinals enthüllen werde.« Ich schreibe hier die reinste Wahrheit, und doch wird man meinen, ich erzähle Fabeln; ja ich würde dies selber meinen, wenn ich nicht zu gewiß von der Wahrheit dieser Thatsachen überzeugt wäre. Genug, die Rathschläge Cagliostro's verscheuchten jeden Zweifel. Es ward beschlossen,

daß der Kardinal sich eines so schmeichelhaften und ehrenvollen Auftrags möglichst bald entledigen solle.

Nachdem alles so verabredet war, unterhandelte der Kardinal wegen dieses Halsbandes mit Böhmer und Bassange auf die vorgeschlagenen Bedingungen. Er verhehlte ihnen nicht, daß es auf Rechnung der Königin geschehe, und zeigte ihnen seine Vollmacht. Die Juweliere glaubten alles, und verpflichteten sich am 30. Januar, ihm das Halsband am 1. Februar, am Tage vor Mariä Reinigung, einzuhändigen. Die Gräfin hatte diesen großen Feiertag zu Versailles absichtlich bezeichnet, als wolle die Königin an demselben diesen prachtvollen Schmuck tragen. Das Kästchen, worin dieser Schmuck lag, mußte an diesem Tage nach Versailles gebracht und am Abend in die Wohnung der Frau von Lamotte getragen werden, von welcher, wie man meinte, die Königin es abholen lassen würde. Diese Frau, trunken vor Freude über den wunderbaren Erfolg ihrer unbegreiflichen Intrigue, hatte in ihrer Wohnung zu Versailles das Theater vorbereitet, wo die Uebergabe des Halsbandes an den Mann, der es angeblich im Namen der Königin abholen sollte, gespielt werden sollte. Die Scene wurde auch wirklich daselbst aufgeführt. Der Kardinal fand sich zur bezeichneten Stunde am 1. Februar bei der Abenddämmerung in der Wohnung der Frau von Lamotte ein. Ein Kammerdiener, der das Kästchen trug, begleitete ihn. Er schickte diesen an der Thür zurück, und betrat ganz allein den Ort, wo seine Ehre aufgeopfert werden sollte. Es war dies ein Zimmer mit einem Alkoven und einem Kabinet, das eine Glasthür hatte. Die gewandte Komödiantin ließ ihren Zuschauer in dies Kabinet treten, während das Zimmer blos matt erleuchtet war. Eine Thür öfnet sich, und eine Stimme ruft: "von der Königin!" Frau von Lamotte geht ehrerbietig entgegen, nimmt das Kästchen und übergiebt es dem angeblichen Abgesandten. So erfolgte denn also die Uebergabe. Der Prinz, welcher ein stummer und versteckter Zeuge der Scene war, glaubte den Abgesandten zu erkennen. Frau von Lamotte sagte ihm, dies sey der vertraute Kammerdiener der Königin zu Trianon. Auch hatte er ganz die Kleidung und das Benehmen eines solchen. Es war indeß ein gewisser Villette von Bar sur Aube, ein guter Freund

der Frau von Lamotte, der in ihre Pläne eingeweiht war und die Handschrift der Königin jedesmal nachgemacht hatte. — —

Der 30. Julius, als der Termin der ersten Zahlung von 100,000 Thalern war unterdeß allmählig näher gerückt. Schon im Laufe des Junius ward der Kardinal, dessen Gegenwart bei dieser Zahlung nöthig war, zurückgerufen. Er kam mit der Pünktlichkeit eines Mannes, der seinem Ziele schon ganz nahe zu seyn glaubt. Ein kleiner Brief versicherte ihn, daß für die Erfüllung seiner Wünsche alles eingeleitet sey, und daß er in Kurzem die Wirkung der Versprechungen der Königin sehen würde. Sehr schlau ward darin noch hinzugefügt, daß man sich mit dem Zusammenbringen der zur ersten Zahlung erforderlichen Summen beschäftige, daß zwar unvorhergesehene Ereignisse dabei im Wege wären, daß indeß gleichwohl hoffentlich die Zahlung ohne Säumniß stattfinden werde.

Während dem waren die Abendcirkel bei Cagliostro sehr angenehm. Man war in der nahen Erwartung des glücklichen Tages, wo die Königin die Wünsche des Großalmoseniers im reichsten Maße erfüllen würde. Frau von Lamotte allein wußte um das Gegentheil. Auf den Rath dieser Frau ward Sainte James, Cagliostro's Proselyt, in diese Abendgesellschaften zugelassen. Einst sagte sie zum Kardinal: "Ich sehe die Königin wegen der 100,000 Thaler für den 30. Julius in Verlegenheit; sie schreibt Ihnen nicht, um Sie nicht zu beunruhigen. Indeß habe ich ein Mittel ausgedacht, wie Sie ihr eine Artigkeit erzeigen und sie beruhigen können. Wenden Sie sich an Saint James. Für ihn sind 100,000 Thaler eine Kleinigkeit, wenn er erfährt, daß der Königin dadurch ein Dienst erwiesen wird. Benutzen Sie das Entzücken, worein sie durch Ihre und des Grafen Cagliostro aufmerksame Gefälligkeiten versetzt ist; die Königin wird diesen Schritt nicht misbilligen; reden Sie in ihrem Namen mit ihm. Der Erfolg dieser neuen Unterhandlung wird die Gesinnungen, die Sie ihr eingeflößt, nur noch erhöhen." Der Kardinal dankte der Frau von Lamotte für ihren guten Rath. Der Prinz glaubte nun Herrn Saint James am sichersten für sich zu gewinnen, wenn er ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit die ganze Geschichte des Halsbandkaufes mittheilte.

Er zeigte ihm die von der Königin unterzeichnete Vollmacht, vertraute ihm die Verlegenheit der Königin, und versicherte ihn, das untrüglichste Mittel, um ihre Protection zu verdienen, würde seyn, wenn er für sie die erste Zahlung an die Juweliere übernähme. Sainte James war wie alle Emporkömmlinge begieriger nach Ansehn, denn nach Gelde, und wünschte sich den St. Ludwigsorden, den er noch nicht hatte bekommen können, dadurch zu verdienen. Der Kardinal versprach ihm denselben im Namen der Königin, als Belohnung für den zu leistenden Dienst. Dieser Financier erwiederte, daß er sich sehr glücklich fühle, Ihrer Majestät einen Beweis seiner unbegrenzten Ergebenheit geben zu können, und sobald er ihre Befehle erhalten haben würde, werde er sie wegen der 100,000 Thaler des ersten Termines beruhigen. Der Großalmosenier unterrichtete Frau von Lamotte von der günstigen Antwort des Herrn Saint James, auch stattete er gleich in dem ersten Briefe, den er der Frau von Lamotte zur Besorgung an die Königin übergab, darüber Bericht ab. Der Verfälscher, welcher die Antwortsschreiben zu verfertigen pflegte, war gerade abwesend. Herr von Lamotte, der von London eingetroffen war, hatte ihn nach Bar sur Aube kommen lassen, wo diese listigen Gauner gemeinschaftlich Vorsichtsmaßregeln nahmen, um auf den Trümmern des Halsbandes ihr Glück zu gründen. Die Verzögerung der so lebhaft erwarteten Antwort der Königin ängstigte den Kardinal; und er theilte seine Unruhe der Frau von Lamotte mit. Er konnte nicht begreifen, welchen Grund man habe, in einem Augenblick stillzuschweigen, wo die Zahlung herannahete. Außerdem fürchtete er, daß Sainte James glauben könne, man habe ihm etwas aufheften wollen. Verdrießlich fügte er hinzu, daß er am allerwenigsten die Kälte begreifen könne, welche die Königin äußerlich gegen ihn blicken lasse, ungeachtet des warmen und lebhaften Interesses, das in ihren Briefen vorherrsche. Diese letztere Bemerkung war der tägliche Refrain des Kardinals seit seiner Rückkehr aus dem Elsaß. Frau von Lamotte hatte bisher seine Besorgnisse durch verschiedene Listen zu beruhigen gewußt; das teuflische Genie dieser an Auswegen so erfinderischen Frau unternahm es, ihn von diesem unaufhörlich wiederkehrenden Zweifel gänzlich zu heilen. Sie erfand ein

neues Mittel, um die Leichtgläubigkeit des Kardinals noch ferner zu misbrauchen, und hoffte, daß er nun alles aufbieten würde, um entweder selber oder durch Herrn von Sainte James für die erste Zahlung in Betreff des Halsbandes Genüge zu leisten.

Diese neue Bosheit erforderte indeß vorläufige Einleitungen und Vorbereitungen. Mittlerweile kam der Verfälscher Villette von Bar sur Aube zurück, und die so lange erwartete Antwort wurde unverzüglich dem Kardinal eingehändigt. "Die Königin — hieß es im Briefe — habe nur darum so lange mit der Antwort gezögert, weil sie immer noch hoffte, daß sie nicht nöthig haben werde, von den Anerbietungen des Herrn von Sainte James Gebrauch zu machen; sie nehme dieselben an, aber nur für die erste Zahlung und zwar mit dem Versprechen der promtesten Wiedererstattung, indem sie zugleich noch hinzufügte, sie wünsche, daß Herr von Sainte James ihr bald Gelegenheit gebe, diesen Dienst zu belohnen." Der Kardinal konnte erst nach einigen Tagen dem Herrn von Sainte James diese Antwort mittheilen. In der Zwischenzeit hatte Frau von Lamotte im Einverständniß mit ihrem Manne und Villette alles angeordnet, um das seltsame Possenspiel aufzuführen, dessen Erfindung und Ausführung eine teuflische Phantasie verrieth. Sie unternahm es, den Kardinal zu überreden, daß die Königin, da sie ihm nicht, wie sie wünsche, öffentliche Beweise ihrer Achtung geben könne, mit ihm in den Bosketts von Versailles zwischen elf Uhr Abends und Mitternacht eine Zusammenkunft halten wolle, worin sie ihm alles das sagen werde, was sie ihm über die Wiederkehr ihrer Gunst nicht schreiben könne. Der kleine Brief mit vergoldetem Schnitt meldete diese glückliche Nachricht auch wirklich an, und bezeichnete die Nacht und die Stunde der Zusammenkunft. Nie wurde eine Zusammenkunft mit größerer Ungeduld erwartet.

Die Gräfin von Lamotte hatte in den Promenaden des Palais Royal zu Paris ein Mädchen von schönem Wuchs bemerkt, deren Profil dem der Königin ähnlich war. Sie warf die Augen auf dieses Mädchen, um sie zur Hauptschauspielerin in der Scene des Boskets zu machen. Sie hieß Oliva. Man überredete sie, daß das kleine

Schauspiel, wozu man sie brauchen wolle, von der Königin gewünscht werde, die damit einen Scherz ausführen wolle. Die angebotene Belohnung bewirkte sehr bald, daß das Mädchen, die vom Erwerb ihrer Reize lebte, die Rolle übernahm.

Mademoiselle Oliva kam also mit Frau von Lamotte zu Wagen in Versailles an. Man zeigte ihr zuerst den Ort, wo die Scene stattfinden sollte, und ließ sie dort die Rolle, die sie zu spielen, und die Worte, die sie zu sagen hatte, probiren. Man sagte ihr, daß sich ihr ein großer Mann im blauen Ueberrock mit einem großen, tief in die Augen gedrückten Hut präsentiren, und ihr ehrfurchtsvoll die Hand küssen würde; sie solle leise zu ihm sprechen: »Ich kann Ihnen nur einen Augenblick schenken; ich bin zufrieden mit Ihnen; ich werde Sie bald zur höchsten Stufe der Gunst erheben;« hierauf solle sie ihm eine Kapsel und eine Rose übergeben, und sodann, auf ein Geräusch von näher kommenden Stimmen, ihm leise sagen: »Ach, da ist die Prinzessin und Frau von Artois, wir müssen fort!« Eben so hatte man auch dem Kardinal das verabredete Bosket und den Ort, durch den er eintreten sollte, gezeigt und ihm gesagt, daß er da ohne Zwang seine ergebenen Gesinnungen darlegen und sich über das, was ihn interessire, erklären könne, und daß die Königin zum Beweis ihrer Gnade ihm eine Kapsel, worin ihr Porträt befindlich, und eine Rose überreichen würde. Es war in Versailles bekannt, daß die Königin bisweilen des Abends mit der Gemahlin des Bruders des Königs und der Gräfin von Artois in den Boskets spazieren gieng. Als nun die Nacht der Zusammenkunft herangekommen war, begab sich der Kardinal in der verabredeten Kleidung mit dem Baron von Planta auf die Terrasse des Schlosses. Die Gräfin von Lamotte wollte sich ebenfalls, aber in einem schwarzen Domino daselbst einfinden, um den Kardinal von dem Augenblick zu benachrichtigen, wo die angebliche Königin sich nach dem Bosket begeben würde. Die Nacht war sehr dunkel; die angezeigte Stunde verfloß, und Frau von Lamotte erschien nicht. Schon ward der Kardinal unruhig, als der schwarze Domino auf ihn zukam und zu ihm sagte: »Ich komme so eben aus den Zimmern der Königin; sie ist sehr verhindert worden, und wird die Unterredung nicht so lang machen können, als sie es gewünscht hatte. Die Ge-

mahlin des Bruders des Königs und die Gräfin von Artois haben ihr vorgeschlagen, sie auf dem Spaziergange zu begleiten. Begeben Sie sich geschwind ins Bosket, sie wird sich von jenen losreißen und ungeachtet der kurzen Frist Ihnen unzweideutige Beweise ihres Schutzes und ihres Wohlwollens geben." Der Kardinal begab sich an den Ort der Scene. Frau von Lamotte und der Baron von Planta entfernten sich, um auf die Rückkehr des Prinzen zu warten. Die Scene wurde nun ganz so, wie verabredet war, gespielt. Die angebliche Königin, die in ihrer Abendkleidung erschien, hatte ganz das Kostüm und die Haltung der Person, die sie vorstellte. Der Kardinal näherte sich ihr mit Gefühl und Ehrerbietung; die falsche Königin sprach mit leiser Stimme die ihr vorgeschriebenen Worte und übergab ihm die besprochene Kapsel. Jetzt ließ sich das verabredete Geräusch vernehmen und man mußte sich mit einiger Eilfertigkeit trennen. Der Kardinal kam wieder zu Frau von Lamotte und dem Baron von Planta, und beklagte sich bitter über den unangenehmen Zufall, der ihm das Glück einer längeren Unterhaltung entzogen. Jeder gieng nach Hause. Der Kardinal schien überzeugt, daß er mit der Königin gesprochen und von ihr eine Kapsel erhalten habe. Die Oliva, welche die Rolle so gut gespielt, ward nach Paris zurückgeführt und gut bezahlt. Die Herren von Lamotte und Villette, welche die verabredeten Fußtritte und Stimmen so gut nachgeäfft hatten, um die Unterredung abzukürzen, begaben sich zu Frau von Lamotte und freuten sich des glücklichen Erfolgs.

Den folgenden Tag brachte die gewöhnliche Botin wieder einen kleinen Brief mit vergoldetem Schnitt, worin das Bedauern darüber ausgedrückt war, daß die Umstände keine längere Unterhaltung gestattet hatten."

F.

Die versammelte Geistlichkeit suchte damals ihre Rechte geltend zu machen. Der Erzbischof von Narbonne hielt deshalb in der Nationalversammlung eine Rede, und die Geistlichkeit verfaßte hierauf eine Denkschrift an den König. Sowohl

die Rede als die Stellen der Denkschrift lassen wir hier weg, da sie für den deutschen Leser ohne Interesse seyn würden.

G.

"Herr von Vergennes sah sich von zwei Partheien umgeben und beobachtet, die seinen Grundsätzen und seiner Handlungsweise ganz entgegen waren, und die ihn beständig hinderten, den Ton anzustimmen, der in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten durchaus hätte herrschen müssen. Die Parthei der Richelieu und Aiguillon, obwohl durch den Sturz des letzteren und durch die Rückkehr des Parlements gedemüthigt, war immer noch am Hofe mächtig, und diese Parthei misbilligte den Quietismus des Herrn von Vergennes, und verfolgte diesen Minister durch Lächerlichkeiten, Sarkasmen und die heftigsten Anklagen. Wie auch immer das Benehmen des Ministers seyn mochte, stets sah er eine oder zwei Partheien vor sich, die seine Schritte misbilligten. In dieser Lage sah sich Herr von Vergennes genöthigt, mit allen Systemen zu unterhandeln und mit allen Partheien zu laviren, um einen Continentalkrieg zu vermeiden und überhaupt den Abgrund, zu welchem fast alle Minister hingezogen werden, die ihn erklären oder erklären lassen. Herr von Vergennes hielt sehr auf seinen Posten. "Er hat das Gelübde gethan — sagte man —, als Minister zu sterben." Dies war der Hauptfehler in seinem Ministerium. Bei einem entschiedeneren Character würde Herr von Vergennes die Politik Richelieus nachgeahmt, und dem österreichischen Kabinet den Krieg erklärt haben, bei der ersten Beleidigung, die sich diese Macht erlaubt haben würde, wie sie es denn wirklich in den Kölnischen, Baierschen und Scheldestreitigkeiten that. In dem Herzen des Königs mußte man die Königin angreifen, und ihn bei seiner schwachen Seite d. h. bei seiner Pietät gegen seine Vorfahren und seinen Stamm anfassen. Aber Herr von Vergennes war nicht im Stande, ein so stürmisches Meer zu beschiffen.

"Wir wollen abwarten, bis die Königin vierzig Jahr alt und der König in eine jüngere Schönheit verliebt seyn wird, — sagte die Aiguillonsche Parthei —; wer wird dann

diese Favoritin, die natürliche Feindin der Königin, anders unterstützen, als die Aiguillonsche Parthei?" Die Königin erlebte diesen Zeitpunkt nicht. Die Klagen der Franzosen, das Glück ihres Bruders in Europa und seine geheimnißvolle Reise nach Frankreich, der Einfluß und Ehrgeiz der Königin, — dies alles beschleunigte den unglücklichen Zeitpunkt, wo sich Erbitterung, Haß, Rache und die abscheulichsten Anklagen gegen sie vereinigten.

In dieser Lage, die jeden Tag kritischer wurde, nöthigte die Königin vermittelst ihres Characters und Einflusses die Franzosen, die neue Diplomatie hochzuachten, und zwar bis zu dem Grade, daß die alten Systeme unserer Kabinetspolitik nur noch einer kleinen Anzahl der vornehmsten Häuser, z. B. den Richelieu's, den Aiguillon's, den Broglio's, den La Vauguyon's, und einigen gewandten Diplomaten, wie z. B. einem Fabier und Peyssonel, bekannt blieben, die denn freilich bei Strafe der Ungnade genöthigt waren, ihre Grundsätze zu verbergen, während das österreichische System fortfuhr in Frankreich zu herrschen, unterstützt durch die angesehensten Familien, mit Ausnahme des Grafen von Vergennes, der sich täglich bemühte, diesen Angriffen entgegen zu arbeiten. Man hat gesehn, wie Joseph der Zweite unter diesen Umständen nicht erröthete, von Frankreich entweder Geld, oder die Eröfnung der Schelde, oder die Besitznahme Baierns zu verlangen, welches letztere er vielleicht behalten haben würde, wenn nicht die definitive Erklärung Friedrichs des Zweiten erfolgt wäre, der in seinem hohen Alter noch mehr Energie besaß als Herr von Vergennes in dem blühendsten Alter eines Diplomaten. Joseph der Zweite, der durch den hartnäckigen Character der Königin und durch die Schwäche des Herrn von Vergennes nur noch stärker geworden war, stellte den Erzherzog Maximilian in einen wichtigen Posten nach Köln, und wünschte das Werkzeug Englands zu werden, um die natürliche Coalition Frankreichs und Spaniens während des Krieges mit den Kolonieen aufzulösen. Zugleich wagte er mit Rußland einen Zerstückelungsplan der Türkei, unserer ewigen Freundin, zu entwerfen, und durch seine Unterhandlungen, Kunstgriffe und Intriguen wußte er des Herrn von Vergennes Furcht vor einem Kriege mit dem Kaiser so gut zu benu-

tzen, daß er von diesem Schrecken, worin er uns erhielt, mehr Vortheil zog, als von den größten Siegen." S. Historische Memoiren der Regierung Ludwigs des Sechzehnten, Th. V.

H.

"Seit 1752 hatte Herr von Lomenie beschlossen, sich auszuzeichnen, nicht durch Wissenschaft, Frömmigkeit oder durch die Sittsamkeit seines Standes, sondern durch die Keckheit und Neuheit seiner Meinungen. Die Philosophie war noch in ihrem Aufgang begriffen, als er sich schon durch jene berüchtigte Thesis, die er in der Sorbonne, nicht sowohl als Theolog denn als Materialist, vertheidigte. Er verwarf jede Idee, jede Kenntniß von einer den Menschen angeborenen Göttlichkeit, er schmähte auf die Lehre von der Vorsehung, er behauptete Grundsätze, die den Jesuiten und der Bulle unigenitus günstig waren, und meinte, daß Fenelon die Lehre vom Port Royal siegreich wiederlegt habe. So hatte sich Herr von Lomenie von seiner frühsten Jugend an ein Gemisch von Materialismus und Jesuitismus gebildet, welches ihm zu gleicher Zeit den Schutz der beiden mächtigen, sich einander gegenüber stehenden Partheien verschafte, so daß sein Ehrgeiz einst seine Wünsche befriedigt sehen konnte, wie auch immer die Kämpfe ausfallen mochten, die damals in Frankreich zwischen den Philosophen und Jesuiten, die beide gleich heftige Feinde der Jansenisten waren, sich erhoben. Wenn die Jesuiten von den Philosophen besiegt wurden, so fand sich der Abbé von Lomenie unter der Philosophenparthei. Wenn diese unter den Streichen der Jesuiten erlag, so hatte der Abbé von Lomenie bereits gegen die Jansenisten gekämpft und die Aufmerksamkeit der Gegenparthei verdient. Es fehlte ihm weder an Gewandtheit noch an Umsicht.

Dieses zweideutige Benehmen empörte gegen ihn die Eiferer beider Partheien, welche weder diese Wandelbarkeit noch diese neue Lehre leiden wollten. Die Sorbonne versammelte sich. Man sagt, daß der junge Abbé den Sturm beschworen und seinen Materialismus dadurch gerettet habe, daß er sich so weit demüthigte, den Doctor der Sorbonne,

dem die Entscheidung dieses Falles übergeben war, auf beiden Knieen um Verzeihung zu bitten. Der Abbé von Lomenie wurde also Priester und Großvikar zu Rouen. Da er dem Herrn von Choiseul ganz ergeben war und sich gegen die Jesuiten erklärte, als dieser Minister sie vernichtete, so ließ ihn der Herzog durch Herrn von Jarente im Jahr 1761 zum Bischof von Condom und drei Jahre nachher zum Erzbischof von Toulouse ernennen. Nachdem er Antijesuit und Philosoph geworden, galt er für denjenigen, der zuerst den Unglauben unter die Geistlichkeit Frankreichs gebracht habe, auch nahm er dies Aushängeschild öffentlich an, als der Herzog von Choiseul die Begünstigung dieses Unglaubens für nützlich und zum guten Tone gehörig betrachtete. Bald verdiente er, in den Memoiren des Dauphins, des Vaters Ludwigs des Sechzehnten, als ungläubig und freigeisterisch bezeichnet zu werden. Als ein ausgezeichnetes Mitglied der Stände von Languedoc, erlangte er bald den Ruf eines ausgezeichneten Administrators. Niemand weiß, daß er diesen zum Theil den Beamten meiner Provinz verdankte, welche die seltene Bescheidenheit hatten, ihm ihre eigenen Berichte vorzulegen, die sodann für seine Arbeit galten. Die Geschichte muß den Herren de La Faye und de Montferrier, welche Syndici in meiner Provinz waren, die gebührende Ehre zuweisen. "Der Erzbischof von Toulouse, sagte bisweilen der erstere, gilt für einen Freund der Freiheit, ja man sagt, er wolle Minister werden. Wenn seine Wünsche jemals in Erfüllung gehen, so behaupte ich, er wird blos ein Tyrann."

Der Erzbischof von Toulouse ist in diesem Werke nicht klar genug geschildert. Ich werde ihn also so darstellen, wie er in seinen eigenen Schriften erscheint, die in meinem Besitz sind. Ich bin es ihm und mir schuldig, alles das, was er in seinen geheimen Memoiren über seine Entfernung vom Ministerium und über den Anlaß seiner Ernennung zum Kardinal aussagt, hier bekannt zu machen.

"Ich bediente mich damals — sagt dieser Prälat — des Herrn von Mercy, um mit Herrn Necker zu unterhandeln. Ich bediente mich dieses Vermittlers um so lieber, weil ich wußte, daß er der Königin sehr angenehm sey und sich seinerseits der Sache gern unterziehen werde, und — so groß war

die Characterschwäche des Königs — daß er gern haben wolle, daß Necker glaube, er wünsche seine Rückkehr."

"Dieser, entzückt über seine Zurückberufung, wollte sie anfangs nicht annehmen. Er sagte zu Mercy, daß unter einem Minister, der, wie ich, die Gunst des Publikums verloren, er nichts Gutes wirken könne. Ich wollte nicht, daß Necker, dessen Ehrgeiz und Eigenliebe ich kannte, dem Könige Bedingungen machen sollte, und ich bat Herrn von Mercy, darauf zu dringen, daß er es annähme, ohne eine dergleichen zu machen. Ich wollte mich wohl zurückziehen, aber ich wünschte nicht, daß Necker mich entließe."

"Der Wunsch, Herrn Necker zurückzuberufen, war bei der Königin nicht blos durch die Eingebungen des Herrn von Mercy und aus ihrem Verlangen entstanden, diese Zurückberufung selber zu fordern, weil sie dieselbe der öffentlichen Meinung schuldig zu seyn glaubte; sondern auch aus der Begierde, die Macht und den Einfluß des Grafen von Artois zu hindern, der Neckern nicht haben wollte, den er eben so sehr fürchtete, als mich." —

"Montags traf diese Antwort endlich ein. Herr von Mercy kam um halb zehn Uhr zu mir und erzählte mir, Necker wolle es ohne weitere Bedingung annehmen, und verlange den folgenden Tag die Königin zu sprechen, mit welcher er darüber alles vollends verhandeln wolle. Mehr bedurfte es nicht für den Ruhm des Königs, dem ich nicht von Herrn Necker Bedingungen vorschreiben lassen wollte. "Das ist ja ganz vortreflich!" sagte ich zu Herrn von Mercy; ich will nun hingehen, es dem Könige melden und ihn um die Erlaubniß bitten, mich von den Geschäften zurückziehen zu dürfen." Herr von Mercy billigte es und bestätigte mich um so mehr in meinem Entschluß, da er glaubte, die Königin wünsche es; auch fügte er hinzu, ich müsse jetzt zum Kardinal ernannt und dann in glücklicheren Zeiten wieder ins Ministerium zurückberufen werden.

Ich gieng also zum Könige aufs Schloß und sagte ihm, daß Necker es annehme und daß ich ihm also nicht weiter von Nutzen seyn könne, daß meine Gegenwart vielleicht dem neuen Minister hinderlich seyn würde, und daß ich ihn daher um die Erlaubniß bäte, mich von den Geschäften zurückziehen zu dürfen. Der König antwortete mir mit einiger Verlegenheit:

»Sprechen Sie mit der Königin, sie wird Ihnen das alles sagen!" Ich gieng also zur Königin; sie war eben bei ihrer Toilette. Ich wiederholte ihr dasselbe, und aus dem, was sie mir sagte, merkte ich, daß hier etwas mir Unbekanntes im Spiele seyn müsse. Endlich, da wir ein und dasselbe Ziel, meine Entlassung, vor Augen hatten, verständigten wir uns ohne Erklärung. Sie bot mir den Kardinalshut und alles, was ich nur wünschen konnte, an, sie versicherte mich, daß sie sich von mir mit vielem Schmerz trenne, sie bedauerte es, dazu genöthigt zu seyn, und erlaubte mir, um mir ihren Schmerz und ihre Theilnahme zu beweisen, sie zu küssen. Ich nahm also den Kardinalshut an, bat, daß der Abbé von Lomenie mein Coadjutor würde, und um die Zusicherung der ersten Hofdamenstelle bei der Königin für meine Nichte. Es ward verabredet, daß ich auf den Abend meine Entlassung einreichen, und daß Herr von Montmorin nach Rom um den Kardinalshut schreiben solle, daß ferner der Erzbischof von Lyon auf die Coadjutorernennung hinarbeiten, und daß ich noch denselben Abend das Versprechen einer Hofdamenstelle erhalten solle."

»Als ich nach Hause zurückgekehrt war, erfuhr ich, daß die Königin an den Abbé von Vermond geschrieben habe, er möchte mich doch bestimmen, meine Entlassung zu nehmen, und nun begriff ich erst, was ich nicht hatte errathen können. Sie glaubte, daß ich auf ihren Brief käme, während ich mich doch aus eigener Bewegung ihr vorgestellt hatte, so daß man in Wahrheit sagen kann: daß ich mich selber von den Geschäften zurückgezogen, und daß ich vom Ministerium entfernt worden."

»Am Abend gieng alles in Erfüllung, wie es verabredet worden war. Ich empfieng vom Könige und von der Königin Beweise von Güte und Theilnahme, wie sie sonst ein entlassener Minister eben nicht zu erhalten pflegt. Noch mehr, den folgenden Tag schickten sie Herrn Necker zu mir. Zwei Tage drauf sah ich ihn noch einmal. Sie zogen mich wegen der Wahl eines Ministers zu Rathe. Ich schlug einen (Herrn von Chatelet) vor, der es aber ablehnte. Ich konnte mich nicht enthalten, gegen sie zu äußern: »Es ist doch etwas Ungewöhnliches, daß man einen ehemaligen Minister noch so zu Rathe zieht." Man antwortete mir: "Darum, weil es etwas so Ungewöhnliches ist, einen zu treffen, der des Ver-

trauens so würdig wäre." Ich wiederhole dies alles hier darum so umständlich, um zu zeigen, wie weit ich davon entfernt war, im Ministerium bleiben zu wollen, und wie leicht es mir vielleicht gewesen seyn würde, darin zu bleiben, wenn ich gewollt hätte." S. Memoiren der Reg. Ludwigs des Sechzehnten, Th. VI.

I.

"Man schickte einen Auszug aus dem ungewöhnlichen Prozeßverfahren des Chatelet's nach England, um dem Herzog von Orleans Furcht vor ähnlichen Verfolgungen wie früher einzujagen; aber im Bewußtseyn seiner Unschuld ließ er sich gerade dadurch zur Rückkehr bestimmen. Um ihn zu schrecken, bestellte man zu Dieppe einen Edelmann von der königlichen oder ministeriellen Parthei, der die Keckheit hatte, zu rufen, der Herzog von Orleans verdiene zu hängen.

Der Prinz hörte es, kehrte aber nicht auf der Stelle um, wie man gehoft hatte.

Den Tag nach seiner Ankunft in Paris erschien er in der Nationalversammlung, wo er mit dem lautesten Beifall empfangen wurde. Er hielt hier eine Vertheidigungsrede über sein Benehmen, welche mit Theilnahme angehört wurde. Doch ließ er es bei diesen offenen und aufrichtigen Schritten nicht bewenden, sondern er gab auch noch eine Schrift heraus, unter dem Titel: "Darstellung des Betragens des Herzogs von Orleans während der französischen Revolution, von ihm selbst zu London verfaßt." Diese mit Gründen und rechtfertigenden Thatsachen angefüllte Denkschrift überzeugte vollends selbst die Leichtgläubigsten.

In dieser Darstellung erzählt der Herzog von Orleans unter andern, daß er am 6. October gegen 8 Uhr Morgens von Paris abgereist sey, um sich in die Nationalversammlung zu begeben; er konnte folglich nicht um 6 Uhr schon zu Versailles seyn, wie einige falsche Zeugen zu behaupten gewagt haben.

"" Als ich gegen 8 Uhr Morgens — erzählt der Prinz — nach Versailles reiste, fand ich unterweges alles ruhig, bis

an die Brücke von Sevres; dort begegnete ich den Köpfen jener unglücklichen Opfer der Volkswuth. Zwischen Sevres und Versailles begegnete ich einigen mit Lebensmitteln beladenen Karren, die durch eine Abtheilung der Nationalgarde escortirt wurden. Einige Füseliere glaubten, daß mein Wagen den Zug der Karren nicht passiren dürfe. Da indeß mein englischer Postillion, ohne ihren Zuruf zu verstehen, weiter fortfuhr, faßte ihn einer der Füsiliere aufs Korn und drückte die Flinte auf ihn ab, die indeß glücklicher Weise nicht losgieng. Der Offizier gab dem Soldaten einen Verweis und mir zwei Mann zur Bedeckung."" S. Anekdoten der Reg. Ludwigs des Sechzehnten.

K.

"Das Ende dieses unglücklichen und verbrechenvollen Jahres (1790) bietet nur eine merkwürdige Begebenheit dar, die Verhaftung und der Anfang des Prozesses des unglücklichen Markis von Favras. Dieser Edelmann, dessen Jugend sehr stürmisch gewesen war, bewahrte noch im reiferen Alter jene feurige Einbildungskraft, jenen Dünkel, jene Unvorsichtigkeit, die ihn so oft auf Abwege geführt hatten, und der Rojalismus, als er an die Stelle seiner übrigen Leidenschaften trat, nahm auch alle Eigenthümlichkeiten derselben an. Die Frevelthaten des 5. und 6. Octobers weckten in ihm das heftigste Verlangen, alles zu versuchen, um die königliche Familie den Gefahren zu entziehen, von denen sie bedroht war. Er beschäftigte sich demzufolge mit mehr Eifer als Klugheit mit dem Plane, den König zu entführen. Das Mittel zur Ausführung desselben war eine Armee von ohngefähr 30,000 Rojalisten, deren Anwerbung und Bewafnung so im Geheimen vor sich gehen sollte, daß von dem Augenblick der Ausführung nichts davon verlauten könnte. Da eine Unternehmung der Art bedeutende Geldsummen erforderte, womit der Markis von Favras gerade am wenigsten versehen war, gab er sich alle mögliche Mühe, um sich dergleichen zu verschaffen. Er sprach mit mehreren Bankiers, theilte seinen Plan mehreren Rojalisten

von seiner Bekanntschaft mit, die er noch am meisten für geneigt hielt, ihn mit ihrer Börse zu unterstützen; aber er erhielt von ihnen mehr Lob als Credit.

Der Zufall wollte, daß um dieselbe Zeit der Bruder des Königs, der in Folge verschiedener Operationen der Nationalversammlung seit mehreren Monaten seine Einkünfte nicht einbekommen und im Monat Januar bedeutende Zahlungen zu machen hatte, auf Mittel dachte, seine Verpflichtungen zu erfüllen ohne dem Staatsschatz zur Last zu fallen. Um in diesem kritischen Augenblick dies auf einem minder beschwerlichen Wege zu erreichen als auf dem irgend einer gewöhnlichen Anleihe, faßte der Prinz den Entschluß, Schuldverschreibungen zu veräußern, und zwar bis zum Belauf der erforderlichen Summe. Herr von Favras, der einige Jahre früher in der Schweizergarde des Bruders Seiner Majestät gedient hatte, wurde durch den Markis von La Chatre demselben als der Mann bezeichnet, der sich ganz besonders dazu eigne, dieses Geschäft bei den Bankiers Schaumel und Sartorius glücklich abzuschließen. S. K. H. unterzeichnete demzufolge eine Obligation von zwei Millionen und trug seinem Zahlmeister auf, dies Geschäft weiter zu verfolgen.

Die Plauderhaftigkeit einiger Personen, die um den Plan des Herrn von Favras wußten, und die Unvorsichtigkeit, womit er selber die auf diesen Plan bezüglichen Schritte und die, welche sich auf die Anleihe der zwei Millionen für den Bruder Seiner Majestät bezogen, unaufhörlich vermengte und verfolgte, erregten die Aufmerksamkeit und die Besorgniß der Untersuchungskommission. Diese ließ Herrn und Frau von Favras in der Nacht vom 24. auf den 25. December verhaften, und klagte sie an: »eine Verschwörung gegen die vom Könige und der Nation eingeführte Ordnung der Dinge angezettelt, und zu diesem Zweck das Komplott entworfen zu haben, des Nachts Bewafnete in die Hauptstadt einzuführen, um sich der drei Hauptchefs der Staatsverwaltung zu entledigen, die königliche Garde anzugreifen, das Staatssiegel fortzunehmen, und Ihre Majestäten nach Peronne zu führen; ferner: daß sie versucht hätten, einige Leute von der Nationalgarde zu bestechen und sie durch Versprechungen und trügerische

Mittheilungen irre zu führen, daß sie Konferenzen mit den Bankiers gehabt hätten, um sich bedeutende Geldsummen zu verschaffen, so wie auch mit andern Personen, um wo möglich dies Komplott über mehrere Provinzen zu verbreiten.»

Den Tag nach der Verhaftung des Herrn und der Frau von Favras verbreitete man in der Hauptstadt in unzähligen Exemplaren gedruckte Zettel folgendes Inhalts:

»Der Markis von Favras auf dem Königsplatze ist in der Nacht vom 24. auf den 25. nebst seiner Frau Gemahlin verhaftet worden, wegen eines Planes, den er entworfen hatte, um 30,000 Mann auf die Beine zu bringen, Herrn von La Fayette und den Maire der Stadt ermorden zu lassen, und sodann uns die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Der Bruder Seiner Majestät sollte an der Spitze stehen.» »Unterz. Barnauz.»

Diese öffentliche Anzeige gegen den Bruder Seiner Majestät, welche durch die Kommentare der Aufruhrstifter und durch die Uebertreibungen der Verleumdung schnell verschlimmert wurde, erregte in der Hauptstadt die heftigste Gährung nicht blos gegen diesen Prinzen, sondern auch gegen den König selber, von welchem man voraussetzte, er sey mit seinem Bruder im Einverständniß. Eine heftige und nahe Explosion schien unvermeidlich und würde auch unfehlbar erfolgt seyn, wofern der Bruder Seiner Majestät, der eine Gefahr der Art nicht verachten durfte, nicht den einzigen Entschluß, der dies Ungewitter zu verscheuchen vermochte, ergriffen hätte. Dieser Prinz begab sich am 25. December in die Versammlung der Repräsentanten der Commune, und wurde daselbst mit der ihm gebührenden Achtung empfangen. »Meine Herren, redete er sie an, der Wunsch, eine abscheuliche Verleumdung zurückzuweisen, führt mich in Ihre Mitte. Herr von Favras ist gestern auf Befehl Ihrer Untersuchungskommission verhaftet worden, und man verbreitet heute mit vieler Geflissenheit, daß ich in großen Verbindungen mit ihm stände. Ich glaubte es dem Könige, Ihnen und mir schuldig zu seyn, Sie über die Beziehungen zu unterrichten, worin ich einzig und allein Herrn von Favras kenne.»

Nachdem er ganz einfach und umständlich die auf die Obligation von zwei Millionen bezüglichen Thatsachen aus einander gesetzt hatte, fügte er hinzu: »Ich habe Herrn von Favras nie gesprochen, ihm nie geschrieben, nie irgend einen Verkehr mit ihm gehabt; was er sonst gethan haben mag, ist mir völlig unbekannt. Indeß habe ich erfahren, daß man in der Hauptstadt ein Billet mit der Unterschrift Barrauz haufenweise verbreite, folgendes Inhalts (der Leser kennt ihn bereits). Sie werden gewiß nicht erwarten, daß ich mich so weit erniedrige, um mich gegen einen so niedrigen Vorwurf zu rechtfertigen, u. s. w.«

Diese Rede ward von der Versammlung und den Tribünen mit lebhaftem und einstimmigem Beifall aufgenommen. Der Maire drückte in seiner Antwort die Gefühle der Ehrfurcht und der Ergebenheit aus, wovon die Versammlung gegen den Prinzen durchdrungen sey, so wie das grenzenlose Vertrauen, welches seine Tugenden ihr einflößten. Herr von La Fayette nahm nach Herrn Bailly das Wort, und meldete, daß er bereits die Verfasser des Billets habe verhaften lassen, und daß sie sich bereits im Gefängniß befänden. Der Bruder Seiner Majestät bat um ihre Begnadigung, aber die Versammlung entschied, daß sie zur Untersuchung gezogen und bestraft werden müßten. Der Prinz glaubte auch die Nationalversammlung von dem Beweggrunde, der ihn zu diesem Schritt bewogen, unterrichten zu müssen. Er übersandte derselben also eine Abschrift der Rede, welche er im Stadthause gehalten, und fügte zugleich eine Note hinzu, worin er anzeigte, daß er der Nationalversammlung ein Verzeichniß der Schulden einreichen werde, die er mit den zwei Millionen, wofür er die Obligation unterschrieben, abzuzahlen gedenke.« S. Geschichte der franz. Revolution von Bertrand de Molleville, Th. II.

L.

An den Herzog von Choiseul, Pair von Frankreich und Staatssekretär.

Mein Herr Herzog,

Ich danke Ihnen für das Zutrauen, welches Sie mir geschenkt. Wäre ich bereits an der Regierung, so könnten

Sie auf meine Mitwirkung rechnen. Was die Jesuiten und die Aufhebung ihres Ordens betrift, so bin ich ganz Ihrer Ansicht.

Rechnen Sie nicht zu sehr auf meine Mutter, denn die Anhänglichkeit an diesen Orden ist in dem Hause Habsburg erblich geworden. Clemens der Vierzehnte hat selber Beweise davon erfahren müssen.

Indeß Kaunitz ist Ihr Freund. Er vermag bei der Kaiserin alles, und wird in allem, was die Vernichtung des Ordens betrift, mit Ihnen völlig einverstanden seyn. Eben dasselbe kann ich Ihnen vom Markis von Pombal sagen, der übrigens ein Mann ist, der nichts halb thut.

Choiseul, ich kenne diese Leute so gut wie nur irgend einer, ich weiß um alle ihre Entwürfe, um alle ihre Bemühungen, Finsterniß auf Erden zu verbreiten, und Europa vom Kap Finisterrä bis zum Eismeere zu verwirren und zu beherrschen.

In China waren sie Mandarinen, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Portugal und Spanien die Granden der Nation, in Paraguay Könige.

Wenn mein Großoheim, Joseph der Erste, nie den Thron bestiegen hätte, so würden wir vielleicht in Deutschland ebenfalls Malagrida's, Aveiro's, und königsmörderische Versuche gesehen haben. Aber er kannte sie bis ins Innerste. Als einst der Sanhedrin des Ordens den Beichtvater desselben in Verdacht hatte, daß er ein rechtschaffener Mann sey und mehr Anhänglichkeit für den Kaiser als für den Vatikan beweise, so wurde er nach Rom zitirt. Da er das grausame Schicksal, das ihn da erwartete, voraussah, so bat er den Kaiser, seine Abreise nicht zuzugeben. Allein alle Bemühungen des Monarchen waren vergebens; der Nuntius selbst forderte die Abreise des Beichtvaters. Ueber diesen Despotismus aufgebracht, erklärte endlich der Kaiser, "wenn dieser Geistliche denn durchaus nach Rom kommen müßte, so werde er nicht allein dahin abgehen, sondern alle Jesuiten der österreichischen Staaten würden ihn dahin begleiten, um sich dann nie mehr an irgend einem Orte der Monarchie wieder blicken zu lassen."

Diese unerwartete, und für die damalige Zeit fast verwegene Antwort bewirkte, daß die Jesuiten ihre Beute wieder fahren ließen.

In diesem Geist, Choiseul, handelte man damals; gegenwärtig müßte man freilich in einem anderen Geiste handeln.

Leben Sie wohl! Der Himmel erhalte Sie noch lange für Frankreich, für mich, und für Ihre zahlreichen Freunde!

Im Januar 1770. Joseph.

An den Grafen von Aranda, spanischen Gesandten am französischen Hofe.

Mein Herr Graf,

Clemens der Vierzehnte hat sich dadurch einen unsterblichen Ruhm erworben, daß er von der Erde die Jesuiten verbannte, diese Seïden des apostolischen Stuhls, deren Name jetzt nur noch in der Geschichte der Glaubensstreitigkeiten und des Jansenismus genannt werden wird.

Ehe man sie in Deutschland sah, war die Religion für die Völker eine Quelle der Glückseligkeit; aber sie haben sie zu einem empörenden Götzenbilde verkleidet, und aus ihr ein Werkzeug ihres Ehrgeizes und einen Deckmantel ihrer schändlichen Pläne gemacht.

Ein Institut, welches im Süden durch die fanatische Einbildungskraft eines spanischen Mönches ausgebrütet worden, ein Institut, welches nach dem Monopol des menschlichen Geistes und Verstandes trachtet und, um dahin zu gelangen, alles dem infallibeln Senat des Laterans zu unterwerfen sucht, war für die Enkel Tuiskon's ein sehr unseliges Geschenk.

Der einzige und hauptsächlichste Zweck des Sanhedrins dieser Lojolisten war der Ruhm, die Ausbreitung seiner Macht und eine immer größere Verfinsterung der übrigen Welt.

Die Intoleranz der Jesuiten hat über Deutschland das Unglück des dreißigjährigen Krieges gebracht, ihre Grundsätze haben Heinrich dem Vierten Thron und Leben entrissen, und sie waren die Urheber des entsetzlichen Widerrufs des Edicts von Nantes.

Ihr Einfluß auf das Haus Habsburg ist nur zu bekannt. Ferdinand der Zweite und Leopold der Erste beschützten sie bis zu ihrem letzten Athemzuge. Die Erziehung der Jugend, die Wissenschaften, die Belohnungen, die Ernennungen zu den höchsten Staatsämtern, das Ohr der Könige, wie das Herz der Königinnen, kurz alles ward ihrer schlauen Leitung anvertraut.

Es ist nur zu bekannt, welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Pläne sie ausgeführt, welche Fesseln sie für die Völker geschmiedet haben.

Uebrigens weiß ich recht wohl, daß außer Clemens dem Großen, auch die Minister des Hauses Bourbon und der Markis von Pombal an der Zerstörung ihres Ordens Antheil gehabt haben. Ihre Bemühungen wird die Nachwelt zu schätzen wissen, und ihnen im Tempel der Erinnerung Altäre errichten.

Wenn ich des Hasses fähig wäre, so würde ich diese Menschenart, welche Fenelon verfolgte, die Bulle In coena Domini ausheckte, und Rom so verächtlich machte, verwünschen. Leben Sie wohl!

Wien, im Julius 1773. Joseph.

M.

"In Paris gab es viel Lärm, als man von der Abreise der Prinzessinnen gewisse Nachricht hatte. Der König konnte nicht umhin, die Nationalversammlung durch einen Brief folgenden Inhalts davon zu unterrichten:

"Meine Herrn, da ich vernommen habe, daß die Nationalversammlung der Konstitutionskommission eine Frage zur Prüfung vorgelegt hat, welche bei Gelegenheit einer von meinen Tanten beabsichtigten Reise aufgeworfen worden, so halte ich es für angemessen, die Nationalversammlung zu unterrichten, daß ich diesen Morgen erfahren habe, daß sie gestern Abend um zehn Uhr abgereist sind. Da ich überzeugt war, daß man ihnen die Freiheit, die jeder hat, hinzugehen, wohin er will, nicht entziehen könne, so glaubte ich ihrer Abreise kein Hinderniß entgegenstellen zu dürfen, obwohl ich ihre Trennung von mir höchst ungern sehe."

"Unterz. Ludwig.

Ungeachtet dieses Briefes geriethen die beiden Partheien, in die sich die Nationalversammlung theilte, in die größte Gährung, als man die Nachricht von der Verhaftung der Prinzessinnen durch die Municipalität von Moret erhielt. Zugleich erfuhr man, daß die Lothringischen Jäger sie befreit hätten. Dieser Umstand vermehrte die Heftigkeit der Debatten. Man wußte, daß Privatpersonen den Prinzessinnen vorausgeeilt waren, und unter dem Volke alle die Gerüchte ausgestreut hatten, womit die Verschwornen die Journale anfüllten. Sie verschwendeten Geld und streuten es mit vollen Händen unter die dümmsten Menschen aus, als seyen diese am fähigsten, die größten Ausschweifungen zu begehen. Auch kam das Leben der Prinzessinnen wirklich in große Gefahr.

Dieses Geld, welches diese geheimen Agenten ausstreuten, rührte nicht vom Herzog von Orleans her — denn dessen Finanzen waren damals erschöpft —, sondern von England. Das Parlement bewilligte dem Minister alle Subsidien, die er verlangte, und erließ ihm das Rechnungablegen darüber. Die Bestimmung und die Verwendung dieser Gelder kann heutzutage nicht mehr zweifelhaft seyn.

Sehr bald empfieng die Nationalversammlung von der Municipalität von Moret folgenden Amtsbericht:

"Am 20. Februar 1791 erschienen zu Moret Wagen mit Gefolge und Bedeckung, welche auf vornehmen Stand schließen ließen. Die Municipalbeamten, welche von der Abreise der Prinzessinnen und der darüber in Paris entstandenen Unruhe reden gehört hatten, hielten diese Wagen an und wollten sie nicht passiren lassen, bis sie ihre Pässe vorgezeigt haben würden. Sie zeigten deren zwei vor. Der eine war auf Rom lautend und vom Könige ausgestellt und "Montmorin" kontrasignirt; der andere war nicht eigentlich ein Paß, sondern eine Erklärung der Municipalität von Paris, welche anerkannte, daß sie nicht das Recht habe, es zu verhindern, daß "diese Bürgerinnen" in den Theilen des Königreichs, die ihnen die angenehmsten schienen, eine Lustreise zu machen."

"Die Municipalbeamten von Moret waren bei Erblickung dieser beiden Pässe, in denen sie eine Art von Widerspruch gegen einander zu bemerken glaubten, geneigt zu glauben, daß ehe sie irgend einen Schritt in dieser Sache thäten, es ihre Pflicht sey, bei der Nationalversammlung deshalb zu-

vor anzufragen und mit den Prinzessinnen erst die Antwort hierüber abzuwarten; allein während sie schwankten, welcher Entschluß zu fassen sey, eilten Jäger vom Regiment Lothringen mit den Waffen in der Hand herbei, und ließen die Thore den Prinzessinnen mit Gewalt öfnen, die nun ihre Reise fortsetzten."

Kaum war dieser Amtsbericht vorgelesen, als der Exdirector Newbell ein außerordentliches Erstaunen darüber an den Tag legte. Wie könne man begreifen, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten einen Paß habe kontrasigniren können, da er sehr gut unterrichtet gewesen, daß ihre Abreise die Bitte um ein neues Dekret veranlaßt habe, zu welchem die Konstitutionscommission bereits den Entwurf abfasse? Da in diesem Zeitalter der Gottlosigkeit alles für "Skandal" galt, so meinte denn auch dieser Stimmgeber, es sey "skandalös", daß die Lothringischen Jäger sich so betragen hätten. "Wenn solche Gewaltthätigkeiten, sagte er am Schluß, erlaubt sind oder unbestraft bleiben, dann ist es eine seltsame Täuschung, zu glauben, daß wir eine Konstitution haben. Nein, es giebt keine Gesetze, der Degen allein regiert uns!"

Er stimmte zuletzt dafür, diesen Amtsbericht der Municipalität von Moret an die Konstitutions- und Untersuchungskommission einzusenden.

Der Antrag Newbells ward dekretirt.

Der Kriegsminister, der sich zu einer Entschuldigung genöthigt sah, erklärte, daß er den Lothringischen Jägern keinen Befehl dazu ertheilt habe. Das auf Newbells Antrag abgefaßte Dekret ward durch den Herzog von Aiguillon unterstützt, und man erfuhr durch den Brief des Herrn von Segur, "daß es nicht die Lothringischen, sondern die Hagenauer Jäger gewesen, welche die Ehre gehabt, die Prinzessinnen nach Fontainebleau und Moret zu geleiten." Der von Herrn von Segur unterzeichnete Brief wurde auf seine Einladung in die Tageblätter eingerückt. Dieser Militär setzte eine Ehre darein, den Befehl gegeben und Gehorsam gefunden zu haben. In seinem Briefe, der aber erst in der Sitzung vom 2. März vorgelesen wurde, wußte Herr von Segur die Nationalversammlung von der affectirten Unkunde der Militärs zu überzeugen, die sich in ihrer Mitte befanden.

Indeß glaubte doch Herr von Montmorin sich wegen der Kontrasignirung des Passes entschuldigen zu müssen, und er that es schriftlich in einem Briefe an die Nationalversammlung.

Das Schicksal der Prinzessinnen hieng von dem Dekret ab, welches die Nationalversammlung erlassen würde. Nach langen Debatten endigte zuletzt der General Menou durch eine jener kaustischen Phrasen, die selten ihre Wirkung verfehlen, wenn sie zu rechter Zeit, d. h. wenn die Mehrzahl der Discussion bereits müde zu werden anfängt, angebracht werden. »Europa, sagte er, wird gewiß sehr erstaunen, wenn es erfahren wird, daß die Nationalversammlung vier volle Stunden mit Berathungen über die Abreise zweier Damen zugebracht hat, welche die Messe lieber in Rom als in Paris hören wollen.«

So wurden denn die Debatten geschlossen, und das Dekret ganz der Meinung Mirabeau's angepaßt, welcher noch die Ehre hatte, die Abfassung desselben zu übernehmen. Es lautete so:

»Die Nationalversammlung, in Betracht, daß es kein Reichsgesetz giebt, welches gegen die freie Abreise der Prinzessinnen, Tanten des Königs, spräche, erklärt, daß keine Berathung darüber weiter stattfinde, und verweiset die Sache an die vollziehende Gewalt.« S. Memoiren der Prinzessinnen, von Montigny. Th. I.

Literarische Anzeige.

Im Verlage der Buchhandlung Josef Max und Komp. in Breslau, sind folgende neue Werke erschienen und daselbst für beigesetzte Preise zu haben:

I. **Gottfrieds von Straßburg Werke**, aus den besten Handschriften mit Einleitung und (vollständigem) Wörterbuch herausgegeben von Fr. H. von der Hagen. 2 Bände. Mit einem Kupfer, nach einem Bilde in der Münchener Handschrift, gezeichnet von Ruhl in Kassel, gestochen von Ludw. Meyer in Berlin. gr. 8. Breslau, im Verlage von Josef Max und Komp. 1823.

Weißes Druckpapier 3 Rtlr. 18 Sgr.
Velin-Papier . . 5 Rtlr.

Das Publikum erhält hier zum erstenmal die anmuthige Dichtung von Tristan und Isolde, in ihrer vollständigen, ursprünglichen, nach den besten vorhandenen Handschriften treu hergestellten und berichtigten Gestalt. Der ersten, fast im Druck vollendeten Auflage, widerfuhr das Unglück im April 1822, in der Herzogl. Hofbuchdruckererei zu Oels gänzlich zu verbrennen, und obgleich die Verlagshandlung den Druck sogleich von neuem wieder beginnen ließ, so verzögerte doch die Schwierigkeit desselben die Vollendung bis jetzt. — Außer dem Tristan des Gottfried von Straßburg sind hier auch noch die beiden Fortsetzungen des Ulrich von Turheim und des Heinrich von Friberg und zwei merkwürdige Bruchstücke einer älteren Bearbeitung dieser Heldensage von Eilhart von Hobergen mit abgedruckt. Was aber der gegenwärtigen Ausgabe einen unschätzbaren Werth für den Forscher und Kenner altdeutscher Kunst und Literatur verleiht, ist die hier mitgetheilte älteste bekannte Sagenquelle des Tristan, wir meinen die altenglische Bearbeitung des Thomas von Britanien, aus welcher Gottfried und seine Fortsetzer augenscheinlich geschöpft haben; zu diesem altenglischen Gedicht ist hier noch die altwalisische und die

altfranzösische Bearbeitung derselben Tristansage hinzugefügt, so daß der Freund des Mittelalters hier gleichsam alle die verschiedenen Formationen und Kristallisationen vor sich sieht, in welchen diese tiefe und anmuthig blühende Sage sich unter den verschiedenen Völkern des Mittelalters gestaltet hat. Voran steht eine geistvolle und gründliche Untersuchung über die Lebensumstände Gottfrieds und mehrerer gleichzeitigen Dichter. Im zweiten Bande sind alle noch vorhandenen Minnelieder Gottfrieds und sein bisher fast noch ganz ungedruckter Lobgesang auf die Jungfrau Maria und Christus aus der Manessischen Handschrift mitgetheilt. Den Beschluß macht ein kritisch gearbeitetes Wörterbuch über alle die verschiedenen hier zusammengestellten altdeutschen Dichtungen. Ueber die Schönheit der Darstellung und des Stoffes im Tristan noch etwas hinzuzufügen, würde nach dem, was Docen hierüber im altdeutschen Museum (B. I. S. 52. f.) ausführlich gesagt hat, überflüssig sein. Wir bemerken blos noch, daß für den Anfänger, oder auch für den Dilettanten der altdeutschen Poesie das in Rede stehende Werk ganz vorzüglich und zwar mehr als viele andere, ansprechend, ergötzend und zugleich eine Quelle des Studiums und der Belehrung sein dürfte. — Die Verlagshandlung dieses zweiten Hauptwerks altdeutscher Literatur, hat es sich angelegen sein lassen, dasselbe korrekt und anständig im Druck auszustatten, und eine in Zeichnung und Stich ganz überaus gelungene Abbildung von Tristan und Isolde beizufügen. Bei den bedeutenden Kosten, welche besonders der schwierige Satz verursacht hat, ist der Ladenpreis ungemein wohlfeil gestellt; der erlittene Verlust bei der verbrannten ersten Auflage, und der nicht unbedeutende Kostenaufwand für Zeichnung, Stich, Abdruck ꝛc. des meisterhaft ausgeführten Kupferstichs, ist bei der Preis-Festsetzung gar nicht in Anschlag gebracht worden: so daß letzterer als eine unentgeldliche Beilage für jeden Käufer des Buches zu betrachten ist.

2. Der Freiherr und sein Neffe, von Chr. J. Salice Contessa. 8. Breslau, im Verlage von Josef Max und Komp. 1824.

Velin-Druckpapier und kartonnirt 1 Rtlr. 12 Sgr.
Geleimt Velin und kartonnirt . = 1 Rtlr. 20 Sgr.

Unter diesem Titel ist so eben eine Schrift erschienen, die das Interesse aller Leser erregen und den vollsten Beifall erhalten muß. Eine Richtung der Zeit, die gegenwärtig alle Völker Europa's mehr oder weniger ergriffen hat, ist hier mit Umsicht und Scharfblick aufgefaßt und geistreich dargestellt. Die Lebensbegebenheiten des Freiherrn, eines ehrenwerthen Edelmanns von streng aristokratischen Grundsätzen; die des Neffen, voll aufbrausender Jugendkraft, für alles Hohe und Rechte, und deshalb früh hineingezogen in das Thun und Treiben auf Deutschlands Hochschulen; daneben die des Ritters Amerval, eines echten Liberalen, von tiefem, verschlosse-

nem, ja geheimnißvollem Karakter, bieten nicht allein eine reiche Fülle von psychologischen und zeitgeschichtlichen Erscheinungen dar, sondern geben auch ein gedrängtes Spiegelbild unserer durcheinander gährenden und in den seltsamsten Gegensätzen sich gefallenden Zeit, so daß man fast glauben sollte, alle Verwirrnisse der Gegenwart seien eben nichts weiter als bedeutungsvolle Verwickelungen eines trefflich durchgeführten Romans, wie diese Conteſſasche Erzählung. Und darum werden auch gleichgesinnte Leser, wie die ruhigen, in frischer Luft sich ergehenden Bürger in Göthe's Faust, nach Lesung dieses Büchleins zufrieden und behaglich sagen:

— — Und so laß ich's geschehn;
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag alles durcheinandar gehn,
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten.

3. Geschichten, Mährchen und Sagen, von Fr. H. von der Hagen, E. T. A. Hoffmann und Henrich Steffens. 8. Breslau, im Verlage von Josef Max und Komp. 1823.

Fein Schreibpapier 1 Rtlr. 4 Sgr.
Velin-Papier . 1 Rtlr. 12 Sgr.

In dieser Sammlung gibt zuförderst Fr. H. von der Hagen die tragische Liebesgeschichte von der Herzogin von Amalfi und dem schönen Lautenspieler Antonio von Bologna, wie sie sich im Anfange des 16ten Jahrhunderts zugetragen, und wie er sie in einer noch ungedruckten geheimen Kronik des Hofes von Neapel, in einer Kloster-Bibliothek daselbst gefunden hat. — Sodann folgt: Meister Johannes Wacht von E. T. A. Hoffmann, ein Karaktergemälde, voll von Rückerinnerungen aus dem Bamberget Leben des Dichters, und ganz in Art und Weise einer seiner trefflichsten Erzählungen: Meister Martin und seine Gesellen, gedichtet. Kurz vor seinem Tode verfaßt, wird sie Freunden und Verehrern Hofmanns als kostbare Reliquie gewiß willkommen sein. — Heurich Steffens gibt zur Sagen- und Mährchenwelt: 1) Ueber Sagen und Mährchen aus Dänemark. 2) Mährchen und Sagen aus dem Riesengebirge, veranlaßt durch eine Gebirgsreise in der Begleitung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen, und 3) die Trauung, eine höchst räthselhafte Begebenheit, welche sich auf der Insel Seeland in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zugetragen hat. Der Verfasser brachte sie zuerst nach Deutschland. Sie ist hier in ihrer ursprünglichen Gestalt, wir möchten sagen, in ihrer grandiosen Einfachheit von wunderbarer Wirkung, und läßt der Fantasie freien Spielraum, das tiefe Räthsel zu lösen, welches in geheimes Dunkel gehüllt den Leser ergreift und mit Schauder erfüllt.

4. Glycereon. Sammlung kleiner Erzählungen und Romane. Herausgegeben von Agnes Franz. 8. Breslau, im Verlage von Josef Max und Komp. 1823. Geheftet . . . 1 Rtlr. 8 Ggr.

Unsere vaterländische Dichterin Agnes Franz in Schweidnitz, übergibt hier der Lesewelt vier gelungene, höchst anmuthige Dichtungen, die ihren, bereits durch frühere Erzeugnisse ihres Geistes — in der Abendzeitung, den Taschenbüchern: Penelope und Urania, wo sie einst den Preis gewann, — begründeten schriftstellerischen Ruf erhöhen und neue Freunde und Verehrer ihr erwerben werden. Es sind folgende: Fantasie und Wirklichkeit. — 2) Huldine. Romantisches Gedicht in zwei Gesängen. — 3) Quintin Messys. — 4) Morai.

5) Harnisch, Dr. W., der Himmelsgarten. Eine Weihnachtgabe für Kinder und kindliche Gemüther. Mit 4 Bildern, gemalt von Ruhl in Cassel, und 1 Notenbeilage vom Musik-Director Berner in Breslau. kl. 4. 1824.

Velin Druck-Papier . . 2 Rtlr. 8 Ggr.
Geleimt Velin, mit Goldschnitt 3 Rtlr. 8 Ggr.

Wir dürfen versichern, daß die äußere Ausstattung dieser gehaltvollen Jugendschrift zu dem Vorzüglichsten gehört, was in der Art bis jetzt geleistet worden. Druck und Papier sind von Friedrich Vieweg in Braunschweig; die Bilder von Ruhl in Cassel entworfen und gemalt, sind von Meyer in Berlin trefflich gestochen. Die Illumination ist so korrect u. schön, daß sie den Originalen fast gleich kömmt.

6. Dr. Katzenbergers Badereise; nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen von Jean Paul Friedrich Richter. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. 3 Bändchen. 8. Breslau, im Verlage von Josef Max und Komp. 1823.

auf fein Druck-Velin und kartonnirt 3 Rtlr. 12 Ggr.
auf fein Post-Velin und kartonnirt 4 Rtlr. 12 Ggr.

Katzenbergers Reise in das weltberühmte Bad Maulbronn wurde schon bei ihrer ersten Erscheinung unter Jean

Paul's begabtesten, mit aller Weihe des ihm allein eigenen Witzes und Humors ausgestatteten Dichtungen gezählt. Ja, einer der größten, jetzt lebenden Zergliederer, der jüngere Meckel in Halle, dedicirte sogar dem Dichter wegen der Virtuosität seines Katzenbergers im Jahre 1815 seinen Commentar von der doppelten Monstrosität in dem ausgesuchtesten Latein. Jetzt ist das Werk so reich mit Zusätzen ausgestattet, daß diese Ausgabe um einen ganzen Band anwuchs, und in der neuen und zweiten Vorrede sagt der Verfasser selber: „Diese neue Auflage bringt unter andern Zu„sätzen, mehrere neue Auftritte des guten Katzenbergers mit, „welche ich eigentlich schon in der alten nicht hätte vergessen sollen, „weil ich durch diese Vergeßlichkeit seinem Karakter manchen lie„benswürdigen Zug benommen." — Die angehängten sogenannten Werkchen, welche allen drei Theilen dieser Katzenbergeriade, nach Jean Paul's beliebter Manier, der Hauptschüssel immer einige Nußtheile zuzulegen, zur Beigabe dienen, sind sämmtlich zu den gelungensten zu rechnen, was seiner Fantasie, diesem im echten Geisteszauber stets Neues hervortreibenden Füllhorn, je entquoll. In einem derselben: Halbgespräch über die Marattödterin Charlotte Corday, erklärt sich der Dichter jetzt über den verblendeten Mörder Kotzebue's auf eine Weise, die allen Mißverstand auf immer beseitigt. Ein anderer Aufsatz: Ueber den Tod nach dem Tode, oder der Geburtstag, eine Betrachtung über das Fortleben in andern Welten, muß jeden Leser, der noch an den Flügelschlag der entpuppten Psyche glaubt, erheben und begeistern. Doch genug von einer so frisch sich erneuenden Frühlingsgabe unserer Literatur, welche von der Verlagshandlung auf alle Weise typographisch schön ausgestattet worden ist.

7. Schall, K. Lustspiele. Neue Ausgabe. 8. Breslau, in Verlage von Josef Max und Komp. 1823.

Kartonnirt . . . . . 1 Rtlr. 8 Ggr.

Inhalt:

1) Mehr Glück als Verstand.
2) Das Heiligthum.
3) Der Kuß und die Ohrfeige.
4) Theatersucht.
5) Trau, schau, wem.
6) Die unterbrochene Whistparthie, oder der Strohmann.

K. O. Müllers hellenische Geschichten.

Die angekündigte und lange erwartete Fortsetzung der Hellenischen Geschichten, können wir nun als im Druck vollendet, und in jeder Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz vorräthig zu finden, anzeigen. Der vollständige Titel ist:

Geschichten hellenischer Stämme und Städte von Dr. K. O. Müller, ordentl. Prof. an der Universität Göttingen, Mitgliede der K. Societät der Wissenschaften daselbst und Korrespondenten der K. Preuß. Akademie. 2ter 3ter Band. Die Dorier, 4 Bücher. Mit 1 Karte des Peloponnes.
gr. 8. 1824. Weißes Druckpapier. 5 Rtlr.
Velin-Papier . . 6 Rtlr. 8 Ggr.

Die hiezu gehörige und auf dem Titel des 2ten Bandes angemerkte

Karte des Peloponnes während des Peloponnesischen Kriegs, entworfen von K. O. Müller, gestochen von K. Kolbe. Illuminirt. 18 Ggr.

ist dem Buche nicht beigelegt, weil gute Karten durch Brüche leicht schadhaft werden, und weil dieses Blatt zugleich auch als das 1ste, von dem in unserem Verlage erscheinenden Atlas von Alt-Griechenland, anzusehen ist. Es ist daher jedem Käufer frei gestellt, das Buch ohne die Karte, und die Karte ohne das Buch sich anzuschaffen, obgleich die Karte ein wesentlicher Bestandtheil des Buches ist und nothwendig dazu gehört.

Im Jahr 1820 erschien bereits der 1ste Band, dieses in jeder Beziehung höchst wichtigen Werkes unter dem Titel:

Geschichten hellenischer Stämme und Städte. 1ster Band. Orchomenos und die Minyer. Mit 1 Karte der Thäler des Kephissos und Asopos.
gr. 8. Druckpapier . . 2 Rtlr. 16 Ggr.
Velin-Papier . . 3 Rtlr. 8 Ggr.

und ist durch jede Buchhandlung schnell zu beziehen.

So erhält denn nun das gelehrte Publikum in diesen 3 Bänden eine aus allen noch vorhandenen Quellen, Inschriften und Denkmalen geschöpfte ausführliche und umfassende Untersuchung und Darstellung der älteren Geschichte Griechenlands in allen ihren Zweigen, Richtungen und Entwickelungen, wie sie bisher noch in keinem der vorhandenen Geschichtswerke geliefert worden ist, und wie sie der Freund altgriechischer Geschichten und des griechischen Alterthums, so wie der Philolog, der Literator und der Kunstkenner längst wünschen mußte.

Was die beigegebenen Karten betrifft, so bemerken wir blos, daß sich der Verf. während seines Aufenthalts in England und Frankreich die seltensten Hilfsmittel dazu zu verschaffen bemüht gewesen, und daß der Stich von der Meisterhand des Herrn Kolbe wahrhaft schön zu nennen ist.

Buchhandlung Josef Max und Komp. in Breslau.

Ankündigung

dreier religiös-theologischen Schriften.

1) **An meine christlichen Mitbürger, in Sachen unsres Gottesdienstlichen Lebens und der aufzuhebenden Kirchentrennung. 8. 1823. Verlag von Josef Max und Komp. in Breslau.**

Weißes Druckpapier	16 Gr.
Velinpapier und kartonnirt	1 Rtlr.

Der Verfasser dieser Schrift will für nichts weiter gelten, als für ein Mitglied der evangelischen Gemeinde, wie es alle sind, und sich eben so nur seiner evangelischen Freiheit bedienen, wie sie alle haben: ein offnes Wort über die kirchlichen Angelegenheiten und über die mögliche Aufhebung des bestehenden Konfessionsunterschiedes an alle evangelische Christen zu richten. Und wenn er dabei seinen Namen verschweigt; so geschieht auch das weder aus Scheu, noch aus Klugheit, sondern allein deshalb, damit Keiner den Inhalt seiner kurzen und einfachen Rede vermischen soll mit einer möglichen Zuneigung oder Abneigung gegen seine Person, vielmehr ein Jeder des Unbekannten Zutrauen und Liebe in gleicher Weise erwiedern möge. — Denn was Gottes ist, wird bleiben, was Menschenwerk wird untergehen.

2) Scheibel, J. G., (Dr. und Prof. der Theologie) Das Abendmal des Herrn. Historische Einleitung, Bibel-Lehre und Geschichte derselben; ausführlichere Erläuterungen früherer Schrift. gr. 8. 1823. Verlag von Josef Max und Komp. in Breslau.

Weißes Druckpapier 2 Rtlr.
Velin-Papier und kartonnirt 2 Rtlr. 16 Gr.

Dieses Buch, welches zunächst durch äußere Veranlassnng und durch die der Breslauischen Synode vom Oktober 1822 gegebne Erklärung des Verfassers, seinen Widerspruch in einer ausführlichern Abhandlung zu begründen, hervorgegangen ist, führt den Karakter einer allgemeinen Untersuchung über einen von jeher als hochwichtig betrachteten Gegenstand des christlichen Glaubens. — Mit der gründlichen historischen und exegetischen Gelehrsamkeit werden hier zuerst die Analogien und Vorbilder des heiligen Sakraments in ägyptischem und israelitischem Kultus geprüft, und sodann ausführlich bewiesen, wie mit der heiligen Schrift selbst keine andere Lehre, als die reine Lutherische, in Uebereinstimmung gebracht werden könne. Darauf folgt eine Geschichte der Abendmalslehre, von den ältesten Zeiten der Kirche bis auf unsere Tage herabgeführt. Sehr merkwürdig ist auch die Vorrede, worin der Verfasser sein Glaubensbekenntniß über mehre vielfach besprochene Gegenstände und eine Rechtfertigung desselben niederlegt.

3) Steffens, Henrich, von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeinde. 8. 1823. Verlag von Josef Max und Komp. in Breslau.

Weißes Druckpapier 1 Rtlr. 4 Gr.
Velinpapier und kartonnirt 1 Rtlr. 12 Gr.

Es ist ein Zeichen der Zeit, welches zu ernstem Nachdenken auffodert, daß in unsern Tagen die Philosophen zu den Waffen greifen müssen, um die wahre Kirche des Herrn gegen die Theologen, ihre eigenen Wächter, zu vertheidigen. So bemüht sich der berühmte Verfasser im ersten Theile dieser höchst wichtigen Schrift zu zeigen, wie die heilige Schrift entweder mit ganzem, ungetheilten Glauben, der kein anderes Kriterium über sich erkennt, angenommen, oder ganz verworfen werden müsse; vornehmlich im Gegensatze gegen die vielverbreiteten Meinungen eines gefeierten Berliner Theologen. Darauf folgt eine Darstellung des wahren, einfachen christlichen Glaubens und der darauf sich gründenden Gemein-

de Christi, welche dem Verfasser Anlaß gibt, mit mildem Ernste einige Verirrungen, die heut zu Tage der Gemeinde besonders Gefahr drohen, ausführlicher zu berühren; sodann ein Abschnitt über das Verhältniß der Lehrer zur Gemeinde und über eine wichtige Angelegenheit dieser Zeit, die Union der beiden protestantischen Kirchen. Da der Gegenstand dieser Schrift jedes Gebildeten nahe Theilnahme in Anspruch nimmt, weil der Unglaube und Halbglaube, den sie bekämpft, in unserer Zeit wohl Niemanden ganz unberührt gelassen haben, und da der Verfasser hier nur als ein Laie, als ein Mitglied der Gemeinde reden wollte, so ist alle eigentliche gelehrte Untersuchung vermieden und der Darstellung selbst die möglichste Klarheit und Verständlichkeit gegeben worden.

Einladung zur Subscription.

—

Tausend und eine Nacht.

Neu übersetzt

und zum erstenmal aus einer Tunesischen Urschrift vollständig ergänzt

durch

Dr. Habicht, F. H. von der Hagen

und Karl Schall.

12 Bändchen.

Auf feines Berliner Patent-Papier. Pränumerations-Preis 6 Rtlr.

Die Erzählungen der "Tausend und eine Nacht" sind, was sie ursprünglich waren, und im Morgenlande noch sind, auch längst in Frankreich zum Volksbuche geworden, und zum Theil

auch in Deutschland, wo der Uebersetzer Homers (Voß) nicht verschmähte, sie aus der Französischen Uebersetzung zu verdeutschen. Sie finden sich, wie in Paris in mannigfaltigen Abdrücken neben der schon seltneren blauen Bibliothek, auch in einzelnen Heften unter den teutschen Volksbüchern, fehlen hier aber schon lange der übrigen Lesewelt, da die echten Abdrücke, längst vergriffen und nur schmutzige und fehlerhafte, seit Jahren auch schon wieder vergriffene Nachdrücke noch hie und da umlaufen.

Unterdessen haben besonders auch die Franzosen den zuerst von ihnen eröffneten Quellen weiter nachgespürt, und Galland's Nachfolger auf dem Arabischen Lehrstuhl in Paris, Caussin de Perceval, hat vollständige Handschriften der großen Sammlung entdeckt, — wie Jonathan Scott in England, und Hr. v. Hammer bei uns, — und daraus das Verhältniß Galland's zu seiner noch vorhandenen Urschrift, so wie zum Umfange des Ganzen, aufgezeigt. Zugleich hat er dargethan, daß die Fortsetzung der 1001 Nacht durch Chavis und Cazotte (in unserer blauen Bibliothek verdeutscht) von jenem zwar der Grundlage nach meist aus einer Arabischen Handschrift zu Paris entnommen, von diesem aber willkürlich ausgesponnen worden, oft dem Morgenlande widersprechend und mißverstanden. Aus der Urschrift hat Caussin nun diesen Theil der Sammlung hergestellt und die anderweitige Ergänzung und den Schluß des Ganzen in zwei Bänden dem berichtigten Abdrucke der Gallandschen Ausgabe in 7 Bänden (schon 1806) angefügt. Ganz neulich (1822) ist eine andere, auf ähnliche Weise vermehrte Ausgabe dieser Gallandschen Uebersetzung durch Eduard Gautier, unter Langlé's Mitwirkung, zu Paris veranstaltet, worin dieselbe aus Handschriften und andern seitdem im Druck erschienenen Beiträgen, durch Einschaltungen bereichert, und ergänzt wird: wie Scott schon 1811 zu London eine solche berichtigte und mit einem Bande vermehrte Englische Uebersetzung (in 6 Bänden) herausgegeben hat.

Demnach ist es wohl Zeit, auch bei uns an eine neue Musterung und Ergänzung dieses wichtigen Werke zu denken. Und eine neue berichtigte und vervollständigte Verdeutschung soll dasselbe in seinem ganzen Umfange, mit seinen mannigfaltigen Aneignungen und echten Fortdichtungen, herstellen.

Unterzeichnete haben sich zu diesem, seit lange vorbereiteten Unternehmen, vereinigt, von welchem bestimmt Folgendes zu erwarten ist:

1) Eine Revision und Ergänzung der Galland'schen Uebersetzung, aus einer Tunesischen Handschrift (in Dr. Habichts Besitz,) welche, neben einzelnen Erzählungen, namentlich auch die von Galland und seinen Herausgebern übergegangenen, oft so bedeutsamen Verse liefert.

2) Eine gemeinsame Verdeutschung der sämmtlichen hier namhaft gemachten Theile, Ergänzungen, Einschaltungen und Nachträge der 1001 Nacht.

3) Eine gegen 200 Nächte starke neue Ergänzung sammt dem Schlusse des Werkes, aus der vorgedachten Tunesischen Handschrift, welche nach hinten fast ganz von allen übrigen bekannten Handschriften abweicht. Und zwar erscheint diese offenbar mehr im Geist und Styl des ursprünglichen Werkes, als die Fortsetzung in der ehemals v. Hammerschen Handschrift, welche kürzlich durch Zinserlings mangelhafte Uebersetzung bekannt geworden, und als eine Aegyptische ausschweifende Ueberarbeitung und Fortsetzung, sich keinesweges zur Einverleibung in unser Werk eignet.

Die nöthigen Erklärungen werden überall die Uebersetzung begleiten: und eine Ausgabe der Urschrift durch den Besitzer derselben, mit den so eben von des Königs Majestät der hiesigen Universität geschenkten Arabischen Typen, wird demnächst auch den Sprachgelehrten genugthun.

Dieses zum Theil uralte, so anziehende, und deshalb so vielfach, überarbeitete, fortgesetzte und nachgeahmte große Werk ist wohl würdig, auf alle Weise vollständig bekannt zu werden und fortzuwirken.

Breslau im Januar 1824.

Dr. Habicht. F. H. v. d. Hagen. Karl Schall.

Eine neue Ausgabe der 1001 Nacht, ist schon seit mehrern Jahren eine unsrer Lieblings-Ideen gewesen, welche früher zu verwirklichen wir gehindert gewesen sind. Bereits im Jahre 1822 schrieben wir an Herrn Hofrath J. H. Voß,

und machten ihm den Antrag, eine neue Auflage seiner Uebersetzung zu drucken, im Fall er dazu geneigt wäre; er ging darauf nicht ein. Herr Prof. von der Hagen, dem wir schon früher darüber Eröffnungen gemacht hatten, versprach seinen vorjährigen Aufenthalt in Paris auch dazu mit zu benutzen, um dort alles aufzusuchen, und mit zu bringen, was für eine neue, revidirte und vollständige Ausgabe derselben irgend ersprießlich sein könnte. Nach seiner Heimkehr im vorigen Herbst, versehen mit einem vollständigen Französischen Apparat, wurde an die Herausgabe dieses Werkes gedacht, worüber bereits oben das Weitere gesagt ist.

Eine Ankündigung hierüber wollten wir erst mit Erscheinung der ersten Lieferung ergehen lassen, da jetzt aber eine andere Uebersetzung angekündigt worden ist, so können wir mit der unsrigen nicht länger zurück halten.

Unsere Ausgabe, über deren innern Gehalt die Herren Herausgeber bereits oben ausführlich gesprochen haben, erscheint auf folgende Art:

1) Sie wird 12 Bändchen in Taschenformat, und jedes Bändchen 18 — 20 Bogen, enthalten.

2) Zum Text haben wir eine schöne, neue Borgois-Schrift gewählt; das Papier ist ein schönes, weißes (fast besser wie Velin-Druck) aus der berühmten Patent-Papier-Fabrik in Berlin.

3) In Hinsicht der äußeren Ausstattung, soll es eine bequem leserliche, korrekte und durchaus elegante Ausgabe werden, und unsren sonstigen Drucken, die sich vielfältig allen Beifall erworben haben, nicht nachstehen.

4) Der Preis aller 12 Bändchen ist nicht höher als 6 Rtlr. Preuß. Cour., so daß jedes Bändchen nur 12 Gr. zu stehen kömmt. Ein äußerst wohlfeiler Preis, der nirgends in Deutschland und der Schweiz erhöhet werden darf. Privat-Personen, die sich direkte an uns wenden, erhalten bei einer Bestellung von 6 Exemplaren 1 Frei-Exemplar.

5) Es sind die Druckeinrichtungen so getroffen, daß wir uns verpflichten, das komplette Werk bis spätestens Weihnachten, d. J. fertig zu liefern. Das 1ste Bänd-

chen erscheint in 4 Wochen, und wir versenden es sogleich, damit sich das Publikum von den innern und äußern Vorzügen unserer Ausgabe überzeugen kann. Die fernere Lieferung geschieht zu 3 und 4 Bändchen.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz, so wie die löblichen Postämter, nehmen Pränumeration an, und sind in Stand gesetzt, das Werk ohne alle Preiserhöhung zu liefern.

Breslau im Januar 1824.

Buchhandlung Josef Max und Komp.

B S B
MÜNCHEN

১৫/০০৭২২৫

৮-৩

(২৮৬)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campan, Jeanne-Louise-Henriette,

Memoiren über das Privatleben der Königin Maria Antoinette von Frankreich nebst Erinnerungen und historischen Anekdoten aus der Regierungszeit Ludwigs des Vierzehnten, des Fünfzehnten und des Sechszehnten
Bd.: 2

Breslau (1824)

Gall.rev. 1035 z-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425699-0